

REZENSIONEN

Claude D. Conter, *Jenseits der Nation – Das vergessene Europa des 19. Jahrhunderts. Die Geschichte der Inszenierungen und Visionen Europas in Literatur, Geschichte und Politik*. Bielefeld: Aisthesis 2004, 780 S.

Das Europa der Nationen im 19. Jahrhundert war voll von Bildern, die diese Nationen sich vom größeren, gemeinsamen Europa machten, mochte diese Gemeinsamkeit zeitweise auch eher als ein Gegenüber empfunden werden. Allein schon außenpolitische Grundsatzzfragen wie die nach dem Gleichgewicht der Kräfte, nach einer befürchteten Hegemonie Frankreichs, Großbritanniens, Russlands oder dann auch des Deutschen Reichs, nach dem Schicksal der Vielvölkerstaaten Österreich-Ungarn oder des Osmanischen Reiches, die Frage der Spanischen Erbfolge, der kontinentalen Bündnispolitik oder schließlich auch die nach der kolonialen Aufteilung der Welt zwischen den europäischen Mächten hielt Europa als kompliziertes und verletzliches System immer im Bewusstsein aller politisch Interessierten. Revolutionen in einem Land lösten seit 1789 immer wieder gesamteuropäische Hoffnung und Zustimmung aus und griffen mal schwächer, mal stärker auf die übrigen Länder über – seien es der griechische Unabhängigkeitskrieg, die diversen polnischen Aufstände oder die französischen Revolutionen; verstärkt wurde dies durch gegen- und übernationale Organisationen wie die „ultramontane“ katholische Kirche oder die „internationale“ Arbeiterbewegung. Selbst die Nationalbewegungen außerhalb der bereits existierenden Nationalstaaten waren „europäisch“ miteinander verbunden und bei aller Konkurrenz sich doch einig in ihrer Ablehnung von national feudalen Strukturen. Sie träumten von einem Europa der Nationen. Dies alles bedeutet freilich keineswegs, dass es ein in sich einheitliches und geschlossenes Europa-Bild gegeben hätte.

Die hier zu besprechende Bamberger Dissertation aus dem Jahre 2003 stellt sich vor diesem allgemein bekannten Hintergrund die gewaltige Aufgabe, den Europa-Diskurs des 19. Jahrhunderts als solchen zu untersuchen und zwar diskurs- und medienübergreifend in fiktionaler Literatur, politischer Programmatik und großräumigen historischen Deutungsversuchen gleichermaßen. Ausgegangen wird dabei von der These, es sei „bei den bisherigen Betrachtungen in lite-

rarischen, politischen, publizistischen und historiografischen Texten des 19. Jahrhunderts die Debatte über Europa ausgespart worden“ (S. 18). Dass dies so nicht stimmen kann, zeigt freilich schon ein Blick in Conterers eigenes Literaturverzeichnis: Untersuchungen, und zwar durchaus prominente und bekannte, zur Geschichte der europäischen Idee in Literatur und Publizistik werden dort in nicht gerade geringer Menge aufgeführt – freilich führt nicht jede das Wort „Europa“ im Titel (wie z.B. Golo Manns Wissenschafts-Bestseller über Friedrich von Gentz). Diese rhetorische Überpointierung der eigenen Originalität verweist freilich (und nur deshalb führe ich sie an) auf ein viel grundsätzlicheres Problem: Die immense Stofffülle, mit der Conterer umzugehen hat (und über die er auf respektgebietende Weise gebietet) lässt sich nur in den Griff bekommen *entweder* durch klare thematische Begrenzung *oder* durch eine größtmögliche Pauschalität, die allein es in ihrer Abstraktheit erlauben würde, allgemeingültige Aussagen weit oberhalb aller Details zu treffen. Als Qualifikationsarbeit muss diese Arbeit sich jedoch zwangsläufig darauf konzentrieren, immer textnah zu arbeiten, um wissenschaftlich überprüfbar zu bleiben. Gleichzeitig aber verführt die Breite der Themenstellung zu essayistisch allgemeinen Aussagen. Dieser der Arbeit konstitutiv innewohnende Widerspruch hat sich in ihre Textur zutiefst einverschrieben: Sie arbeitet einerseits penibel und sorgfältig einige wichtige Themenkomplexe heraus (dazu später mehr), überzieht diese aber gleichzeitig mit wagemutig pauschalen Aussagen, die aus den Ergebnissen der Arbeit selbst nicht immer ableitbar sind und offensichtlich nur den Zweck haben, die (unbestreitbaren) Verdienste des Verfassers im Detail weit über die von ihm behandelten Besonderheiten soweit auszudehnen, dass er als historiografischer Neu-Entdecker eines bisher unbekanntes Gegenstandes von europaweiter Bedeutung erscheinen kann.

Das Problem beginnt bereits mit dem falschen Titel des Buches: Von einem „vergessenen“ Europa, wie es leicht sensationsheischend heißt, oder, das wäre angesichts des tatsächlichen Inhalts wohl treffender gewesen, von einem (eigentlich gab es viele) vergessenen deutschsprachigen Europa-Diskurs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, kann man in den nicht ganz wissenschaftsarmen Jahrzehnten vor Conterer definitiv nicht sprechen. Doch nicht nur der Titel verspricht mehr, als er halten kann. Conterers Anspruch, als so umfassend wie möglich zu erscheinen, macht sich auch in der Anlage der Arbeit auf etwas verwirrende Weise bemerkbar. Selbst die vielen deutschen Europadiskurse des ‚langen 19. Jahrhunderts‘ können ja von einem

Einzelnen nicht wirklich umfassend dargestellt werden. Sinnvoll wäre es, einen (oder mehrere miteinander korrespondierende) der vielen deutschen Europa-Diskurse herauszugreifen, sei es der Diskurs über ein bestimmtes Problem wie die europäische Friedensordnung nach Napoleon oder der Umgang mit dem „kranken Mann am Bosphorus“, sei es einer der vielen Diskursstränge wie der nationalrevolutionäre, der wirtschaftsliberale und fortschrittsoptimistische, der nach wie vor ständische des europäischen Adels (der ja nicht zu existieren aufgehört hatte), der katholische oder der konservative. Einer solchen an sich sinnvollen Beschränkung muss sich auch Conter unterwerfen – und versucht zugleich, gegen sie zu opponieren. Er beharrt bei faktischer Konzentration auf einige Details auf dem nicht eingehaltenen (und in einer Qualifikationsarbeit nicht einzuhaltenden) Anspruch auf möglichst umfassende Darstellung. Dies drückt sich nicht nur in seiner Rhetorik aus (dazu am Ende noch mehr), sondern auch in der Anlage der Arbeit: Er entscheidet sich für vier (warum vier?) verschiedene Europa-Diskurse kategorial verschiedenen Charakters, ohne die verschiedenen Ebenen, auf denen sie anzusiedeln sind, logisch miteinander in Beziehung zu setzen, so dass zwischen ihnen kein rechter Zusammenbehang besteht. Das erste Großkapitel „Europas ideengeschichtliche und politisch-historische Emergenz“ behandelt außen- und machtpolitische Vorstellungen von einer europäischen Ordnung im Zuge der napoleonischen Umwälzung, das zweite zeichnet das topisch dialektische Wechselspiel zwischen Europa-Müdigkeit und Amerika-Sehnsucht bzw. Europa-Sehnsucht und Amerika-Müdigkeit in der schönen Literatur nach, das dritte die europäische Dimension der nationalrevolutionären Bewegungen in Deutschland und ihre utopischen Europa-Konzepte, das vierte stellt in Anlehnung an Goethes Konzept der „Weltliteratur“ die Frage nach dem „europäischen Selbstverständnis der deutschsprachigen Literatur“, ehe daraus (noch im vierten Kapitel) anderswo nicht unterzubringende Stoffsammlungen mit eher allgemeinen Überlegungen vermischt werden, die den Eindruck erwecken sollen, ein gemeinsames Resümee dieser vier äußerst disparaten Untersuchungen bieten zu können und diese so quasi wenigstens im Rückblick zu einer Einheit zu fügen.

Unterhalb dieser ebenso großspurigen wie brüchigen Gesamtkonstruktion erweist die Arbeit, genauer: erweisen die Teilstudien, aus denen sie besteht, sich als durchaus kenntnisreiche Untersuchungen auf relativ breiter Quellenbasis – zugrunde gelegt wurden immerhin 250 Texte von über 200 Autoren, darunter Klassiker der deutschen Literatur und Publizistik, aber auch, und dies macht den größten Wert

des Buches aus, viele „Ausgrabungen“ heute nun wirklich vergessener einstiger Diskursteilnehmer. Das erste Großkapitel beginnt mit der Auseinandersetzung der deutschen Literatur (wobei Belletristik hier als Publizistik ausgewertet wird und an deren Stelle tritt) mit Napoleons universalmonarchischem Anspruch und zeigt, dass das von Napoleon und seinem Untergang aufgeworfene Dilemma, wie Europa nach den von ihm ausgelösten epochalen Veränderungen neu geordnet werden könne, drei einander ergänzende Antworten provozierte: (1.) Friedrich von Gentz' seit Golo Manns Arbeit über Gentz (1972) wieder ins Bewusstsein gerückte Gleichgewichtsüberlegungen, die das System Metternich zu begründen halfen, (2.) das von den Zeitgenossen ins Bild des „europäischen Konzertes“ gebrachte Friedens- und Ausgleichssystem des Wiener Kongresses mit dem konservativen Sonderfall der „Heiligen Allianz“, deren religiöse Selbstlegitimation in einem abschließenden Diskurs auf Novalis' „Die Christenheit oder Europa“ und die davon ausgelöste konservative Argumentationslinie zurückgeführt wird, und schließlich (3.) Völkerbundsvorstellungen, die über das „europäische Konzert“ weit hinausgingen und offen waren für verschiedenste Utopien wie ein sozial(istisch)es Europa, „Vereinigte Staaten von Europa“ oder gar einen europäischen Messianismus. Im Zuge dieser Konzepte beginnt eine Aufladung Europas mit Hoffnung und Vision, die der ungenügenden Wirklichkeit Utopien davon entgegenstellt, wie ein ideales Europa aussehen könnte. „Europa“ bekommt identifikatorischen, emotionalen Wert und lädt zugleich dazu ein, in es Gegen-Bilder einer besseren Welt hineinzuprojizieren. Die etwas verquere Reihenfolge mit der chronologisch verspäteten Behandlung von Novalis ermöglicht Conter eine quasi teleologische Zurichtung seines Themas auf die Entstehung einer Europa-Vision hin.

Das zweite Großkapitel untersucht, wie „Europa“ in klassischer kulturkritischer Manier genutzt wird als Projektionsfläche für Dekadenzbefürchtungen, Zivilisationsabkehr, Verfallsphantasien und gemäßigte Apokalyptik. Die Topik ist altbekannt, in ihrer Anwendung auf Europa seit der Entdeckung Amerikas und der ‚edlen Wilden‘ in Übersee wird sie in den Produkten einer kulturphantastischen Publizistik (deren Höhepunkt war Rousseau) genutzt zur Konstruktion eines zwangsläufig negativen literarischen Gegen-Bildes zu exotischen Kolonialisierungs- und Weltflucht-Träumen. Diese Tradition freilich blendet Conter weitgehend aus, versucht er doch, diese Topik referentiell ernst zu nehmen und verkürzend zu beschränken auf ihre Anwendung auf die historisch ganz anders, nämlich politisch und

sozial begründete deutsche Massenauswanderung nach Amerika und den von Fortschrittsmodellen strukturierten literarischen Diskurs darüber, der die aus dem Zeitalter der Entdeckungen überkommene Bildersprache nun für seine Zwecke nutzte. Auch hier versucht nun Conter eine teleologische Zurichtung des Themas. Zu jedem Diskurs gibt es zeitgleich seinen Gegen-Diskurs, gegen Texte also, die Auswanderung propagieren, auch solche, die die Auswanderung nach Amerika ablehnen oder gar für die Ausgewanderten eine Rückkehr nach Europa postulieren. Dieses zeitgleiche Gegeneinander bringt Conter in die Gestalt eines Nacheinander. Er entwirft so eine auf die Auswanderungsbewegung chronologisch folgende Gegenbewegung, was es ihm erlaubt, ein kausal-temporales Abfolgemuster zu behaupten, das in neue Europa-Begeisterung zu münden scheint. Die Gemeinsamkeit zwischen diesem und dem vorangegangenen Kapitel besteht in deren gemeinsamer Zuspitzung auf die Teleologie, die diese als deren gemeinsame Vision sehr unterschiedlichen Europa-Diskursen unterstellt.

Das dritte Großkapitel erscheint mir als das wichtigste und in sich konziseste, arbeitet es doch die europäische Dimension deutscher Revolutionsbegeisterung seit dem Griechischen Unabhängigkeitskrieg heraus: Die revolutionäre deutsche Nationalbewegung begriff sich bekanntlich bis 1848 nämlich sehr wohl als Teil einer gesamteuropäischen liberalen Bewegung, die den von ihr angestrebten „eigenen“ Nationalstaat durchaus im friedlichen „Konzert“ mit den von den anderen bisher unterdrückten Völkern zu erringenden Nationalstaaten sah. (Damit freilich ist der von Conter einleitend seiner Arbeit zugrunde gelegte Gegensatz zwischen Nation und Europa von ihm selbst widerlegt.) Conter beschreibt vor diesem Hintergrund den Philhellenismus und den deutschsprachigen literarischen Diskurs darüber, die Polenbegeisterung des Jahres 1830, Laubes Entwurf eines „Jungen Europa“ und die europäische Dimension des Hambacher Festes. Damit fügt auch dieses Kapitel sich der Konstruktion einer Europa-Teleologie ein. Stellvertretend auch für die vorangegangenen Kapitel aber wird diese hier abschließend eingetrübt durch den Umschlag des Jahres 1848, in dem angesichts rasch deutlich werdender territorialer Interessensgegensätze mit jenen anderen Nationen, die auch noch keinen Staat und damit auch noch kein klar umrissenes Staatsgebiet hatten und deshalb häufig Gebiete für sich reklamierten, die die deutsche Nationalbewegung als deutsche postulierte, so dass nationale Eigeninteressen Überhand gewannen gegenüber der nun zurückgehenden Europa-Rhetorik. Damit freilich ist die teleologische

Grundanlage des Buches nicht aufgegeben, sie wandert nur aus in die Meta-Ebene und ersetzt die von Conter als nach 1848 geschwächt inszenierte Europa-Euphorie des 19. Jahrhunderts durch die Euphorie Conters über die europäische Bedeutung seiner Wiederentdeckung der 1848 unterbrochenen Teleologie.

Das letzte Groß-Kapitel ist disparat und wirkt wie eine gemischte Sammlung anders nicht unterzubringender Kleinthemen, die sich während der Arbeit zufällig ergeben haben und nun mit großem rhetorischen Aufwand zu möglichst pauschalen Aussagen gesteigert werden. Behandelt werden übernational angelegte Literaturverständnisse, kurz aufgezählt werden Zeitschriften, die die Wörter „Europa“ oder „europäisch“ im Titel tragen, und literarische Rekurrenzen auf die mythisch-allegorische Gestalt der vom Stier geraubten Europa. Daneben gibt es kurze Abhandlungen über „Europa als Interkulturalitätsraum in der Reiseliteratur“ und „Europadiskurs und Modeliteratur“. Überhaupt hat man den Eindruck, Conter habe sich bei seiner Stoffsammlung auf alles konzentriert, was „Europa“ namentlich erwähnt, und eine eigene eingrenzende Definition dessen, was er im beschränkten Rahmen seiner Arbeit (die eben nicht beschränkt sein soll) unter Europa verstehen will, (ein Staatensystem, ein multikulturelles Miteinander von Ethnien und Konfessionen, eine soziale Utopie, einen griechischen Mythos, eine Verhaltensweise, einen geografischen Raum?) ersetzt durch eine Sammlung von inhaltlich nicht spezifizierten Nennungen des Wortes „Europa“, die sich dann zu äußerst disparaten Themen anordneten. Durchmischt werden diese kleineren Sammlungen mit so genannten „zusammenfassenden Überlegungen“, die versuchen, aus den bisherigen Überlegungen auf jeweils wenigen Seiten Schlüsse über europäische Identitätskonzepte unter „philosophisch“ sein sollende Perspektiven wie „Europäische Identität zwischen Essenzialisierung und Inszenierung“, „Identitätskonzepte der Komplementarität oder des Gegensatzes?“ oder „Europa als Thema“ abzuhandeln. Natürlich darf bei soviel Selbstzuordnung in aktuell als wichtig geltende Diskursmoden in den auf die „zusammenfassenden Überlegungen“ folgenden „Schlussfolgerungen“ ein Rückgriff auf die in den Geistes- und Kulturwissenschaften aktuell so beliebte Unterscheidung der Assmanns zwischen Speicher- und Funktionsgedächtnis nicht fehlen. Zwar bringt dies nichts für die Erfassung des Gegenstandsbereiches, erlaubt aber dem Verfasser, seine Arbeit als eine Art diskurskonformen Aufstandes des auf Bibliotheksarbeit beruhenden Speichergedächtnisses gegen jenes politisch überformte Funktionsgedächtnis darzustellen, dem das angebliche Vergessen des The-

mas Europas zugeschrieben wird. Europa kommt, so die Botschaft, in dieser Arbeit teleologisch wieder zu sich selbst. Geradezu heroisch wirkt die Beflissenheit, mit der das von Conter angeblich überwundene Vergessen schließlich auch noch mit dem armen Foucault (!) auf den Begriff des „Archivs“ gebracht wird: „Es ist deutlich geworden, dass das 19. Jahrhundert als Säkulum der Nationenbildung auch ein (Wissenschafts-)Mythos ist. Tatsächlich zeigt die in dieser Studie begonnene Entmachtung des Archivs, dass die europäische Dimension zumindest in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Schriften gegenwärtig war. Da das Archiv als Diskursspeicher immer auch ein Dispositiv der Macht ist, wie Michel Foucault in ‚Die Archäologie des Wissens‘ (1969/1973) nachgewiesen hat, und folglich selektiv und tabuisierend eine ideologische Teleologisierung begleitet, muss es entmachtet werden, um bis heute verborgene Diskursformationen offen zu legen.“ (S. 680 f.)

Dies mag als Kostprobe für Stil und Selbstverständnis genügen. Die Hoffnung jedenfalls, dass „mit diesem Gewinn eine säkulare Neubewertung einhergeht“ (S. 681), zeigt, was der Autor des Buches selbst von seiner Leistung hält. Sie ist im Detail besser, als die darüber ausgegossene Rhetorik verrät.

Jürgen Joachimsthaler, Heidelberg

Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einbettung und kulturelle Traditionen, hrsg. v. Jörg Riecke u. Britt-Marie Schuster. Berlin: Weidler Buchverlag 2005, 516 S. (Germanistische Arbeiten zur Sprachgeschichte. 3).

Der Tagungsband geht auf ein internationales Treffen von Germanisten und Zeitungswissenschaftlern im März 2003 zur Pressegeschichte in Mittel- und Osteuropa zurück, das von der Gießener Forschungsstelle Deutschsprachige Zeitungen veranstaltet wurde. 33 Aufsätze bieten reichhaltige Informationen zur Geschichte der deutschsprachigen Presse in Mittel- und Osteuropa, genauer in den Regionen des Baltikums, Westpreußen, Danzig und Lodz, Böhmen, Mähren, Oberungarn, in der Slowakei, im ethnisch slowenischen Gebiet des Habsburger Reichs/Österreich-Ungarns, im Königreich Ungarn, Kroatien, der Vojvodina, der Bukowina und Odessa sowie zur aktuellen Entwicklung deutschsprachiger Presse in Russland.

Der Band ist in der von Jörg Maier und Arne Ziegler herausgegebenen Reihe der Germanistischen Arbeiten zur Sprachgeschichte erschienen. In den Aufsätzen werden neben linguistischen Fragestellungen auch strukturelle Rahmenbedingungen der Zeitungsproduktion bearbeitet. Historische Details zur Lizenzierungspolitik, Zensur und/oder zu den ökonomischen Voraussetzungen werden in einem Großteil der Aufsätze benannt und vor allem die gesellschaftliche Situation der Zielgruppe und das mehrsprachige Umfeld erläutert, aus dem sich wiederum spezifische kulturelle Funktionen der Presse in den untersuchten Regionen ergeben, wie die deutsche Traditionspflege und Identitätsbildung. Auch wenn mit dem Band, wie die Herausgeber selbst bedauern, keine systematische Bearbeitung der gravierenden Forschungslücken in der Sprachgeschichte von Zeitungen für diese Regionen, z.B. zu den von der Presse mit angestoßenen sprachlichen Standardisierungsprozessen im 18. und 19. Jahrhundert, vorgelegt werden kann, tragen die Aufsätze einiges zur Aufarbeitung des noch wenig bearbeiteten Forschungsfelds bzw. der noch wenig bearbeiteten Quellen bei. Aufgrund des analytisch-deskriptiven Schwerpunkts der Veröffentlichung und der für Konferenzen üblichen Heterogenität der Beiträge in Fragestellung und Struktur werden im Folgenden die einzelnen Aufsätze kurz umrissen und auf eine zusammenfassende Besprechung verzichtet.

Ulrich Püschel gibt eingangs einen Überblick über die Entwicklung der verschiedenen Textsorten der Zeitungssprache im 19. Jahrhundert, und ein Beitrag von Holger Böming stellt die regionsübergreifende, sprachhistorische Arbeit des Bremer Projekts „Deutsche Presse von den Anfängen bis 1815“ in detaillierten Beispielen vor und geht darüber hinaus auf die zentrale Bedeutung der Zeitungen bereits des 17. Jahrhunderts für die Aufklärung ein.

In regional geordneter Reihenfolge schließen daran Aufsätze zu einzelnen Zeitungen oder Autoren sowie zur deutschsprachigen Presse in einzelnen Städten oder Regionen Ostmitteleuropas an. Aus der Region der baltischen Staaten werden zuerst die Dörptsche Zeitung (Anne Arold), die Mitauischen Nachrichten (Gisela Brand), die Zeitungslandschaft in Riga im 17. und 18. Jahrhundert (Valda Rudziša) sowie in und um Heydekrug im 19. und 20. Jahrhundert (Monika Bukantaitė) im historisch-kulturellen Kontext vorgestellt. Mari-Ann Palm stellt das Werk des estnischen Journalisten Friedrich Reinhold Kreutzwald nach inhaltlichen und linguistischen Gesichtspunkten anhand seiner zwischen 1837 und 1845 publizierten Artikel in der deutschen Zeitung „Das Inland“ vor. Zu erwähnen ist, dass Valda Rudziša

detailliert die existierenden Bestände der deutschen Zeitungen Rigas benennt, während Gisela Brand sich relativ eingehend mit den Mitarbeitern der Mitauischen Nachrichten, ihrer Herkunft und sprachlichen Bildung beschäftigt. Der anschließende, letzte Beitrag aus der baltischen Region von Michael Klees beschreibt die Kownoer Zeitung bezüglich der Nachrichtengewinnung, des Umfangs, der Aufmachung und des Aufbaus, die von der deutschen Militärverwaltung im Militärbezirk Oberost während des Ersten Weltkriegs herausgegeben wurde. Vom Militärdienst freigestellt arbeiteten dort einige deutsche Intellektuelle wie beispielsweise Arnold Zweig.

Für die Region Westpreußen mit Danzig stellt Marek Andrzejewski kritisch in seinem Beitrag die neueste Forschung und aktuelle Forschungsfragen zur Geschichte der Presse vor. In den folgenden beiden Beiträgen wird eingehender auf die deutschsprachigen Zeitungen Westpreußens (Lutz Oberdörfer) und Danzigs (Peter Oliver Loew) im Vorfeld des Ersten Weltkriegs eingegangen, in ihrer jeweiligen inhaltlich-politischen, insbesondere nationalen Haltung aber auch auf Fragen des sprachlichen Stils. Die Presselandschaft in der Freien Stadt Danzig während der Zwischenkriegszeit untersucht Jan Sikorka inhaltlich nach thematischen Schwerpunkten der politischen Berichterstattung (Völkerbund und Versailler Vertrag, Das Verhältnis von Deutschland mit Polen und mit anderen europäischen Staaten, deutsche Minderheiten in Mitteleuropäischen Staaten und der „Kommunistische Terror“), den Darstellungsmethoden und Kommentierung. Fünf Beiträge des Tagungsbands beschäftigen sich mit der Lodzer Presselandschaft im Kontext der historischen wirtschaftlichen Entwicklung (Krystyna Radziszewska) bzw. der Lodzer Zeitung, deren Nachrichtentexten im Vergleich zu binnendeutschen Zeitungen (Britt-Marie Schuster), Kommentierung (Marcin Michoń), Anzeigentexten (Zenon Weigt) und Anwendung der deutschen Sprache (Roman Sadziński).

In den folgenden sechs Beiträgen wird die deutsche Pressegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts auf dem Gebiet des heutigen Tschechiens und der Slowakei bearbeitet. Der Aufsatz von Vaclav Maidl stellt deutsche Wochenzeitungen und Monatszeitschriften im Böhmerwald aus dem Zeitraum 1863–1945 in ihrem Aufbau und Stilfragen – auch zur national-polarisierenden Darstellungsweise – sowie hinsichtlich der Herausgeber und Autoren vor. Anhand des kurzen Zeitraums von wenigen Monaten vor der Gründung der national-sozialistischen Tageszeitung „Der Neue Tag“, die kurz darauf die Redaktionseinrichtung und Druckerei des eingestellten Prager Tagblatts übernahm, beschreibt Barbara Köpplová das Ende der tradi-

tionsreichen und lebendigen deutschen Publizistik in der Tschechoslowakei. Jaromír Zeman beschäftigt sich mit sprachlichen Entwicklungstendenzen in den Brüner Regionalzeitungen von 1755 bis 1800 bezüglich der Zeitungstypen, Textsorten und sprachlichen Charakteristika und gibt anschließend eine Übersicht der Titel. Die deutschsprachige Zeitungslandschaft in Brünn im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts stellt Zdeněk Mareček dar und gibt Einblicke hinsichtlich der Auflagen und Reichweiten, Zielgruppen und der entsprechenden sprachlichen Stilik. Jörg Meier schreibt über die deutschsprachigen Zeitungen in Oberungarn und der Slowakei von den Anfängen im Jahr 1764 bis 1945. Er beschreibt die „Pressburger Zeitung“ und seine Herausgeber sowie Ausrichtung und Inhalte der deutschen periodischen Publikationen bis ins 20. Jahrhundert und endet mit einer Zusammenfassung zum Stand der Forschung mit Ausblick für die linguistische Forschung in diesem Feld.

Der Artikel zur Region Ungarns beschäftigt sich mehr mit der Multiethnizität und Mehrsprachigkeit im 18. Jahrhundert im Königreich Ungarn als mit dem Pressewesen. Andrea Seidler beschreibt deutsche und ungarische Modelle der Sprachvermittlung, Erforschung und akademischen Anwendung, die sie als Entstehungsbedingungen des Zeitungswesens einordnet, und schließt eine Chronologie der Pressegeschichte in Ungarn an. Mira Miladinović-Zalaznik konzentriert sich bei ihrer Darstellung des slowenischen Pressewesens auf die deutschen Zeitungen in Laibach zur Zeit und hinsichtlich der Reflexion des Wiener Kongresses 1814/15. Für die Region des heutigen Kroatiens kann festgestellt werden, dass die deutschen periodischen Publikationen eine zentrale Rolle spielten, auch wenn eine hinreichende Aufarbeitung der Pressegeschichte Kroatiens noch fehlt und insbesondere die deutschsprachige Presse erst wenig untersucht wurde. Marina Fruk widmet sich dieser Aufgabe in Form einer kurzen Chronologie in vier historischen Phasen, die sie mit einer Liste der erschienenen Titel vervollständigt. Dragutin Horvat untersucht die Inhalte der Literaturbeilagen von zwei deutschen Zeitungen mit den eigenständigen Titeln „Luna“ und „Croatia“. Julijana Beli-Göncz und Robert Kovač führen in die deutsche Siedlungsgeschichte der Vojvodina ein und beschreiben bedeutende deutschsprachige Zeitungen gegen Ende des 19. und im 20. Jahrhundert. Die deutschsprachige Presse der Bukowina in den 1930er Jahren stellt George Guțu im Detail als sehr meinungsstark bzw. „wortgewandt und zeitverbunden“ dar. Emilia Staitscheva widmet sich den Kulturseiten der Zeitschrift „Der Bulgarienwart“ im gleichen Zeitraum.

Die deutschsprachige Pressegeschichte in Russland wird im Tagungsband mit einem kurzen Überblicksbeitrag von Hendrik Sittig bedacht und anhand eines stellvertretenden Beispiels, der „Odessaer Zeitung“, auch inhaltlich bearbeitet (Albrecht Greule, Hendrik Sittig). Ein Beitrag beschäftigt sich knapp mit der „Moskauer Deutschen Zeitung“, die seit 1998 wieder erscheint (Maja N. Volodina). Der letzte Beitrag des Tagungsbandes fasst die deutsche Sprachpolitik nach 1989/90 hinsichtlich der Entwicklung heutiger deutschsprachiger Zeitungen in Mittel- und Osteuropa zusammen (Christiane Firsching).

Trotz der heterogenen Ansätze und auch leider der wissenschaftlichen Qualität der Beiträge ist der Tagungsband aufgrund seines Detailreichtums eine wertvolle Quelle sowohl für Germanisten als auch für Kommunikationswissenschaftler, die sich mit sprach- und pressehistorischen Fragen beschäftigen.

Indira Dupuis, Bochum

Entwicklung slawischer Literatursprachen, Diglossie, Gender: Literalität von Frauen und Standardisierungsprozesse im slawischen Areal, hrsg. v. Jiřina van Leeuwen-Turnovcová u. Nicole Richter. München: Verlag Otto Sagner 2006, 204 S.

Der Titel „Entwicklung slawischer Literatursprachen, Diglossie, Gender: Literalität von Frauen und Standardisierungsprozesse im slawischen Areal“ ist anspruchsvoll, vielversprechend und macht neugierig. Die Veröffentlichung geht auf ein gleichnamiges Kolloquium am Institut für Slawistik der Friedrich-Schiller-Universität Jena zurück, das mit Unterstützung des DAAD im Dezember des Jahres 2004 stattfand. Der Band stellt „erste Ergebnisse eines Arbeitsprogramms zwischen der Universität Jena, der Philologischen Fakultät der Staatlichen Lomonossov-Universität Moskau, der staatlichen Universität Minsk und der Karls-Universität Prag“ vor (S. 5).

Die Ausrichtung der einzelnen veröffentlichten Beiträge und ihr wissenschaftliches Niveau sind heterogen und reflektieren unterschiedliche Interessen und Forschungsschwerpunkte der VerfasserInnen. Auch zeitlich gesehen gibt es keine Abstimmung, z.B. eine bestimmte Epoche oder ein Jahrhundert unter vergleichendem Aspekt zu untersuchen, um auf diese Art und Weise zu entsprechenden Erkenntnissen

zu gelangen. Differenziert werden Aspekte der literatursprachlichen und sprachlich-kommunikativen Entwicklung, aber auch Fragen der „Literalität“ erörtert, wie sie sich in einem weit gefassten slawischen Raum entwickelt haben. Leider fehlt der polnische Part. Ein polonistischer Beitrag hätte durchaus das Kolloquium und die Publikation bereichert und für die Diskussion der genannten Problematik wichtige und aufschlussreiche Ergebnisse bringen können.

Abgesehen von den sparsamen Informationen der Herausgeberinnen (S. 5) vermisst man eine zusammenführende, zusammenfassende Einschätzung und Wertungen der Ergebnisse des Kolloquiums. Eine entsprechende Einschätzung wäre besonders willkommen gewesen, folgen doch den einzelnen Beiträgen keine Zusammenfassungen in einer anderen Sprache, die dem sprachunkundigen Leser wenigstens einen kurzen Einblick in die erörterte Problematik ermöglicht hätte. Die Vorstellung der ReferentInnen im Anhang der Publikation ist knapp bemessen und erfolgt im Falle der russischen und weißrussischen Autorinnen nur in russischer Sprache. Selbst bei ausgewiesenen (West-) Slawisten kann heute nicht immer uneingeschränkt die Kenntnis der russischen Sprache vorausgesetzt werden. Gerade bei den Beiträgen in russischer Sprache wäre eine kurze Zusammenfassung angebracht gewesen, um nicht von vornherein den des Russischen nicht mächtigen, doch an der Thematik durchaus interessierten Leser auszuschließen.

Der Veröffentlichungsband beginnt mit einem Beitrag der aus Weißrussland kommenden Sprachwissenschaftlerin Nina Borisovna Mečkovskaja über den „Genderaspekt ethnosprachlicher Kollisionen: die Entwicklung der Sprachsituation in Belarus des 20. Jahrhunderts und die weiblichen Rede“ (Gendernyj aspekt etnojazykovych kollizii: razvitie jazykovej situacii v Belarusi XX. v i ženskaja reč'). In 13 Unterpunkten geht die Autorin unter dem genannten Aspekt der Entwicklung der belorussischen Kultur und Sprache nach. Zu diesen Aspekten gehören u.a. der Einfluss der weiblichen Rede auf die „maskuline belorussische Kultur“, die Wechselbeziehungen der ethnischen Sprachen als Hauptproblem der Sprachsituation in Weißrussland im 20. Jahrhundert, der Anteil von Frauen an der nationalen Wiedergeburt sowie der oppositionellen weißrussischen Bewegung im 20. Jahrhundert, Fragen der Entbelorussierung, des Einflusses der weiblichen Rede auf die heutige Sprachsituation sowie das Problem der Wahl einer bestimmten Sprache in Belarus. Im Vergleich mit Polen, Russland, der Ukraine und Litauen bezeichnet die Verfasserin die belorussische Kultur als die am stärksten „maskulin“ geprägte Kultur. Aufschlussreich sind die zusammenfassenden Bemerkungen über die

Veränderungen im Verhältnis der weißrussischen Frauen zur Sprachsituation in Belarus der letzten 100 Jahren.

Der Beitrag von Natalja Nikolejevna Zapol'skaja vom Institut Slavjanovedenia der Russischen Akademie der Wissenschaften in Moskau beschäftigt sich mit der „Literarisch-sprachlichen Situation im Russland des 18. Jahrhunderts“ (Literaturno-jazykovaja situacija v Rosii XVIII veka). Dabei analysiert die Autorin die Veränderungen in der Wortkultur anhand ausgewählter literarischer Beispiele (A.P. Sumarokov, E.A. Sumarokov), die den Veränderungen im Kulturtyp nachfolgen.

Hana Gladková vom Institut für Slavistische und Osteuropäische Studien der Karls-Universität Prag geht in ihrem in russischer Sprache verfassten Beitrag „Existenzprobleme von strukturell eng verwandten Sprachen am Material der bulgarischen Sprachsituation des 19. Jahrhunderts“ (Problemy sošuščestvovania strukturno blizkorodstvennyh jazykov na materiale bolgarskoj jazykovej situacii XIX veka) nach. Die Sprachwissenschaftlerin berücksichtigt dabei eine ganze Reihe von Faktoren wie den Linguozentrismus der nationalen Wiedergeburt, das Verhältnis von „Eigenem“ und „Fremdem“ in der kulturellen Kommunikation, die Diglossie bzw. den Bilingualismus in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts, die strukturelle und funktionelle Analyse der Sprachsituation, die Träger der Kultursprache, Variabilität im Bereich der kulturellen Kommunikation, Spezifik und Dynamik sozialer und soziolinguistischer Merkmale der Sprachsituation, die kommunikative Analyse der Sprachsituation und den religiösen Diskurs wie auch den Lehrbuchdiskurs.

Der umfangreichere westslawistische Teil wirkt zeitlich, thematisch und wissenschaftlich betrachtet geschlossener. Markus Giger vom Institut für Slavische und Osteuropäische Studien der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität Prag, der sich mit der Standardsprachenproblematik und der Sprachtypologie beschäftigt, geht in seinem Beitrag auf die „Sprachsituation in der Slowakei: Diglossie in der Vergangenheit und ihre Spuren in der Gegenwart“ ein. Zunächst konzentriert er sich auf die Darstellung unterschiedlicher Konzeptionen des Slowakischen (vom Verfasser konsequent mit *v* geschrieben!). Er erörtert Möglichkeiten und Grenzen der Beschreibung der slowakischen Sprachgeschichte unter Berücksichtigung der Genese des schriftsprachlichen Slowakischen durch K.V. Lifanov, um im Anschluss detailliert auf Beschreibung und Analyse der Diglossie (Begriff von Ch.A. Ferguson) in der Slowakei des 17. und 18. Jahrhunderts einzugehen. Dabei spart der Autor auch nicht die unterschiedliche

Rolle von Lutheranern und Katholiken aus. In seinen Analysen des Verhältnisses von Slowakischem und Tschechischem nach dem Ende der „exoglossischen Diglossie“ im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert kommt Giger zur Erkenntnis, dass die Entwicklung der slowakischen Standardsprache (Schriftsprache) kontinuierlich verlief, die endgültige Kodifizierung des Slowakischen nicht die Rolle des Tschechischen in der Slowakei beendete, sondern zu einem „perzeptiven Bilingualismus“ in der Slowakei, aber auch in den „Böhmischen Ländern“ führte.

Jiřina van Leeuwen-Turnovcová vom Institut für Slawistik der Friedrich-Schiller-Universität Jena führt in ihrem Beitrag „Standardsprachlichkeit, Diglossie und Gender“ die drei genannten Kernpunkte des Kolloquiums zusammen. „Ästhetische Distanzierung“, Kommunikation und Sprache als grob vereinfachte Pole dessen, was als Kultur einer Kulturgemeinschaft aufgefasst wird, stehen nicht nur nebeneinander, sondern sind trotz Abgrenzung miteinander eng verbunden und wirken aufeinander ein. Im Kontext der heutigen Sprachsituation in Tschechien wird „soziokulturellen, mentalen und sich aus der Ordnung der Geschlechter ergebenden Gründen“ (S. 164) nachgegangen, welche die Diglossie zwischen der „obecná čeština“ und der „hovorová čeština“ ermöglicht haben. Dabei werden zwei grundsätzliche Sprachkonstellationen (Diglossie und Standard-mit-Dialekt) mit ihrer konversationellen und auch gendermäßigen Seite untersucht. Es wird festgestellt, dass eine sprachliche Distanzierung der tschechischen Mittelschichtintelligenz weitgehend ausgeblieben ist, dass es vielmehr zu einer Familiarisierung der Standardsprachlichkeit und von Gender gekommen ist.

Jana Stráníková, wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt „Gender als Faktor der Sprachentwicklung im tschechischsprachigen Böhmen: sprech- und schriftsprachliche Elemente und Normen in ego-Dokumenten von Frauen der Wiedergeburtzeit“ an der Universität Jena, beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit dem „Weiblichen literarischen Schaffen“ (*Ženská literární tvorba*) und der „Frau in der Zeit der nationalen Wiedergeburt“ (*Žena a národní obrození*).

Die Prager Historikerin und Sprachwissenschaftlerin Marie Bahenská, die sich mit Frauen und Frauenbildung in der tschechischen Geschichte beschäftigt, geht einem interessanten und bis heute aktuellen Thema nach: „Mehr als ‚Kinder, Küche, Kirche‘“ (*Víc než ‚Kinder, Küche Kirche?‘*) und untersucht die „Bedeutung bürgerlicher Frauenverbände in den 40er bis 60er Jahre des 19. Jahrhunderts“ (*Význam měšťanských spolků ve 40.–60. letech 19. století*).

Zum Verständnis „soziokultureller und mentalistischer Hintergründe des Ausbaus moderner slawischer Standards“ (S. 189) werden bestimmt die von den Herausgeberinnen erwähnten Arbeiten eines DFG-Forschungsprojekts zur Literalität von Frauen der tschechischen Wiedergeburtsgesellschaft beitragen, die schreib- und schriftsprachliche Realität der Geschlechter im 19. Jahrhundert anhand weiblicher und männlicher ego(kursiv!)-Dokumente (Briefe, Tagebücher, private Aufzeichnungen) erforschen. Derartige vergleichende Untersuchungen können neue Erkenntnisse in der (kanonisierten) Geschichte der Literatursprachen bringen. Ein Anfang ist dazu gemacht worden.

Hans-Christian Trepte, Leipzig

Europas Mitte – Mitteleuropa – Europäische Identität?, hrsg. v. Barbara Breysach unter Mitarbeit v. Dorothee Rabe. Berlin: λογος 2003, 223 S. (Thematicon. 7).

„[K]lein umfassendes, aber ein facettenreiches Bild der mitteleuropäischen Geschichts- und Kulturräume“ (Einleitung, S. 8) verspricht dieser schmale Band, der, aus einem kulturwissenschaftlichen Kolloquium an der Viadrina hervorgegangen, Mitteleuropa nicht in einem Gesamtkonzept zu homogenisieren und einer vorgeprägten Leittheorie zu unterwerfen versucht, sondern lose Mosaiksteine versammelt, die in ihrem unsystematischen Nebeneinander auf die Brüchigkeit und Vieldeutigkeit der Region verweisen. In Anlehnung an Kunderas Umschreibung Mitteleuropas als einem „Maximum an Vielfalt auf kleinstem Raum“¹ wird Mitteleuropa von der Herausgeberin in ihrer Einführung denn auch unter bewusstem Verzicht auf verfälschend klare geografische Konturen oder kulturelle Essentialitäten verstanden als eine Gegend, wo „auf zum Teil kleinsten Raum (...) so viele verschiedene Kulturen und Sprachen existieren und existierten“ (S. 8). Solchem Verständnis darf keine falsche Vereinheitlichung der Region, keine konzeptionelle Stratifizierung, keine dominant ihren Gegenstand sich unterwerfende, ihn ent-differenzierende Pauschal- und Gesamtanschauung folgen. Den besonderen Reiz dieses Bandes macht

¹ Milan Kundera, Un occident kidnappé oder die Tragödie Zentraleuropas, in: Kommune. Forum für Politik und Ökonomie 2 (1984), H. 7, S. 43-52, hier S. 45.

denn auch seine Heterogenität aus, die gerade als bewusster Verzicht auf geistige Überwältigung mitteleuropäischer Unübersichtlichkeit nahe zu kommen versucht.

Der Band ist in drei Teile untergliedert: „Geschichte“, „Literatur“ und „Positionen“. Vielversprechend beginnt der erste Abschnitt mit einem Beitrag von Jan Harasimowicz („Die Kunstlandschaft Schlesien in der frühen Neuzeit“), der gleich zu Beginn Schlesien als exemplarisch für jenes auf Mischung unterschiedlicher kultureller Einflüsse beruhende Mitteleuropa herausstellt, dem der ganze Band gilt: „Seit dem Beginn seiner mit Quellen belegten Geschichte (...) war Schlesien eine Stätte der Begegnung und Zusammenwirkung verschiedener Kulturmodelle“ (S. 12). Unter dieser Prämisse veranstaltet Harasimowicz einen breiten Überblick über die wichtigsten Kunstdenkmäler der Epoche und betont den (inter-)kulturellen Einfluss von Komassen, Tessinern und Graubündnern unter Leitung von Jacob Parr – die Architektur Schlesiens war gegen Ende des 16. Jahrhunderts aber auch „der polnischen, böhmischen und oberungarischen Variante der Renaissance verpflichtet“ (S. 13); ergänzend wurden Bildhauer aus Sachsen geholt, die sich, der Dresdener Schule zugehörig, am italienischen Vorbild orientierten, während in der Malerei Bildkomposition und -narration dem niederländisch und flämisch vermittelten italienischen Vorbild folgten. Hinzu kommen noch die Einflüsse des Prager Hofes (auf welchem Umweg es wiederum französische Einwirkungen gab) und, nach dem Dreißigjährigen Krieg, Schwedens auf die Gestaltung der protestantischen Friedenskirchen.

Diesem fulminanten Einstieg folgen einige thematisch engere Artikel zu Schlesien. Insbesondere der Beitrag Thomas Jaegers – er behandelt die Entstehung der „zweiten Breslauer Universitätsbibliothek“, die in den Jahren 1811–1815, also nach Verlagerung der Viadrina nach Breslau und ihrer Vereinigung mit der Leopoldina, aus einer Verschmelzung der Bibliotheken beider Einrichtungen hervorging – wirkt nach Harasimowicz breiter Horizontöffnung arg speziell und, bezogen auf die mitteleuropäische Vielfalt, als bereits zweiter Text des Bandes etwas fehl am Platze. Stefan Dyroff weitet den Blick dann wieder etwas: Er untersucht „Patriotische Jahrhundertfeiern in Leipzig und Breslau“ 1913 (zum Gedenken an 1813) und kontrastiert geschickt das deutsche Erinnern an den nationalen Aufbruch mit dem in polenfeindlicher Zeit schwierigen (und von Zensur bedrängten) Gedenken der Polonia in Deutschland an Fürst Józef Poniatowski, der als Kriegsminister des Herzogtums Warschau (das ja im napoleonischen System mit Sachsen verbündet war) 1813 gefallen war.

Norbert Kapferer wendet sich dann in einem abermals lokal auf Breslau bezogenen Artikel dem 10. Mai 1933, der Bücherverbrennung in Breslau zu.

Daran schließen sich zwei Aufsätze an, die sich dem Antisemitismus in Mitteleuropa widmen. Helga Hirsch vergleicht „Zweierlei Erinnerung“ an das Massaker an den Juden von Tykocin und befragt polnische und jüdische Zeitgenossen danach, wie sie sich an die Ermordung der Juden des Ortes durch die Deutschen im August 1941 erinnern. Das nach wie vor spannungsgeladene Verhältnis vieler ‚einfacher‘ Polen zu ihren (einstigen) jüdischen Mitbürgern tritt dabei klar zutage. Daran anschließend untersucht Stefani Sonntag die Rezeption der polnischen Ereignisse des Jahres 1968 innerhalb der *Solidarność* (mit besonderer Berücksichtigung des jüdischen Massenexodus infolge der antisemitischen Agitation in Polen).

Der zweite Abschnitt des Bandes widmet sich der Literatur. Endete der erste mit deutlichem Fokus auf dem Antisemitismus, so beginnt der zweite mit einem von der Herausgeberin selbst unternommenen instruktiven Vergleich literarischer Texte der 30er Jahre und der Gegenwart, die sich dem Verschwinden der traditionellen jüdischen Kultur Mitteleuropas widmen. Breysach kommt zu dem logischen Ergebnis, dass „Verlust und Untergang der mitteleuropäisch-jüdischen Welt (...) ein Topos der Literatur war, d[er] vor der Besetzung dieser Teile Europas durch nationalsozialistische Truppen entstand“ (S. 86). Die (etwa von Joseph Roth) nostalgisch erinnerte Welt Kakaniens war ja bereits vor 1914 durch Armut- und Hoffnungs migration in Auflösung begriffen, der Nationalsozialismus zerstörte und vernichtete keine folkloristisch verkitschbare Shtetl-Kultur, sondern eine bereits in dynamischer Modernisierung sich befindende Welt im Aufbruch. Umso verständlicher, dass die Überlebenden der Shoah der aktuellen touristischen Wiederentdeckung einer folkloristisch ins ‚gute Alte‘ verdrehten vormodernen jüdischen Kultur in Mitteleuropa skeptisch gegenüberstehen und mit Absagen an die Konstruktion einer „Heimat“ reagieren, die sie in der Region nicht mehr finden wollen.

Martin Sander beschreibt dann den schwierigen Umgang der Ukraine mit dem galizischen Erbe von Bruno Schulz, Grażyna Barbara Szweczyk stellt Schlesien noch einmal als deutsch-polnischen Kulturraum dar, Elżbieta Katarzyna Dzikowska beschäftigt sich in gewohnter Eindringlichkeit mit der polnischen Literatur Schlesiens nach 1945 (Worcell, Zagajewski, Waniek, Tokarczuk u.a.), ehe sich Magdalena Marzovskey der Auseinandersetzung um Imre Kertész in Ungarn

zuwendet, der dort v.a. von rechten Kreisen angefeindet wird, und Maciej Drynda der literarischen Auseinandersetzung mit der „Sozialpartnerschaft“, also die literarisch ganz um sich selbst kreisende Selbstreflexion Österreichs beleuchtet (der Zusammenhang dieses Artikels mit dem Thema „Mitteleuropa“ leuchtet mir nicht ganz ein).

Der dritte Abschnitt „Positionen“ besteht nicht mehr (nur) aus wissenschaftlichen Artikeln, sondern aus Stellungnahmen unterschiedlicher Art und unterschiedlicher Form. Eingeleitet wird er vom Protokoll eines Gesprächs, das Reinhard Blänkner und Barbara Breysach mit Gesine Schwan aus Anlass ihres 60. Geburtstages über Polen, Kołakowski, die deutsche Polenpolitik, die „Wiederentdeckung“ Mitteleuropas in den 80er Jahren, die Rolle der osteuropäischen Dissidenten im Diskurs der westdeutschen Linken und aktuelle Perspektiven der Europa-Politik führten. Es endet mit Überlegungen zur Zukunft der Viadrina. In einem, dem in diesem Band einzigen englischsprachigen Beitrag nutzt die Central European University in Budapest daraufhin den ihr eingeräumten Platz dazu, sich selbst vorzustellen.

Nach diesen Texten in eigener Sache folgen drei Artikel, die sich von nun eher allgemein übergeordneter Warte aus Mitteleuropa zuwenden: Markus Eberharter stellt die Idee „Mitteleuropa“ in den 80er und 90er Jahren dar – sein Text ist ein eher skeptischer Rückblick voll vorsichtig verhaltener Hoffnung auf ein unsentimentales Neues. Philip Ther schließlich beendet mit seinem Aufsatz „Immer wieder Osteuropa: Die ‚Mental Map‘ Europas seit der Aufklärung“ das Thema „Mitteleuropa“ mit einem breit gehaltenen Überblick über Mittel- und Osteuropabilder. Im Deutschen „erscheint in der Allgemeinheit kaum etwas so negativ konnotiert wie Wörter mit der Vorsilbe Ost“ (S. 205); der Artikel mündet in die Frage, „ob das Projekt des vereinten und demokratischen Europa wirklich an der polnischen Ostgrenze enden sollte“?

Etwas angeklebt wirkt dann der noch nach Thers Überblick angeordnete Beitrag von Bożena ChoŹuj über „Geschlechtergerechtigkeit in Ost und West“, in dem Hoffnung auf eine Verbesserung der Lage der Frauen in Polen durch den EU-Beitritt geäußert wird.

Insgesamt also ein buntes Mosaik, das trotz eines gewissen Übergewichts Schlesiens gerade in seiner Heterogenität einen Eindruck von der Vielfalt der Region zu vermitteln vermag.

Jürgen Joachimsthaler, Heidelberg

Helmut Glück, Ineta Polanska, Johann Ernst Glück (1654–1705). Pastor, Philologe, Volksaufklärer im Baltikum und in Russland. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2005, 264 S., 10 Abb. (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart. 1).

Mit dem vorliegenden Band eröffnen die Herausgeber Helmut Glück und Konrad Schröder eine neue Reihe, in der „Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart“ im Zentrum stehen sollen. Mit dem auf den deutschen Sprachraum gerichteten Fokus sollen Aspekte der Sprachgeschichts-, Sprachkontaktforschung, Sprachsoziologie und Sprachdidaktik im Mittelpunkt der kommenden Ausgaben stehen.

Mit der Wahl J.E. Glücks für den ersten Band der Reihe wurde ein früher Förderer der lettischen Sprache und bekannter Pastor Livlands herausgegriffen, der mit seiner Bibelübersetzung ins Lettische bis heute große Aufmerksamkeit erhält.

Die beiden Verfasser, Helmut Glück und Ineta Polanska, legen mit dieser Arbeit ihre Forschungsergebnisse eines Projekts der „Arbeitsstelle zur Geschichte des Deutschen als Fremdsprache“ an der Universität Bamberg vor. Dabei liegt ihr Hauptaugenmerk auf der Lebensbeschreibung J.E. Glücks und seines Wirkens v.a. im ethnischen Beziehungsgeflecht Schwedisch-Livlands und Russlands. Dieser bekanntere Teil seines Schaffens wird ergänzt um die theologische und bildungspolitische Ausstrahlung seines Wirkens in lutherisch geprägten Regionen Europas, insbesondere Deutschlands und Schwedens.

Eine neue Darstellung der Biografie J.E. Glücks erscheint auf den ersten Blick nicht wirklich gewinnbringend, betrachtet man die bereits vorhandenen Arbeiten zu seiner Person, allen voran Edgars Dunsdorfs' „Pirmās latviešu bībeles vēsture“.¹ Doch die Motivation des Autorenpaars richtet sich weiter, es will die existenten biografischen Werke mit noch nicht bearbeiteten Quellenfunden zu einem Gesamtwerk zusammenführen.

Indem sie das Leben J.E. Glücks in drei Abschnitte – Jugend, Berufsleben sowie Gefangenschaft und Leben in Russland – unterteilen, wenden sich Glück und Polanska drei unterschiedlichen Quellengruppen zu. Kirchenbücher und Universitätsmatrikel geben Auskunft über die Jugendzeit, Archivalien des lutherischen Generalkonsistoriums und allgemein zeitgenössische Arbeiten zum Wirken

¹ Die Geschichte der ersten lettischen Bibel. Minneapolis 1979.

J.E. Glücks über das Berufsleben, russische Akteneditionen unterlegen den letzten Lebensabschnitt.

Die Quellenlage spiegelt sich auch im Umfang der Kapitel wider. Der Kindheit und Ausbildungszeit in Deutschland sind nur wenige Seiten gewidmet. J.E. Glücks Zeit in Livland dagegen wird umso genauer betrachtet. Hier beschränken sich die Ausführungen nicht auf die Darstellung biografischer Daten, sondern Glück und Polanska bemühen sich, das Wirken des Theologen in eine historische Einführung in die livländische Geschichte einzubetten sowie mit Informationen zu Berufsstand und Lebensverhältnissen des Pastors anzureichern. In einem dritten Teil werden die Schriften Glücks aus seiner Livlandzeit näherer Betrachtung unterzogen. Im vierten und letzten Oberkapitel dann schließt sich, der Biografie Glücks folgend, die Zeit in Russland an. Anders als zuvor fehlt in diesem Abschnitt jedoch die Separierung von biografischen Informationen und schriftlicher Hinterlassenschaft aus dieser letzten Schaffensphase. Die Gliederung impliziert somit bereits die höhere Bewertung der lettischsprachigen Schriften und verrät den Schwerpunkt der Forschungen von Glück und Polanska.

Im umfangreichen Anhang lassen sich Briefe und Berichte von J.E. Glück aus dem Zeitraum zwischen 1681 und 1704 finden. Ein Literaturverzeichnis, Verzeichnis der Abbildungen sowie Ortsnamenskonkordanz und Personenregister folgen. Die in diesem Abschnitt unternommene sorgfältige Wiedergabe der Schriftstücke beeinträchtigt in keiner Weise die Lesbarkeit der Quellen. Mit ihnen gelingt es dem Lesenden, einen „lebennahen“ Eindruck von der Person und vor allem von dem Pastoren Glück nachzuspüren. Die Mehrzahl der 24 Quellen ist an das Oberkonsistorium der evangelisch-lutherischen Kirche gerichtet, darunter sind zwei Drittel der Schriften erstmals im vorliegenden Band ediert. Einziger Wermutstropfen des Anhangs bildet die tabellarische Übersicht samt Erklärungen der Quellen, die etwas unbeholfen die Seiten füllt. Hier wäre vielleicht ein weniger aufwändiges Verzeichnis hilfreicher gewesen. Unglücklich scheint auch der Aufbau der Ortsnamenskonkordanz, in der der lettische oder estnische Namen auf den deutschsprachigen Gebrauch verweist. Im Register der Ortsnamen hingegen sind lediglich die deutschen Bezeichnungen aufgeführt. Eine Verknüpfung beider Verzeichnisse hätte die Suche nach Orten sicherlich erleichtert, darüber hinaus wären auf diese Weise alle aufgeführten Orte mit einer Konkordanz versehen worden.

Johann Ernst Glück wurde 1654 in Leipzig geboren. Nach dem

Theologiestudium in Wittenberg und Leipzig reiste er 1675 nach Livland. Die Gründe für diesen Umzug können von den Autoren nicht eindeutig benannt werden. Den in der Forschungsliteratur bevorzugt hervorgehobenen Idealismus oder Missionseifer sehen sie als Ursachen nicht ausreichend begründbar an. Unklarheiten ergeben sich ebenfalls bei dem Wechsel von der Pastorenstelle in einer Armee-garnison unweit Rigas nach Marienburg/Alüksne, der von einigen Historikern als Strafversetzung gewertet wird. Glück und Polanska interpretieren dagegen den Stellenwechsel von 1683 vielmehr als ein freiwilliges Ansinnen J.E. Glücks, das v.a. aufgrund der Größe und Einträglichkeit des Kirchspiels gegen eine Bestrafungspolitik seitens des Oberkonsistoriums der evangelisch-lutherischen Kirche spricht. Die Marienburger Gemeinde, der J.E. Glück von 1683 bis 1702 vorstand, war die größte und bevölkerungsreichste im lettischen Livland. Für J.E. Glück bot diese Stelle den materiellen Rahmen, um u.a. seine Bibelübersetzung zu gewährleisten. 1685 heiratete er in Marienburg Christina Emerentia von Reuter, mit der er sechs Kinder hatte.

Anhand von Überlieferungen illustrieren die Verfasser der vorliegenden Publikation das ambitionierte und wenig auf ständische Hierarchien Rücksicht nehmende Verhalten des Geistlichen als „unerschrockenen Kämpfer für das lettische Volk“. (S. 38) Noch im ersten Jahr seines Stellenantritts wurden auf seine Initiative die ersten Schulen für lettische Kinder auf dem Land gegründet. Wenig später folgte dann der Umbau der Marienburger Schule zu einem Lehrerseminar. Und bereits vier Jahre nach Amtsantritt erhielt J.E. Glück die Ernennung zum Propst des Distrikts Kokenhusen – eine Beförderung, die mit der Unterstützung und Anerkennung seiner Leistungen als Übersetzer und Pastor durch seinen direkten Vorgesetzten, den Superintendenten J. Fischer, belegt wird. Die aus dieser Zeit stammenden Briefe an das Oberkonsistorium untermauern die These der beiden Verfasser, in J.E. Glück einen außergewöhnlich ehrgeizigen und innovativen Mann vorzufinden, dessen Energien sich in der Vermittlung von geistlichen Inhalten an die lettische Bauernbevölkerung, aber auch in seinem Einsatz für eine gerechte Behandlung seiner Gemeindemitglieder, gegen die Willkür des lokalen Adels, spiegeln lassen.

1702 fiel Marienburg in russische Hände. Alle Überlebenden, auch die Familie Glück, gerieten in Gefangenschaft und wurden nach Moskau deportiert. In der *nemeckaja sloboda*, dem deutschen Stadtteil Moskaus, konnte sich J.E. Glück schon bald ohne Bewachung bewegen. 1703 übernahm er (bis zu seinem Tod 1705) die Leitung einer Fremdsprachenschule für die Unterrichtung künftiger Beamter. Der

nahe Kontakt zur Zarenfamilie – Glück übersetzte Lehrbücher für die Zarenkinder und hielt Predigten vor der Zarenfamilie – wird von den Verfassern auf den Einfluss von J.E. Glücks Ziehtochter, Katharina Alekseeva, zurückgeführt.

Zur besseren, direkteren Vermittlung des lutherischen Glaubens sind es aber v.a. Glücks Übersetzungen ins Lettische, die seine bis heute reichende Rezeption bewirkten: das „Handbuch für den Gottesdienst“ von 1690, „Der kleine Katechismus“ von 1699, „Das lettische Gebetbuch“ samt „Kirchengesangsbuch“, beide aus dem Jahr 1686, sowie schließlich die „Bibelübersetzung“ von 1689. Der Entstehungsgeschichte der erst fünf Jahre nach Druckbeginn erscheinenden lettischen Bibel gehen Glück und Polanska in ihren Ausführungen detailliert nach. Aufschlussreich illustrieren sie anhand des Briefwechsels zwischen dem zuständigen Superintendenten Fischer und dem schwedischen König die auf Missverständnissen beruhenden Verzögerungen bei der Distribution der Schrift.

Dass die wissenschaftliche Diskussion um die biografische Zuordnung der Schriften bis heute Aktualität besitzt, beweisen Glück und Polanska in ihrer quellenkritischen Aufarbeitung der einzelnen Überlieferungen. Die „russische Grammatik“, zwischen 1703 und 1704 unvollendet geschrieben, liegt ediert vor. Ob J.E. Glück jedoch die Übersetzung des „Lehrbuchs für Geografie“ von Hübner ins Russische zuzusprechen ist, wird vom Verfasserpaar mit einem Fragezeichen versehen. Anders verhält es sich bei der Übersetzung lutherischer Lieder, hier konnten allein 53 Lieder der Feder J.E. Glücks zugeordnet werden.

Glück und Polanska gelingt es, mit ihrer Arbeit das Bild eines theologisch wie auch politisch ambitionierten Menschen zu konturieren. J.E. Glücks Bemühungen um „Volksbildung“ resultierten ihrer Meinung nach eben nicht nur aus der Motivation eines lutherischen Pastors, sondern dienten der Förderung einer eigenständigen lettischen (Sprach-)Kultur – ein Bestreben, das das Autorenpaar als bewussten Versuch sozialer Veränderungen interpretiert (S. 6).

Dennoch bleibt die theologische Skizze J.E. Glücks in der vorliegenden Untersuchung etwas unscharf. Die in der Einleitung anvisierte Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Rezeptionen, v.a. im westlichen Ausland, hätte hier mehr in den Vordergrund gestellt werden können. Die Kontroverse um und Abgrenzung vom Halleischen Pietismus stellt ein weiteres Forschungsfeld dar, das in diesem Kontext größere Berücksichtigung verdient hätte.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Carola L. Gottzmann, Petra Hörner, Lexikon der deutschsprachigen Literatur des Baltikums und St. Petersburgs. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 3 Bde., Berlin/New York: de Gruyter 2007, X, 1476 S.

Seit Johann Friedrich von Recke und Karl Eduard Napiersky zwischen 1827 und 1832 ein „Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland“ vorgelegt haben, ist Vergleichbares nie wieder zustande gekommen. Umso mehr ist das Lexikon zur deutschsprachigen Literatur im Baltikum zu begrüßen, das Carola Gottzmann und Petra Hörner jetzt vorgelegt haben. Sie beziehen mit guten Gründen St. Petersburg ein, weil viele deutschbaltische Lebensläufe in die russische Hauptstadt führten. Wenn sie allerdings, anders als ihre Vorgänger, auch Litauen nicht missen wollen, vermag dies Vf. nicht zu überzeugen, spielten Deutsche doch dort, abgesehen von dem Preußen zugehörigen Uferstreifen der Memel, keine wichtige, schon gar nicht, wie zeitweilig weiter im Norden, eine kulturell dominierende Rolle.

Dass der Literaturbegriff weit gefasst wird, kann nur Zustimmung erfahren. Jahrhunderte lang waren es Gelehrte, die dichteten, und ihr wissenschaftliches Werk darf uns heute auch in literarischer wie kulturgeschichtlicher Hinsicht interessieren. Die Autorinnen schränken aber ein, dass „besonders Anfang des 19. Jahrhunderts (...) auch Wissenschaftler zugeordnet“ werden, „die sich der Erschließung des Schrifttums in diesen Regionen zuwandten“ (S. VII). Warum die früheren Zeiten, die den Grund dafür gelegt haben, weniger in Betracht kommen sollen, ist nicht einsichtig. Problematisch ist auch die Festlegung auf deutschsprachige Schriftsteller. Nicht erwähnt wird, dass Latein lange als *Lingua franca* diente; dennoch werden Autoren aufgenommen, die nur in der Gelehrtensprache hervortraten. Hingegen wird ausdrücklich bemerkt, dass es deutsche Pastoren waren, die das Estnische wie Lettische linguistisch erschlossen und als Schriftsprachen begründeten. Das Kriterium ‚deutschsprachig‘ bezieht sich also nicht auf die Werke, aber auch die Muttersprache kann nicht gemeint sein, schrieben doch viele estnische wie lettische Schriftsteller anfangs Deutsch, weshalb auch sie teilweise im Lexikon vertreten sind. Die Autorinnen versäumen es im Vorwort, sich darüber klar zu äußern.

Entscheidend für die Aufnahme der Schriftsteller ist „primär“ (ebenda) der Geburtsort, ersatzweise die Hauptwirkungsstätte; wenn der Einfluss bedeutend war, genügt auch ein kürzerer Aufenthalt.

Den Blick auf das im vorgegebenen Rahmen Wesentliche zu richten, Schriftsteller nur insoweit zu behandeln, wie Bezüge zur Region bestehen, wird nicht erwogen. Um nun doch Beispiele zu nennen, hätte bei Robert Gernhardt, der Reval als Einjähriger verließ – ihm ist ein zehneitiger Artikel gewidmet –, eine Auswahl an Informationen wohl gereicht. Dann wäre vielleicht sogar Platz für Herder geblieben, der immerhin fünf Jahre in Riga verbrachte, die im Werk bedeutende, gleichsam baltische Spuren hinterließen, wie dieses wieder im Baltikum Wirkungen hatte, auch auf die estnische wie lettische Kultur, weshalb Recke und Napiersky ihm, wie Hamann, selbstredend einen ausführlichen Artikel widmeten.

Solche Überlegungen haben den Autorinnen aber wohl fern gelegen. Schriften sollen grundsätzlich vollständig verzeichnet werden, darüber hinaus jede Auflage und jede Rezension. Dies aber ist, wenn nicht unmöglich, so doch kaum wünschenswert, erwartet der Benutzer von einem Lexikon doch, rasch wie zuverlässig über das Wichtigste informiert zu werden, was, besonders bei Entlegenem, bibliografische Vollständigkeit nicht ausschließt, indes nicht grundsätzlich erfordert. Immerhin wurde die Gefahr gesehen, dass ein „reines Datenwerk“ entsteht, weshalb auch „Einblick in die Inhalte der Publikationen“ gegeben wird durch „Klappentexte, zeitgenössische Äußerungen, Vorworte oder Pressestimmen“ (S. VIII). Insofern ist an eine eigenständige Arbeit also gar nicht gedacht worden. Die Autorinnen kommentieren und ergänzen die Zitate nicht, sie charakterisieren die Schriftsteller weder in thematischer noch in stilistischer oder sonstiger Hinsicht. Das Lexikon bietet keine Orientierung.

Wie Recke und Napiersky haben sich Gottzmann und Hörner zwar der Mithilfe von Zeitgenossen unter den Schriftstellern versichert (vgl. ebenda), sich aber anscheinend mit keinem Philologen, Historiker oder sonst Kundigen verständigt, der die Spezialfelder Baltikum und St. Petersburg bearbeitet (unter den Dankadressen findet sich jedenfalls niemand). Ein so weit ausgreifendes Unternehmen hätte aber, wenn nicht zahlreicher fachlich ausgewiesener Mitarbeiter, wie Vf. meint, so doch mindestens der beratenden Begleitung bedurft. Die Vorgänger verfügten über ein Netz von Beiträgern, auch wusste besonders Recke das Notwendige vom Entbehrlichen zu scheiden.

Dem Schriftstellerlexikon vorangestellt sind ein historischer Abriss, ein Kapitel über die Gliederung der Gesellschaft, eine, sage und schreibe, 84-seitige Theatergeschichte und schließlich einige Anmerkungen zur Sprache. Auffällig ist der mangelnde Sinn für Proportion, außerdem die Unsicherheit in der Terminologie. Gleich zu Beginn

werden Livland und Lettland gleichgesetzt; obwohl Livland und Estland mehr als 200 Jahre zum russischen Kaiserreich gehörten, ist von „sich ständig ändernden Oberherrschaften“ die Rede; nach dem Ersten Weltkrieg gab es „offiziell keine Deutschen mehr im Baltikum“ (S. 1), wenngleich diese die Rechte einer anerkannten Minderheit besaßen. Dies findet sich im ersten Absatz. Dem Lektorat des Verlages de Gruyter kann der Vorwurf mangelnder Sorgfalt nicht erspart werden.

Gottzmann und Hörner betreiben Geschichte in konventionellster Weise: Schlachten, ja Gemetzel und Massaker finden statt, Herrscher folgen Herrschern, Daten über Daten werden genannt, nur von Kultur ist noch lange keine Rede; stattdessen „formierte“ sich schon im 16. Jahrhundert „ein wachsendes Nationalbewußtsein“ (S. 4). Über die „Bildungspolitik“ der Schweden erfahren wir nur, dass in Dorpat eine Universität gegründet wurde, denn schon treten die Russen auf, und „alles“ ist verwüstet (S. 6). Dann verbreitete sich aber der Geist der Aufklärung, Herder lehrte 32 (!) Jahre in Riga, auch schrieb Merkel ein Werk über „Die Letten“, das ähnliche Wirkung wie „Onkel Toms Hütte“ hatte. Die Bauern wurden daraufhin befreit, und auch das „weibliche Geschlecht“ durfte sich nun bilden (S. 10). Obwohl die Russen die Universität Dorpat nicht wieder eröffneten, schränkten sie dort die deutsche Unterrichtssprache ein. St. Petersburg war nicht nur eine Großstadt, sondern „gilt“ sogar als „Zentrum (...) des riesigen russischen Reiches“ (S. 13). Die Autorinnen kommen auf die Petersburger Akademie der Wissenschaften zu sprechen, die erste und einzige Einrichtung literarischen Lebens, die sie vorstellen. Dann aber meinen sie, den Leser ausführlich über die Genealogie der Zarenfamilie und deren „Vernetzung mit deutschen Fürstenhäusern“ (S. 21) informieren zu müssen. Vf. gesteht, nun die Geduld verloren zu haben.

Die kulturellen Leistungen des Adels werden mit keinem Wort erwähnt, die Gelehrten, d.h. nicht-adeligen Akademiker, die im Baltikum ‚Literaten‘ hießen, immerhin als „Korporation“ (S. 37) bezeichnet. Weshalb wir uns aber mit den Professoren und Pastoren, Ärzten und Hofmeistern beschäftigen sollen, die uns das Lexikon ja näher bringen will, ist nicht ersichtlich. Heillos wird es schließlich, wenn von „Mischehen“ zwischen Bürgertum und Adel und „Beschneidungen des jahrhundertelangen regierenden Deutschtums“ (S. 40) die Rede ist. Vf. war nicht darauf gefasst, dem Vokabular des Nationalismus zu begegnen. Er kann den Autorinnen auch nicht zustimmen, dass „Theater und allgemein theatrale Praktiken“ über die „kulturelle Befindlichkeit“ (S. 45) besser als alles andere Auskunft zu geben vermö-

gen. Er hätte lieber etwas über Gymnasien und gelehrte Gesellschaften, über Buchdruck wie vor allem Zeitungs- und Zeitschriftenwesen erfahren, also diejenige Institutionen, die die Basis für die Entstehung wie die Verbreitung von Literatur und Wissenschaft sind. Die Geschichte der Haupt- und Staatsaktionen jedenfalls ist kaum geeignet, unser Interesse für den Gegenstand des Lexikons, die Schriftsteller, zu wecken.

Deren Lebensbilder sind meist dürftig, die Werkbeschreibungen, wenn es sie denn gibt, unausgewogen, die Bibliografien unübersichtlich wegen vieler vernachlässigenswerter Details. Skandalöserweise sind aber einige der bedeutendsten Schriftsteller überhaupt nicht aufgenommen worden, darunter die Hauptvertreter der Aufklärung, mit denen die Blütezeit der deutschbaltischen literarischen Kultur beginnt, gedruckt und verlegt von Hartknoch in Riga. Vermisst werden Friedrich Konrad Gadebusch, Johann Christoph Schwartz, August Wilhelm Hupel und Joachim Christoph Brotze. Der Jurist und Dorpater Bürgermeister Gadebusch sicherte die Quellen der baltischen Historiografie, gab mit seiner „Livländischen Bibliothek“ dem Lexikon von Recke und Napiersky die Basis, trat darüber hinaus als Biograf hervor und nahm in den „Livländischen Jahrbüchern“ auch zu Gegenwartsfragen Stellung. Sein handschriftlicher Nachlass wartet noch auf vollständige Erschließung, wie der des Rigaer Kollegen Schwartz, der neben historiografischen Arbeiten eine mustergültige Bibliografie der Kurländischen Staatsschriften publizierte. Dass der Oberpahlener Pfarrer Hupel mit den „Topographischen Nachrichten von Lief- und Ehistland“ eine bedeutende Landeskunde verfasste, die über Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur informiert, mit großer Sympathie die schwierigen Lebensumstände von Esten wie Letten beschreibt und Russlands viel versprechende Zukunftsaussichten vorstellt, bleibt ebenso unbekannt wie sein weiteres Werk. Auch die historiografischen Arbeiten des Rigaer Pädagogen Brotze werden verschwiegen, darunter die „Liefländischen Monumente“, eine reizende Geschichte Rigas und Livlands in Zeichnungen, Beschreibungen wie Dokumenten, die jetzt publiziert wird aus dem fast unermesslichen handschriftlichen Nachlass. Nur als Referenz wie im Literaturverzeichnis tauchen Werke der Genannten auf, ein Artikel wird ihnen verwehrt.

Die Liste des Verschwiegenen ist lang. Johann Georg Eisen, der als Agrarhistoriker die Debatte über die Leibeigenschaft begann, ist nicht aufgenommen, hingegen findet sich ein Artikel zu Heinrich Johann von Jannau, ebenfalls zu Garlieb Merkel. Johann Christoph

Petri, der mit „Estland und die Esten“ das Pendant oder, wie er selbst sagt, ein „Seitenstück“ zu Merkel schrieb, fehlt wieder. Bei der Auswahl scheint allein die Geburt den Ausschlag gegeben zu haben. Alle, die Vf. vermisst, hatten zwar ihre Hauptwirkungsstätte im Baltikum, stammen aber – Schwartz ist die Ausnahme – nicht von dort und sind zudem unglücklicherweise im 18. Jahrhundert geboren, denn für das 17. wie das 19. Säkulum wird das Ausschlusskriterium weniger rigide angewandt. Nicht nur Herder fehlt, sondern auch Lindner, Schlegel und Snell, sämtlich Rektoren der Rigaer Domschule und wichtige Schriftsteller. Auch für Christian David Lenz, den Vater des Dichters, hat das Lexikon keinen Platz. Schließlich vermischen wir Johann Jakob Harder, Pastor an der Jakobikirche und Rektor des Lyceums zu Riga, der u.a. eine Kulturgeschichte der Letten publizierte wie eine kommentierte Übersetzung Voltaires, ohne den Herders neue Auffassung der Geschichte nicht denkbar ist. Diese Lücken sind unverzeihlich.

In der historischen Einführung werden Petersburger Akademiker vorgestellt, im Lexikon sucht man die meisten vergebens. Unter den Naturwissenschaftlern und Forschungsreisenden fehlt z.B. Middendorff trotz sogar baltischer Herkunft. Von den Sprachwissenschaftlern werden Dorn und Frähn erwähnt, der berühmte Sanskritforscher Böhlingk nicht; im Lexikon finden wir keinen von ihnen. Es hätte ja nicht Not getan, St. Petersburg einzubeziehen.

Mit Böhlingk und Middendorff befreundet war Victor Hehn, der herausragende Stilist und bedeutende Philologe, der es wagte, einen naturwissenschaftlichen Gegenstand, die Geschichte von Flora wie Fauna, sprach- und kulturhistorisch zu untersuchen. Der ihm geltende Artikel soll näher geprüft werden. Über Hehns Hauptwerk heißt es undeutlich: „Basis für eine systematische Kulturforschung u. Kulturgesch. (S. 552).“ Vom übrigen Werk, dem herausragenden Italien- und originellen Goethe-Buch, ist keine Rede, hingegen werden alle Lebensstationen verzeichnet, wobei manche Akzentuierung in die Irre führt, andere Aussagen schlicht falsch sind: Hehn hörte in Berlin auch bei Lachmann, aber Boeckhs Öffnung der alten Welt zum Orient wies dem Buch über „Kulturpflanzen und Haustiere“ den Weg; die Studienreise führte nicht zur Annäherung an den, sondern zur Distanzierung vom (National-)Liberalismus; die revolutionär gesinnte Marie Baronin Bruiningk lernte er nicht in Frankfurt kennen, sondern am gemeinsamen Wohnort Dorpat; schließlich wurde er von Alexander II. nicht „aufgrund der erwiesenen Unschuld begnadigt“ (S. 551), sondern ebenso willkürlich, wie er verbannt worden war. Statt aus vielen Daten eine Erkenntnis zu ziehen und mitzu-

teilen, dass Hehns Rezeption nach dem Ersten Weltkrieg abbrach, folgen im Werkverzeichnis der Erstveröffentlichung sämtliche Nachauflagen. Darüber verlieren auch die Autorinnen den Überblick, die Chronologie stimmt nicht mehr, ein Essay wird zweimal genannt, die Goethe-Aufsätze fehlen, dem unter eigenem Namen erschienenen „Blick auf die Geschichte der Juden in Europa“ wird ein Pseudonym zugeordnet. Unter den Briefen firmieren Aufsätze, unter den Nachlasseditionen Teilausgaben. Eine gezielte, womöglich sogar kommentierte Auswahl der Sekundärliteratur wäre hilfreich gewesen, denn die ist ohnehin nicht vollständig; sogar die folgenreiche Monografie zu Theodor Schiemann fehlt, der wichtige Aufsatz Klaus von Sees wird nur in einer italienischen Fassung verzeichnet. Zusammengefasst: wir erfahren in diesem Artikel kaum etwas, das uns die Bedeutung des Wissenschaftlers und Essayisten Hehn erschließt.

Auch die Schriftsteller der ‚indigenen Völker‘ sind aufgenommen worden, soweit sie, wie Kristjan Jaak Peterson und Friedrich Reinhold Kreutzwald, auch auf Deutsch schrieben. Aber es fehlen Lydia Koidula wie Andrejs Pumpurs, Jānis Rainis und Aspazija, um nur einige der Bekanntesten zu nennen, die ebenfalls ein deutschsprachiges Werk hinterließen, bevor sie lettische bzw. estnische Dichter wurden. Umso merkwürdiger ist es, dass mit Neredzīgais Indrikis, dem blinden Heinrich, ein lettischsprachiger Dichter den Weg ins Nachschlagewerk gefunden hat, der keinen einzigen Vers auf Deutsch verfasste. Leider bleiben die Autorinnen auch undeutlich, wenn es um die gelegentlich sogar enge Verflechtung zwischen deutscher und estnischer wie lettischer Kultur geht. Beispielsweise hatte Johann Heinrich Rosenplänter nicht nur „Interesse an der Bildung des estn. Volkes u. an ihrer Sprache“ (S. 1088 f.), sondern war der Gründervater der estnischen Philologie.

Wer sich für einen der bekannteren Dichter interessiert, für Lenz oder Kotzebue, für Keyserling oder Bergengruen, ist besser beraten, eines der gängigen allgemeinen Literaturlexika zu konsultieren, weil er dort mehr über das Werk erfährt und rasch wie zuverlässig orientiert wird. Wer hingegen etwas über die Gelehrten des 17. Jahrhunderts erfahren will, wird bei Gottzmann und Hörner auch solche finden, die nur regionale Bedeutung besaßen und deshalb anderswo nicht berücksichtigt werden. Die Werkverzeichnisse der Humanisten sind, soweit Vf. dies zu überprüfen vermag, dank neuerer Forschungen, auf die zurückgegriffen wird, so vollständig wie wünschenswert. Das Lexikon ist auch der rechte Ort, um über Schriftsteller etwas zu erfahren, die noch im Baltikum geboren wurden, es aber in der ersten

Hälfte des 20. Jahrhunderts verließen. Die Autorinnen haben einen enormen bibliografischen Aufwand betrieben. Das Ergebnis aber ist wegen falscher Konzeption und fehlender Expertise unzulänglich, ja ärgerlich. Wie zu hören ist, hat ein Verlag die Veröffentlichung des Nachschlagewerks abgelehnt. Schon wegen der vielen Lücken haben wir weiter auch Recke und Napiersky zu konsultieren.

Michael Schwidtal, Frankfurt a.M.

Grundbegriffe und Autoren ostmitteleuropäischer Exilliteraturen 1945–1989. Ein Beitrag zur Systematisierung und Typologisierung von Eva Behring [†], Juliane Brandt, Mónika Dózsai, Alfrun Kliems, Ludwig Richter, Hans-Christian Trepte, hrsg. v. Eva Behring, Alfrun Kliems u. Hans-Christian Trepte. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2004, 747 S. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa. 20)

Das 2004 herausgegebene Werk der Forschungsgruppe am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas, das an der Leipziger Universität affiliert ist und sich schon seit längerer Zeit unter anderem auch mit den Fragen des ostmitteleuropäischen Kulturlebens auseinander setzt, stellt einen sehr ambitionierten Versuch dar, die Entwicklung des literarischen Exillebens der Autoren aus dem ehemaligen Ostblock, allerdings unter Ausschluss der DDR, aufzuzeigen. Und was hier auf jeden Fall zu betonen ist, ist einerseits die Komplexität dieser an sich recht opulenten Studie, deren Verfasser konsequent bemüht waren, diese Entwicklung in ihrer historischen Relevanz samt den sie bestimmenden Faktoren zu besprechen, und dies nicht nur in Bezug auf die einzelnen Autoren, sondern auch auf ihre jeweiligen Heimatländer wie Polen, Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien. Diesbezüglich durften somit die sich von selbst ergebenden Parallelen, aber auch Kontraste nicht unberücksichtigt bleiben, die trotz der vergleichbar gemeinsamen Ausgangslage der totalitären Machtverhältnisse in den realsozialistischen Staaten Ostmitteleuropas von der Heterogenität dieses Exilphänomens zeugen.

Um komparatistisch an das Thema herangehen zu können, musste man nach einem operativen Instrumentarium der Beschreibung suchen, und bereits dies brachte erste Probleme mit sich, zumal die

Definition der Bezeichnungen wie „Exil“ und „Exilliteratur“ sowie „Emigration“ und „Diaspora“ keine semantische Eindeutigkeit zulässt. Die Vielfalt und die definatorische Unschärfe dieser Begriffe erlaubt nur – an sich legitim festgestellt –, dass sich hinsichtlich der literarischen Exilsituation der einzelnen Schriftsteller von einer Gegenbewegung zum offiziellen Kultur-, darunter auch Literaturbetrieb eines jeweiligen von dem Autor verlassenen Heimatlandes sprechen lässt. Auch wenn man mit unterschiedlichen Traditionserfahrungen und individuellen Beweggründen der Exilanten für ihren formalen Abschied vom eigenen Land in Folge der fremd- bzw. selbstbestimmten Nachkriegsemigration konfrontiert ist, lassen sich allerdings – so wie es auch die Verfasser des hier zur Besprechung stehenden Bandes zurecht nachgewiesen haben – konkrete Kategorien finden, mit denen und über welche die Exilschriftsteller in ihren einzelnen Biografien und Schreibweisen dazu auch Motivation und Poetik zu vergleichen sind. Als diese Kategorien gelten hier nicht nur, wobei sie hinsichtlich der literarischen Kommunikation – nicht zuletzt mit dem Heimatland – am wichtigsten ist, die Sprache und der eventuelle Sprachwechsel, sondern auch die Identität als Schriftsteller und vor allem als Person, also die kulturelle und individuelle Identität. Beides war schon im Moment der Wahl eines Gastlandes von Bedeutung, also in der Situation, in der man sich für das weitere Leben, dennoch auch das literarische Schaffen entscheiden musste.

Dass an der ersten Stelle die Pragmatik stand, d.h. die günstigen Bedingungen für weitere Existenz in einem fremden Land, schlussfolgern die Verfasser trefflich und auch nicht ohne einen Hauch von berechtigter Kritik wegen der Diskrepanz zwischen dem angestrebten Ideal und der realen Wirklichkeit. Da letztlich im Zentrum ihres Interesses die Systematisierung und Typologisierung ihrer Forschungsergebnisse stehen, wird es in der Studie zum einen – soweit es möglich ist – generalisiert, zum anderen dennoch auch differenziert, was einen ausgewogenen Einblick in die Geschichte des literarischen Exils der ostmitteleuropäischen Autoren bietet. Nicht vergessen sollte man ebenfalls die Tatsache, dass sich die Exilexistenz vieler Schriftsteller nicht bloß aus ästhetisch-poetologischen Fragen ergab, sondern das Resultat des ideologisch-politischen Einspruchs war, der gegen das totalitäre bzw. autoritäre System im eigenen Heimatland erhoben wurde. Die Verfasser des Bandes gehen darüber hinaus auf solche Aspekte des schriftstellerischen Lebens im Ausland ein wie politisch-kulturelle Aktivitäten der Schriftsteller, darunter auch die Etablierung der literarischen Kommunikationsmöglichkeiten in

Form der Exilzeitschriften und Exilinstitutionen, die eine nicht minderwertige Rolle bei der Meinungsbildung auf der einen Seite unter jeweiligen Exilgruppen spielten, jedoch auf der anderen einen Einfluss ebenfalls auf ihre Herkunftsländer ausübten. Wahrgenommen werden hier sowohl Printmedien als auch Gesellschaften, Institute, Verlage und Bibliotheken. Trotz der nationalen Differenzen und der in ihrer Intensität variierenden Exilwellen lassen sich – wie es trefflich von den Verfassern des Bandes bemerkt wurde – klare Parallelen erkennen, die von einer Art Universalität vieler mit dem Exil verbundenen Prozesse zu sprechen erlauben.

Hinzuzurechnen sind die Polemik gegen die offizielle literarische und kulturpolitische Entwicklung, d.h. (real)sozialistische Kulturdoktrin in den Heimatländern, sowie der kritische Blick auf den westlichen Kulturkreis und seine Dominanzansprüche. Klar wird hier in diesem Zusammenhang auch die Tatsache zur Sprache gebracht, dass sich das Selbstverständnis einzelner Exilautoren in ihrer eindeutigen Oppositionshaltung zum Machtdiskurs eines jeweiligen Inlands äußert und im Gegensatz dazu ein Ethos der Wahrhaftigkeit und klarer Verantwortlichkeit für das manipulierte, eigentlich aber betrogene Lesepublikum in den einzelnen Ländern des Ostblocks entwickelt. Und dies erfolgt in Anbetracht der Ausgrenzung und Marginalisierung des Exils seitens der offiziellen Instanzen der Heimatländer. Unmittelbar an diesen Aspekt mag die Problematik des eigenen Heimatverständnisses seitens vieler Exilautoren anknüpfen, das unter dem Begriff des Heimatkonzepts in der Studie reflektiert wird. Der unternommene Typologierungsversuch dieser Frage erlaubte diesbezüglich festzustellen, dass die literarische, aber auch publizistische Heimatverarbeitung zwischen zwei entgegengesetzten Polen schwankt und zwar zwischen der Idealisierung und nostalgischen Verklärung der verlorenen bzw. verlassenen Heimat oder Distanzierung, wenn nicht gar der Blasphemie oder Heimatbeschimpfung. Sicherlich ist es in diesem Kontext zulässig, von einem permanenten Leiden an der Heimat zu sprechen, das durch diese beiden Extreme zum Vorschein kommt.

Dies äußert sich unter anderem in einer spezifischen Ästhetik des Exils, d.h. in gewählten Schreibstrategien wie auch Gattungs- und Themenwahl. Als Ergebnis sollte sich erweisen, dass man schließlich von einem relativ autonomen Kanon der jeweiligen Exilliteraturen sprechen kann. Dass diese in ihren Ländern rezipiert wurden, wurde ebenfalls von den Verfassern des Bandes nachgewiesen und systematisierend unter den Begriffen der Integrations- und Reintegra-

tionsprozesse subsumiert und damit auch typologisiert. Die an sich variierende Rezeption der einzelnen Exilschriftsteller in ihren jeweiligen Heimatländern erfolgte im Ergebnis der kulturpolitischen Konjunkturen. Dies geschah in Form der Aufnahme der Exilanten und ihrer Werke in Lehrbücher, Literaturgeschichten und Lexika; nach 1990 wurde es vielen Exilautoren klar, dass sie letzten Endes zwischen zwei Welten existieren konnten und mussten, dass sie auf diese Doppelsexistenz angewiesen waren, d.h. der eigenen Nation und der des Gastlandes, das oft zur zweiten Heimat geworden war. Im Endeffekt wäre in diesem Kontext zu sagen, dass sie oft nicht im Stande sind, auf dieses doppelte Leben zu verzichten, und, wie es in der Studie formuliert wurde, sich auf ein gewisses Pendeln zwischen dem alten und neuen Wohnsitz entschieden.

Der hier zur Debatte stehende Sammelband versteht sich als eine literaturhistorische Synthese, deren besondere Leistung zum einen im komparatistischen Ansatz des Vergleichs der signifikanten Exilliteraturen der ostmitteleuropäischen Autoren besteht, zum anderen in der gelungenen Zusammenstellung der interphilologischen Forschungsergebnisse der Literaturwissenschaftler, die sich auf dem Gebiet der polnischen, slowakischen, tschechischen sowie rumänischen und ungarischen Literatur spezialisieren. In ihrem Interessensfokus standen Texte aus den Bereichen der Publizistik, der Literaturtheorie und nicht zuletzt der Belletristik, die als das Forschungsmaterial galten und den typologisierend-systematisierenden Blick auf die literarischen Entwicklungstendenzen des ostmitteleuropäischen Exils der Jahre 1945–1989 abzugewinnen ermöglichten. Bemüht waren die Herausgeber und Verfasser des Bandes um eine Vielseitigkeit der Darstellung, aber auch deren Ausführlichkeit, was zur viel Respekt verdienenden Opulenz dieses Werkes beitrug. Seine klare Struktur, d.h. übersichtliche Gliederung, macht es hier auch möglich, diesen Band als ein praktisches Nachschlagewerk zu gebrauchen, der schon auf Grund des breit gefächerten Spektrums der in ihm abgehandelten, mit dem ostmitteleuropäischen Exil verbundenen Thematik zu einem Standardwerk schlechthin werden lässt. Insbesondere wertvoll erscheint dieser Sammelband für all diejenigen, die sich – also nicht nur Forscher und Studierende – für das Ostmitteleuropa des oben genannten Zeitraumes interessieren. Und sich dazu in gutem Deutsch, in einer dynamischen Erzähl- sowie unbestritten plausiblen Argumentationsweise und klaren Beweisführung – hier weniger apologetisch als vielmehr kritisch – über das noch auf dem Feld zur Ostmitteleuropaforschung vorhandene Desiderat informieren lassen wollen,

das gerade durch diese Studie und dazu fern jeder Mythisierung und Klischeebildung wissenschaftlich gelungen abgedeckt wurde.

Sebastian Mrozek, Kraków, Polen

Cornelius Hasselblatt, Geschichte der estnischen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2006, 869 S.

Cornelius Hasselblatt ist zweifelsohne einer der besten Kenner der estnischen Literatur außerhalb Estlands; gänzlich konkurrenzlos ist sein Wissen im deutschsprachigen Raum. Seine über 20-jährige Beschäftigung mit der Literatur der vergleichsweise kleinen estnischen Sprachgemeinschaft, während der er sich unter anderem als Begründer und Herausgeber der Literatur- und Kulturzeitschrift „estonia“ (1985-2004; seit 2006 hg. von Irja Grönholm) kontinuierlich als kultureller Mittler betätigt, befähigt ihn zu einer Meister-Erzählung über die estnische Literatur, die tatsächlich „von den Anfängen bis zur Gegenwart“ reicht und auf die der nicht-estnischsprachige Großteil der Welt lange hat warten müssen. Zwar liegen bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts diverse Überblicksdarstellungen zum Thema auf Estnisch vor, doch fehlte ein auch nur annähernd vergleichbares Werk in einer der großen Weltsprachen.¹ Aus dem deutschsprachigen Raum konnte Vf. auf einige Vorarbeiten von Erik Thomson, Friedrich Scholz und Otto-Alexander Webermann,² daneben auf eine freilich überschaubare Anzahl finnischer und englischsprachiger, vor allem aber auf eine Unmenge estnischer Arbeiten zurückgreifen (S. 48 ff.). Somit tritt Vf. nicht nur als Botschafter der estnischen Literatur, sondern auch der estnischen Literaturwissenschaft in Erscheinung. Beide, so lässt sich die Monografie zusammenfassen, sollten,

¹ Ein ähnliches Unternehmen wird zurzeit für den französischen Sprachraum von Antoine Chalvin vorbereitet.

² Erik Thomson, Estnische Literatur. Ihre europäische Verflechtung in Geschichte und Gegenwart. Lüneburg 1973 (Schriftenreihe Nordost-Archiv. 4); Friedrich Scholz, Die Literaturen des Baltikums. Ihre Entstehung und Entwicklung. Opladen 1990 (Abhandlungen der Rheinisch-westfälischen Akademie der Wissenschaften. 80); Otto A. Webermann (u.a.), Deutschbaltische und estnische Literatur, in: Baltische Hefte 7 (1960), Nr. 1, S. 17-28; ders., Studien zur volkstümlichen Aufklärung in Estland. Friedrich Gustav Arvelius (1753-1806), bearb. u. hrsg. v. Johann Dietrich von Pezold. Göttingen 1978.

weit mehr als bislang aufgrund der Sprachbarriere geschehen, als Teil der europäischen Kulturlandschaft wahrgenommen werden.

Die vorliegende Literaturgeschichte füllt eine Lücke in der wissenschaftlichen und privaten Beschäftigung mit Estland. Gerade die am Baltikum interessierten Laien werden neben dem überschaubaren Kreis von Wissenschaftlern explizit als Zielgruppe der Monografie benannt (S. VII), die folgerichtig bescheiden unwissenschaftlich auftritt: Sie verzichtet auf einen Fuß- oder Endnotenapparat, auf Literaturangaben am Kapitelende und eine ausgeprägt wissenschaftliche Fachsprache. Mehr noch, mit ihrem lebendigen, humorvollen Erzählstil, eigenwilligen Wertungen, Ordnungen, aktuellen Bezügen und Querverweisen offenbart sie Innenansichten der estnischen Literaturgeschichte und ihres Verfassers und wird dadurch zu einem überaus persönlichen Buch. Die Grundlage des aus ihr sprechenden originellen Denkens sind Kenntnis über und Freude an der Literatur, die flankiert werden von einem tiefen Interesse des Vfs. an den Autoren in ihrem historischen Kontext und persönlichen Werdegang. Sein im weitesten Sinne literatursoziologisches Vorgehen (S. 1) widersetzt sich dabei allen schematisierend-vereinfachenden Strukturierungsmöglichkeiten. Dabei macht es den besonderen Charme des Buches aus, dass die vorgeschlagene Lesart der estnischen Literatur sich nicht als unfehlbar, vollkommen oder unumstößlich positioniert, sondern alte Zugänge und Fragestellungen diskutiert und neue Wege aufzeigt. Die Hasselblattsche „Geschichte der estnischen Literatur“ ist keine Bibel; sie ist ein anregendes, teils provozierendes Werk, das die Auseinandersetzung sucht.

Wer ein leicht eingängiges Handbuch der estnischen Literatur erwartet, wird allerdings enttäuscht. Das Buch will in Gänze gelesen werden und entzieht sich einem schnellen Zugriff. Es ist nicht enzyklopädisch nach Autoren, ihren Werken oder systematisch nach Stilrichtungen gegliedert, sondern bietet in einem chronologischen Erzählfluss eine breit angelegte Kulturgeschichte der estnischen Literatur. Auch wenn den Autoren viel Platz eingeräumt wird und der Leser so manches über deren Eheglück, Zahl der (unehelichen) Kinder, wirtschaftliche, politische und gesundheitliche Schwierigkeiten etc. pp. erfährt, stehen sie doch nicht im Mittelpunkt der Monografie. Je nach literarischer Vielschichtigkeit hat man ihr Werk in verschiedenen Paragrafen und Kapiteln zu suchen, wobei das umfangreiche Register und zahlreiche, leider nicht mit Seitenzahlen versehene Querverweise zwar behilflich sind, ein schnelles Nachschlagen aber erschwert wird. Auch die literarischen Texte, deren Inhalte, Entste-

hung und Rezeption zum Teil sehr ausführlich beschrieben werden (allein die Inhaltsangabe des in deutscher Übersetzung vorliegenden Nationalepos „Kalevipoeg“ beläuft sich auf 9 Seiten!), bilden nicht den Hauptgegenstand der Monografie. Letztendlich sieht sich der Leser einer Überzahl von Autoren und Titeln gegenüber und wird mit der Frage, wo denn nun die wahren Schätze ruhen, alleingelassen. Zwar werden einige Autoren und Werke bereits in den Paragrafen- und Kapitelüberschriften namentlich erwähnt und dem Leser durch Übersetzungen einiger Textpassagen oder Gedichte sowie durch Fotos oder sonstige Abbildungen besonders ans Herz gelegt, auch finden sich zahlreiche emotionale Verweise auf besonders gelungene Stücke estnischer Wortkunst, doch fehlen dem Erzähltext Negativschattierungen – die Literatur wirkt somit stellenweise überbelichtet.

Die Stärke der Monografie liegt in ihrer breiten und umfassenden Darstellung der estnischen Literaturgeschichte, nicht in literaturwissenschaftlicher Reflexion, in Hierarchisierungs-, Kategorisierungs- und Kanonisierungsversuchen, denen der Vf. allgemein skeptisch gegenübersteht. So fürchtet er, eine Übernahme klassischer Unterteilungen der Literatur nach den bekannten *-ismen* (Modernismus, Symbolismus, Realismus etc.) könne zur Ausblendung zentraler Autoren und Texte führen, wie es mit Oskar Luts' und August Kitzbergs Werk in zwei der neueren estnischsprachigen Literaturgeschichten geschehen sei (S. 382-398). Folgerichtig treten literaturwissenschaftliche Definitionen und Periodisierungen neben dem Alltagssprachlichen Wortgebrauch in den Hintergrund (S. 29-33, 315 f., 597 ff., 767 f.) und werden pragmatisch-schnell, wenn auch nicht dauerhaft, gelöst. Literatur ist für Vf., was Literatur genannt (S. 1, 6 f.), oder konkreter, was in Estland als Literatur rezipiert und rezensiert wird (S. 780). Aufgrund fehlender literaturwissenschaftlicher Vorarbeiten aus Estland, auf denen das Mammutwerk hauptsächlich basiert, fehlt somit (leider!) die Kinder- und Jugendliteratur, auf Übersetzungen und das Medium Film wird nur am Rande eingegangen (S. 7). Bei der Abhandlung der Exilliteratur weist Vf. auf klaffende Forschungslücken hin (S. 616), die in der Zwischenzeit freilich deutlich dezimiert wurden.³ Wie bei dieser vor allem auf Rezeption des estnischen Forschungsstandes basierenden Konzeption des Buchs auch kaum anders möglich, fehlt es bislang an innovativen eigenen Forschungsansätzen.

³ So erschien Ende 2008 ein 824 Seiten starker, von Piret Kruuspere herausgegebener Sammelband zur „Estnischen Literatur im Exil im 20. Jahrhundert“ (Eesti kirjandus paguluses XX sajandil, Tallinn: Uunderi ja Tuglase Kirjanduskeskus, 2008).

Der Aufbau des Bandes führt nach einem methodischen und historischen Abriss und einigen Überlegungen zur Periodisierung (S. 1-50) chronologisch von der mündlichen Volksdichtung als Literatur *vor* der Literatur quer durch die Geschichte und Literatur Estlands bis hin zu den elektronischen Texten des 21. Jahrhunderts als Literatur *jenseits* der Literatur, wobei Vf. eine inhaltliche Klammer zwischen diesen über 2000 Jahren voneinander getrennten Ausdrucksformen sprachlichen Gestaltungswillens erkennt (S. 623, 775 ff.). Die Einbeziehung der Volksdichtung als Grundlage des literarischen Schaffens gewinnt durch diesen Strukturvergleich freilich erst im Nachhinein ihre Begründung, und die Reflexionen über den estnischen Volksglauben und die Volksdichtung stehen lange Zeit bezugslos am Anfang des Buches. Dies gilt vor allem für die ausführliche Erwähnung der Seto-Folklore mit ihrem Epos „Peko“, die ohne eine Würdigung der südestnischen Kulturbewegung eingeschoben und aufgesetzt wirkt (S. 73-89). Das Phänomen „Südestland“ wird vom Vf. als regionaler Partikularismus (S. 748) abgetan, den man sich in Estland kaum leisten könne, und eine nähere Auseinandersetzung mit ihm findet erst am Ende des Buches, eingerahmt zwischen „Kunst und Kommerz“ und „Extremismus“, im Sammelbecken von „Neoexperimentalismus und Ethnofuturismus“ statt. Auch diese Einordnung ist logisch, stehen im Zentrum der Monografie doch nicht alternative Entwicklungen, sondern der estnische Nationalstaat mit seiner Staatssprache. Diesen gilt es, dieses Eindrucks kann man sich nicht erwehren, zu rechtfertigen und zu untermauern. Das verwundert und wirkt ein wenig altbacken.

Eine der wenigen deutlichen Definitionen ist die der estnischen Literatur als „*auf Estnisch abgefasstes Schrifttum*“ (S. 2) – eine Definition freilich, die im Verlauf des Textes in der postulierten Radikalität nicht konsequent einzuhalten ist. Die strikte Abkehr von früheren Versuchen, estnische Literatur an nationaler Herkunft, an Blut und Abstammung festzumachen (S. 5 f.), ist mehr als verständlich. Gerade in langer Dauer gesehen und mit dem Fluchtpunkt der nationalen Eigenständigkeit Estlands vor Augen erweist sich die sprachliche Abgrenzung als nahe liegendes Mittel, den Untersuchungsgegenstand schnell, einfach und unproblematisch einzugrenzen. Diese pragmatische Lesart der estnischen Literatur mag zudem der Absicht geschuldet sein, das Schrifttum einer weitgehend unbekanntem Sprache publik zu machen, hat jedoch ihre Tücken. Diese offenbaren sich überall dort, wo der nationale Rahmen nicht entscheidend ist und transzendiert wird, etwa in den Phänomenen der Inter- oder Transnationali-

sierung, der Regionalisierung oder Hybridisierung, den diversen Kulturkontakten und kulturellen Übergängen, von denen die baltische Landes- und Kulturgeschichte reich ist und die ihren eigentlichen Kern, ihre spezifische Besonderheit ausmachen. Für den Vf., der sich deutlich als Vermittler *estnischer* Kultur im deutschen Sprachraum positioniert, bedeutet die Hervorhebung der Mehrsprachigkeit und Multikulturalität jedoch eine „überflüssige Verklärung“ einer historisch unwichtigen, wenn nicht gänzlich fiktiven „Mischkultur“ (S. 2 f.). Seine Definition, Este sei, wer estnisch spricht, führt letztendlich sogar zu einer Estifizierung der auf Estnisch schreibenden Deutschen. Dieser verständlichen Untermauerung des Estnischen fehlt jedoch ihr Gegenüber, die übermächtige deutschsprachige Kultur, der gegenüber sich die estnische immer wieder abzugrenzen suchte. Mehr noch aber fehlen Hinweise auf all die vielfältigen Übergangsbereiche zwischen Deutschen und Esten und den mehr oder weniger spielerischen, häufig aber überaus kreativen Sprach- und Kulturwechsellern im Baltikum. Zwar gesteht Vf. ein, dass es im Zusammenleben von Deutschen und Esten immer wieder Phasen und Personen gegeben habe, die einer Mehrsprachigkeit nahe kamen, doch sieht er in ihnen lediglich nicht gefestigte Übergangssituationen, Übergangsgenerationen und minoritäre soziale Übergangsformen auf dem Weg zur nationalsprachlichen Normierung und Normalisierung (S. 114, 267, 125). Zugleich gesteht er ein, dass eine solch enge Definition der estnischen Literatur wesentliche Beiträge der Literatur Estlands übersehen würde. Gegen die enge sprachliche Definition findet so etwa die bedeutende deutschsprachige Zeitschrift „Das Inland“ (1836-1863) Erwähnung, die sie doch als „Sammelbecken für die Estophilie in einer Zeit, als eine estnischsprachige Zeitung (...) noch keine Überlebenschance hatte. Inhaltlich war die Zeitung aber eigentlich ‚estnisch‘, nur bediente man sich ganz pragmatisch der deutschen Sprache.“ (S. 184) Die bunte Vielfalt der baltischen Transkulturalität wird in der Monografie insgesamt als Randerscheinung in vernationaler Zeit abgetan (S. 189, 198, 215) und nicht als Chance und Möglichkeit der baltischen Gesellschaft beschrieben. Mit dieser Trennung der nationalsprachigen Literaturen bezieht Vf. Position gegen die von estnischen Literaturwissenschaftlern favorisierte Inkorporation der deutschbaltischen Literatur in die estnische (Gustav Suits, S. 3, 433) oder der estnischsprachigen Literatur in die deutsche (S. 3). Das Paradox der Europäisierung der estnischen Literatur durch die Überwindung des Deutschen und die Emanzipation der Nationalsprache bei gleichzeitiger Internationalisierung der Inhalte und Formen führt in der Monografie zu einer

gewissen Verkürzung der außer- und übernationalen Perspektive der Literatur.

Die interessantesten Hinweise und zugleich schmerzhaftesten Leerstellen betreffen die Exilliteratur, zu der, wie Vf. immer wieder einlenkt, zur Zeit der Niederschrift des Buches nur wenige wissenschaftliche Publikationen vorlagen. In der ersten Hälfte der 40er Jahre hatten sich aufgrund der sowjetischen und deutschen Okkupation des Baltikums rund ein Drittel der bedeutenden estnischen Schriftsteller außer Landes begeben, von wo aus die Literatur, die in den 40er Jahren in Estland weitgehend verstummt war (S. 514-525, 545), im Verlauf der 50er Jahre weitergetragen, wiederbelebt und modernisiert wurde (S. 562-581). Die Bedeutung des Exils war eine doppelte, beförderte ihre vorherrschend konservative Flanke die Wiederherstellung der Unabhängigkeit, während die fortschrittliche die Angleichung der estnischen Literatur an die Weltliteratur vorantrieb. Die gegenseitige Rezeption der estnischen Literaturen dieser Zeit ist eine der spannendsten Fragen, die das Buch aufwirft (S. 616).

Einen zweiten thematischen Großbereich kann man in der Frage nach der voranschreitenden Professionalisierung erkennen, der die Monografie als roter Faden durchläuft und wiederum den Nationalstaat als Fluchtpunkt hat. Während sich die Geschichte der estophilen Deutschen über weite Strecken als Geschichte des persönlichen Ruins aufgrund von Arbeitsüberlastung durch die Multidimensionalität diverser und einander widersprechender Arbeits- und kultureller Lebenswelten liest, ergibt sich mit dem Nationalen Erwachen ab Ende des 19. Jahrhunderts für einen Teil der nationalen Intelligenz zunehmend die Möglichkeit, sich allein durch das Schreiben zu finanzieren. Das Beispiel von Kristian Jaak Peterson als erstem „echten“ und hauptberuflichen Dichter, dessen Leben freilich zu früh in alles anderen als etablierten Lebensverhältnissen endete, mag hier auf jenen vom Autor aufgezeigten Übergangszustand vor der Errichtung nationaler Strukturen hinweisen (S. 190-205). Mit der Zunahme fester Stellen und der staatlichen Förderung des Kulturwesens ab 1918 hatten sich die Autoren zunehmend mit ihrer politischen Unabhängigkeit auseinandersetzen (S. 425 f.). Die alte Frage nach der Beziehung von Geist und Macht beantwortet Vf. dabei überraschend eindeutig: In einem kleinen Nationalstaat seien besonders enge Beziehungen zu den Geldtöpfen und der Macht nicht nur legitim, sondern notwendig und hätten nicht zur Korrumpierung der Literatur geführt, wie das Beispiel der staatlich geförderten Zeitschrift des Estnischen Schriftstellerverbandes „Looming“ (Schöpfung), die auch als

„parlamentarische Zeitung“ bezeichnet wurde, zeige (S. 428 ff.). Erst mit der Veränderung des politischen Vorzeichens habe sich die enge Kopplung von Macht und Geist problematisch gestaltet (500-514). Zugleich sieht Vf. den Schriftstellerverband während der Sowjetzeit als Hüter der estnischen Sprache und Identität. Mit dazu hat sicherlich beigetragen, dass gerade von Seiten der Mitläufer nach dem Tod Stalins 1953 im beginnenden Tauwetter die systemkritischsten Töne zu hören waren (S. 585 ff.).

Der distanzierte, doch empathische Blick des Vfs. von außen zeigt sich wohl am deutlichsten in der Interpretation der Jahre unter sowjetischer Macht. So zeichnet er die Einschnitte in die Lebenswelten und Familien, die persönliche Bedrohung und die Erfahrung von Deportation, Exekution und Exil keinesfalls weich und betont die Bedeutung des lebensbejahenden „und trotzdem“ der estnischen Literatur. Zugleich geht er gegen jede Mystifizierung der Sowjetzeit vor, indem er die Durchschlagskraft des ideologisch vorgegebenen sozialistischen Realismus bezweifelt (S. 597-612), die Frage nach angepasster und unangepasster Literatur unabhängig vom jeweiligen System stellt (S. 605), und die „goldenen 60er“ als Mythos des Sowjetsystems dekonstruiert, der in langer Perspektive seine Berechtigung verliere (S. 624 f.). Im letztgenannten Punkt könnte man jedoch ebenso wie in den Studentenunruhen von 1968 in Tartu, die sich unter anderem an dem Aufführungsverbot eines Theaterstückes entzündeten, wohl noch deutlicher gesamteuropäische Parallelen erkennen und übernationale Entwicklungen herausarbeiten (S. 617-620 u. 654-657). Die eigentliche Besonderheit der Literatur in unfreier Umgebung, das Sprechen zwischen den Zeilen, v.a. in der Lyrik, ist bis heute nicht dechiffriert und vergleichend untersucht worden (S. 609). Immer wieder betont Vf. die Brüchigkeit und Durchlässigkeit des Eisernen Vorhangs, zu der nicht nur die absurde Schwäche der Zensur, die diversen Möglichkeiten des Widerstandes oder die Nähe Finnlands, sondern gerade auch der noch weitgehend unerforschte Austausch mit dem Exil und der Exilliteratur beitragen. Die Frage von Kontinuität und Wandel angesichts der totalitären Erfahrung stellt sich ihm weniger als Frage nach dem Zusammenhang von Macht, Loyalität und Wahrheit (S. 690), ist die Mystifizierung der Sowjetzeit für ihn doch ein von außen aufgedrücktes Konstrukt. Die Wende von 1991 werde weniger von inhaltlichen Neuerungen, denn von neuen technischen Möglichkeiten markiert. Die Einführung des Computers und des Internet hätten eine deutliche Zäsur in der estnischen Literatur bewirkt (S. 767 f.). Der Anschluss an „den Westen“ war

peu à peu bereits durch die Rezeption der Exilliteratur seit Mitte der 50er Jahre eingeleitet (S. 615 f. u. 708) und mit der Wiederaufnahme der Zeitschrift „Akadeemia“ ab 1989 auch im Bereich des Wissenschaftstransfers auf soliden Boden gestellt worden (S. 705 f.). Aus den Schriftstellern waren die Politiker der Umbruchzeit geworden – Geist und Macht traten wieder Hand in Hand auf (S. 712). Die Zeichen der Normalisierung des Literaturbetriebs nach 1991 erkennt Vf. dabei nicht nur an dem erneuten Aufleben einer nationalen Skandal- und Jammerkultur und dem Zuwachs von Prosaerzählungen gegenüber Lyrik, sondern auch an dem Ende des sich selbst tragenden Schriftstellertums, das in Estland seit 1994 durch ein erfolgreiches und sogar in Lettland kopiertes staatliche Förderungssystem unterstützt wird: das so genannte „Kulturkapital“, das bereits in der Zwischenkriegszeit die nationale Autorenschaft vorbildlich gefördert hatte (S. 425 ff., 502 u. 714 f.).

Die estnische Literaturproduktion, die vor dem Ersten Weltkrieg und in den 30er Jahren einen ersten Höhepunkt erlangt hatte (S. 382 u. 469), konnte sich nach dem Tief der 40er und 50er Jahre in den 90er Jahren wieder an die Spitze der europäischen Buchproduktion empor hieven (S. 782). Zu Beginn des 21. Jahrhunderts zeigt sich der Literaturbetrieb quicklebendig, weltoffen und international. Er ist literaturwissenschaftlich gut aufgestellt, verfügt über eine beachtliche Fülle an Nachschlagewerken, wissenschaftlichen Periodika, Zeitungen und Zeitschriften (S. 40-43 u. 778), eine breite und treue Leserschaft, gesunde Auflagenhöhen (S. 777-793), und konnte im 20. Jahrhundert mit Anton Hansen Tammsaare, Marie Under, Jaan Kross und Jaan Kaplinski gleich vier Nobelpreiskandidaten (freilich erfolglos) ins internationale Rennen schicken (S. 451, 635). Die Hauptwerke der Literatur wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt, und estnische Theaterinszenierungen sind in Amerika und Europa zu sehen.

Dieser Eindruck entsteht bei der Lektüre. Zugleich muss richtig gestellt werden, dass die estnische Literatur a) keinesfalls so umfangreich und bei weitem nicht immer so atemberaubend ist, wie die vorliegende *Gesamtdarstellung* glauben lässt, und b) ihre Rezeption außerhalb Estlands nicht sonderlich zu Buche schlägt. Über die Lektüre der ca. 900 Seiten sollte man nicht vergessen, dass es sich um die beachtlich reiche Literatur einer kleinen Sprachgemeinschaft handelt, an deren Integration in die Bücherschränke der europäischen Leserschaft schrittweise gearbeitet wird. Und trotzdem und gerade deshalb hat Vf. den bisherigen Siegeszug der estnischen Literatur mit einer erschlagenden Menge an Fakten quantitativ bewiesen. Als Hilfe für

den beeindruckten Leser, der von dieser Fülle nichts ahnte, fügt er seinem Werk eine knappe Zeittafel mit den wichtigsten Eckdaten und Titeln der estnischen Literatur- und Kulturgeschichte (S. 794 ff.) sowie ein Verzeichnis der vorliegenden Übersetzungen ins Deutsche bei (S. 845-851).⁴ Man ist zum Selberlesen aufgefordert! Auf der Suche nach den in der Zeittafel aufgelisteten Hauptwerken in der beigefügten Übersetzungsliste zeigt sich jedoch schnell, wie wenig für den motivierten Leser, der sich voller Elan nun selbst von den Qualitäten der estnischen Literatur überzeugen will, bislang auf Deutsch vorliegt.

Cornelius Hasselblatt ist in Umkehrung früherer baltischer Verhältnisse zu einem Kulturträger neuer Art geworden. Sein Buch ist durch seinen nicht immer leichten, doch immer eleganten Spagat zwischen Wissenschaftlichkeit und Popularität in der Lage, tatsächlich ein breiteres Publikum zu erreichen. Doch bleibt die estnische Literatur, die durch das Werk so nahe gerückt zu sein scheint, letztendlich doch (noch) fern. Sein Buch beglückt und macht doch ratlos: Wieweit erschließt sich estnische Literatur dem, der von außen kommt, was kann man in ihr erkennen und in welcher Form kann und will man darüber sprechen? Wo hat man es mit unspektakulären Nachahmungen, wo mit herausragenden Eigenheiten zu tun? Wonach suchen wir, Estophile deutschbaltischer Herkunft oder auch nicht, in der estnischen Literatur und was begreifen wir von ihr?

Für die wünschenswerte breite Rezeption der vorliegenden Literaturgeschichte stellt eine kostengünstigere (!) Version des Buches auf Deutsch⁵ und eine Übersetzung ins Estnische (Englische etc.) zweifelsohne ein Muss dar. Für die weitere Forschung bleibt zu hoffen, dass sie sich, da seit mit dem vorliegenden Wackerstein nun endgültig auch außerhalb Estlands als bewiesen gelten muss, *dass es eine estnische Literatur gibt*, schwungvoll den unbeleuchteten und unbequemen Bereichen zuwenden möge. Dabei gilt: Mehr Mut zur Kritik und zu Grenzspaltungen! Die estnische Literatur lässt sich nicht im nationalstaatlichen Paradigma begreifen, kann nicht nur quantitativ, sondern muss auch qualitativ bemessen werden und hat Hinweise auf Lücken, Langweiliges oder allzu Bemühtes gerade auch von den wenigen Stimmen, die sich von außen zu ihr äußern können, bitter nötig. Den Autoren, den Übersetzern und den Kommentatoren

⁴ Vgl. die ausführlichere Bibliografie von Cornelius Hasselblatt, *Estnische Literatur in deutscher Sprache 1784–2003. Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur*. Bremen 2004.

⁵ Ladenpreis: 168,00 €.

estnischer Literatur wünscht nach den fetten Jahren, auch in der anbrechenden wirtschaftlichen Dürrezeit von Herzen: „*Jõudu tööle!*“

Ulrike Plath, Tallinn

Armin Hetzer, Estnische Literatur. Eine historische Übersicht. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2006, VIII, 184 S.

Es ist gewiss ein verdienstvolles Anliegen des Autors, eine Geschichte der estnischen Literatur verfassen zu wollen, die sich ausdrücklich nicht an das literaturwissenschaftliche Fachpublikum, sondern an breite Kreise einer literatur- und kulturinteressierten Öffentlichkeit wendet. Armin Hetzer habilitierte sich 1994 auf dem Gebiet der Allgemeinen Sprachwissenschaft und arbeitet als apl. Professor an der Universität Bremen. Im Rahmen der Stiftungsinitiative Johann Gottfried Herder war er als Gastprofessor an den Universitäten Tartu (2003/04) und Tallinn (2004/05) tätig.

Für seine „Historische Übersicht“ definiert Hetzer estnische Literatur als Literatur, die in estnischer Sprache verfasst wurde (vgl. Vorwort, S. V). Über diese Einschränkung ließe sich diskutieren, da – wie der Autor auch selbst vermerkt – in der von einer deutschen Oberschicht dominierten Gesellschaft bis ins 19. Jahrhundert hinein ein sozialer Aufstieg nur um den Preis der Assimilation und Annahme einer deutschen Identität möglich war. Es gab deutsche Estophile, die Texte in estnischer Sprache verfassten und estnische Autoren, die in deutscher Sprache publizierten (wenn beispielsweise der Este F.R. Faehlmann 1840 seine „Estnischen Mythen“ in deutscher Sprache veröffentlichte – gehören sie dann nicht zur estnischen Literatur?)

Angaben zur literaturwissenschaftlichen Methode, die der Abhandlung zugrunde liegt, lassen sich aus den einleitenden Bemerkungen nicht entnehmen. Auch Kriterien für die getroffene Auswahl von Autoren und Werken, den literarischen Kanon, auf den sich die Darstellung gründet, benennt der Autor nicht. Im Vorwort verweist Hetzer lediglich darauf, dass er sich hinsichtlich der herangezogenen wissenschaftlichen Literatur ausschließlich auf (zwei) estnische Quellen stützt (S. VI), wobei es sich bei der angegebenen fünfbandigen Literaturgeschichte von 1965 ff., zu der hier bibliografische Angaben fehlen, vermutlich um die von Endel Sõgel herausgegebene Litera-

turgeschichte¹ handelt. Armin Hetzer hebt diese Beschränkung auf „ausschließlich in Estland und von Esten verfasste Vorarbeiten“ (ebenda) als besonderen Vorzug seiner Untersuchungsmethode hervor,² ein recht ungewöhnlicher literaturwissenschaftlicher Forschungsansatz. Eine explizite kritische Auseinandersetzung mit den im Vorwort benannten Publikationen³ findet nicht statt. Der Autor verzichtet dabei nicht nur auf literaturhistorische und -theoretische Arbeiten, die von Hermann bis Suits, von Tuglas bis Undusk vorgelegt wurden, auf die in der Emigration verfassten Untersuchungen von Kangro, Jänes oder Mägi, sondern auch auf die Einbeziehung der internationalen Forschungsliteratur.

Die Periodisierung erfüllt für die Rezipienten einer Literaturgeschichte eine wichtige Ordnungsfunktion: „Mit Recht kann erwartet werden, dass eine Literaturgeschichte ihren Stoff nicht nur aufzählt, sondern ihn überschaubar macht, dabei die Bedeutung seiner Elemente erklärt und den Sinn des Ganzen erläutert.“⁴ Hetzer geht in seiner historischen Übersicht nicht von einem einheitlichen Periodisierungskonzept aus, sondern gliedert die ersten sieben Abschnitte seines Werkes anhand von Gattungen oder literarischen Epochen, die beiden letzten Abschnitte hingegen „Die Zeit der Besetzungen“ und „Wege der Freiheit. Estnische Literatur nach 1991“ auf der Grundlage historischer bzw. politischer Kriterien. Eine Begründung für die Periodisierung gibt der Autor im Einleitungsteil nicht, Überlegungen konzeptioneller Art enthält der vorliegende Band nur vereinzelt. So beispielsweise, wenn sich Hetzer im Abschnitt „Zwischen den Kriegen. Ein neuer Realismus“ mit der Periodisierung der o.g. fünfbandigen Literaturgeschichte auseinandersetzt und erläutert, dass er versucht habe, „die einzelnen Autoren in jeweils einem Abschnitt unterzubringen, wodurch deren unterschiedliches Schaffen unter *ein* Label gepresst erscheint.“ (S. 109)

Betrachtet man den Umfang der einzelnen Kapitel (= Abschnitte), so wird ein Ungleichgewicht evident, das dem Anliegen des Autors, eine möglichst große Leserschaft für die estnische Literatur interessieren zu wollen, konträr entgegenzustehen scheint: So entfallen von

¹ Eesti kirjanduse ajalugu viies köites [Geschichte der estnischen Literatur in fünf Bänden], hrsg. v. E. Sögel. 5 Bde., Tallinn 1965–1984.

² Karl Ristikivis „Eesti kirjanduse lugu“ [Geschichte der Literatur Estlands] wird im Anhang allerdings in der russischen Übersetzung aufgeführt.

³ Die zweite angegebene Quelle ist: Epp Annus, Luule Epner, Ants Järv (u.a.), Eesti kirjanduslugu [Literaturgeschichte Estlands]. Tallinn 2001.

⁴ Rainer Baasner, Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Stuttgart 1996, S. 38.

den insgesamt etwa 160 Seiten Text auf den Zeitraum bis zur Herausbildung der estnischen Nationalliteratur (Abschnitte 1-3) bereits fast ein Drittel, nämlich 50 Seiten der gesamten Literaturgeschichte. Die Literatur der 1960er Jahre bis 1991 wird auf nur 14 Seiten abgehandelt, von denen zudem acht lediglich aus kurzen Schriftstellerbiografien in der Art von Lexikonartikeln bestehen. Der estnischen Literatur seit 1991 widmet der Autor nur etwas mehr als vier Seiten.

Die Reihenfolge der einzelnen Abschnitte durchbricht die in anderen Literaturgeschichten übliche Chronologie, indem Armin Hetzer die estnische Folklore dem 18. Jahrhundert zuordnet, mit der Begründung, dass erst zu dieser Zeit mit der Aufzeichnung der oral übermittelten Volksdichtung begonnen worden sei (vgl. S. 32). Im Unterabschnitt „Die literarische Form der Volksdichtung“ (Abschnitt 3) zeigt sich, dass die Beschränkung auf Literatur, die in estnischer Sprache publiziert wurde, der vorliegenden Literaturgeschichte doch enge Grenzen setzt – so wäre es für deutsche Leser sicherlich auch interessant gewesen zu erfahren, dass sich Johann Gottfried Herder während seiner Zeit als Pastor in Riga mit der estnischen Volksdichtung befasste, einige estnische Lieder übersetzte und in seine Volksliedsammlung „Stimmen der Völker in Liedern“ (1778/79) aufnahm.

Die Darstellung beginnt mit den beiden Abschnitten „Sprachdenkmäler und das evangelische Kirchenlied“ sowie „Die Märchen- und Sagenwelt“, in denen der Autor – neben historischen Exkursen – eine Fülle von Material, von Angaben zu Personen und Werken vor seinen Lesern ausbreitet. Insbesondere im ersten Abschnitt, in dem sich Armin Hetzer vorwiegend mit der Entwicklung der estnischen Schriftsprache befasst, hätte eine etwas gestrafftere und systematischere Darstellung die Verständlichkeit des Textes sicherlich erleichtert.

Eine zentrale Stelle in Hetzers Literaturgeschichte nimmt das Nationalepos „Kalevipoeg“ ein. Warum der Autor in diesem Abschnitt (bereits in der Überschrift) den im Deutschen ungebräuchlichen Terminus „Kunstliteratur“⁵ verwendet, ist allerdings nicht einsichtig. Hetzer würdigt das „Kalevipoeg“ als Kunstwerk, das zur Konstituierung des estnischen Nationalbewusstseins entscheidend beigetragen habe, sieht jedoch seine Ausstrahlungskraft im Wesentlichen auf die Zeit seiner Entstehung beschränkt. Dabei ließen sich vielfältige Bezüge in der estnischen Kultur, in Kunst, Musik, Theater und Film nachweisen und unterschiedliche Formen der literarischen Rezeption

⁵ Eine ähnliche Terminologie findet sich auch im Hinblick auf Lyrik und Prosa: „Kunstgedicht“ – S. 61 und „Kunstprosa“ – S. 66.

von Kreuzwalds Meisterwerk aufzeigen. Anhand der webbasierten Präsentation der „Kalevipoeg“-Materialien⁶ könnte man zudem gut demonstrieren, wie in Estland mit Hilfe moderner Medien literaturhistorische Quellen aufbereitet und der Forschung sowie einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Im fünften, in seiner Struktur wenig kohärenten Abschnitt „Von der nationalen Erweckung⁷ bis zur sozialkritischen Literatur“ beschreibt Hetzer zunächst die Entstehung der estnischen Presse und die Konflikte zwischen Johann Woldemar Jannsen und Carl Robert Jakobson. Der folgende, Lydia Koidula gewidmete Unterabschnitt beginnt mit einer kurzen Beschreibung von Biografie und Werk der Dichterin und wird dann mit lexikonartikelartigen Kurztexten zu weiteren estnischen Autoren dieser Epoche fortgesetzt. Eine weitere Untergliederung erfolgt in „Russifizierung und Industrialisierung“ sowie „Historische“ und „Sozialkritische Themen“.

Die starke Konzentration auf Stoffe und Themen zeigt, dass der Autor im vorliegenden Band die estnische Literatur vor allem aus dem Blickwinkel einer Widerspiegelungsästhetik heraus betrachtet. Ganz besonders deutlich wird dies in den Abschnitten, die sich mit modernen oder avantgardistischen Strömungen der estnischen Literatur um die Jahrhundertwende sowie in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts beschäftigen. Die Einleitung zum Abschnitt „Die Moderne“ lässt ein Grundproblem der Darstellung erkennen: Der Autor setzt sich indirekt mit – den vermutlich aus der von E. Sögel herausgegebenen Literaturgeschichte übernommenen – Deutungsmustern auseinander, ohne sie aber in einer direkten Argumentation zu benennen und zu widerlegen. Formulierungen wie „sozialer Auftrag von Literatur“ dürften sich für Leser, die mit marxistischer Literaturwissenschaft sowjetischer Prägung nicht vertraut sind, aus dem Kontext nicht erschließen (vgl. S. 91). Andererseits fehlen hier die Bezüge zu literarischen Strömungen in Nord- und Westeuropa, insbesondere zur französischen Literatur, aber auch zur russischen Avantgarde.

Insgesamt fällt es schwer nachzuvollziehen, anhand welcher Kriterien Armin Hetzer zu seinen Wertungen über literarische Werke kommt, so wenn er beispielsweise feststellt, dass die „Bedeutung von Gustav Suits⁸ nicht so sehr auf dem lyrischen Schaffen beruht“ (S. 92).

⁶ Vgl. http://kreuzwald.kirmus.ee/et/kreuzwaldi_sajand.

⁷ Üblicherweise wird in der Literatur der Terminus „Nationales Erwachen“ verwendet.

⁸ Die biografischen Angaben zu G. Suits sind nicht korrekt, er war erst ab 1921 und bis zu seiner Emigration nach Schweden, 1944, Professor an der Universität Tartu.

Bei Anton Hansen Tammsaare wird zunächst bemängelt, dass seine „Gesellschaftskritik eher journalistisch“ ausfalle (S. 119), hingegen sein 1936 veröffentlichtes Theaterstück „Kuningal on külm“ als „Satire auf den zeitgenössischen Faschismus verstanden wird“ (ebenda). Auch hier scheint es, dass der Autor wissenschaftlich fragwürdige Auffassungen unkritisch übernimmt. Obwohl der 7. Abschnitt mit „Zwischen den Kriegen. Ein neuer Realismus“ überschrieben ist, stellt Armin Hetzer in dem der Gruppe „Arbujad“ gewidmeten Unterabschnitt selbst in Frage „ob man ihr Schaffen unter ‚Realismus‘ buchen sollte“ (S. 123) – solche Inkongruenzen verstärken auch die Zweifel an der Sinnhaftigkeit der Periodisierung im vorliegenden Band.

Neben den literarischen erscheint auch eine ganze Reihe von historischen und politischen Wertungen im vorliegenden Band problematisch, dies betrifft insbesondere die Zeit der ersten estnischen Republik und den Zeitraum von 1939/40 bis zum Ende der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts. So ist es beispielsweise unverständlich, dass der Autor in der Einleitung zum 8. Abschnitt „Zeit der Besetzungen“ das geheime Zusatzprotokoll zum Ribbentrop-Molotov-Pakt, in dem 1939 die Aufteilung der Machtsphären zwischen Deutschland und der Sowjetunion festgelegt wurde, nicht einmal erwähnt. Der These, dass „die sowjetische Besetzung (1940, 1944) keinen Bruch in der Kontinuität der estnischen Literatur darstellt“ (S. 114), muss – angesichts der Verfolgung von Schriftstellern und Intellektuellen und einer großen Emigrationswelle⁹ – nachdrücklich widersprochen werden. Aus diesen Gründen bleibt unverständlich, warum der Autor einem Unterabschnitt über die 1950er Jahre den Titel „Sozialistischer Neuanfang“ gibt.

Bei der Zusammenfassung der estnischen Literatur von 1940 bis 1991 in einem Abschnitt „Zeit der Besetzungen“ werden außerliterarische Kriterien zur Periodisierung herangezogen, die eine differenzierte Betrachtung der Literatur in diesem Zeitabschnitt erschweren. Die zeitweilige Öffnung der sowjetischen Gesellschaft nach dem Ende der Stalinära brachte mit Beginn der 60er Jahre wieder den Zugang zur Weltliteratur: Autoren wie Faulkner, Salinger, Updike, Borges, Camus und Kafka wurden ins Estnische übersetzt, gleichzeitig erschienen Werke von estnischen Autoren der 20er und 30er Jahre und erstmals – innerhalb Estlands – Texte der Emigranten. Das gesamte

⁹ Vgl. Toomas Karjahärm, *Kultuurigenotsiid Eestis: kirjanikud (1940–1953)* [Kulturgenozid in Estland: Schriftsteller (1940–1953)]. Tallinn 2006 (Acta Historica Tallinnensia), S. 10, 142–177.

kulturelle Klima wandelte sich, in den Zeitschriften wurden – wenn auch mit Einschränkungen – literarische Debatten geführt.¹⁰ Beginnend mit neuen Entwicklungen in der Lyrik, repräsentiert durch Autoren wie Jaan Kross, Ellen Niit oder Ain Kaalep, entstand in den 60er und 70er Jahren eine moderne, äußerst vielfältige estnische Literatur, so dass man hier eine deutliche Zäsur innerhalb der estnischen Literaturgeschichte setzen müsste. An der Universität Tartu entwickelte Jurij Lotman (der in der vorliegenden Literaturgeschichte leider nicht einmal erwähnt wird) seit den 1960er Jahren sein System der Kultursemiotik, das auf die moderne Literaturtheorie nachhaltigen Einfluss ausübte.

Für die Darstellung des estnischen Dramas und Theaters hätte neben Autoren, die zugleich Regisseure waren, wie Mati Unt und Juhan Viiding, auch der Regisseur Mikko Mikiver mit seinen herausragenden Inszenierungen am Tallinner Schauspielhaus (u.a. von Werken August Kitzbergs, Jaan Kruusvalls und Rein Saluris) zumindest erwähnt werden sollen.

Noch vor der estnischen Unabhängigkeit – in den Jahren 1989/90 – erschien eine Reihe wichtiger literarischer Werke von Autoren, die in Armin Hetzers Darstellung eine ausführlichere Betrachtung verdient hätten: Ülo Mattheus veröffentlichte 1989 den Roman „Kuma“, Asta Põldmäe den auch ins Deutsche übersetzten Erzählungsband „Linnadealune muld“ („Die Erde unter den Städten“). Ene Mihkelson publiziert den Lyrikband „Võimalus õunast loobuda“ (1990), Jaan Undusk seinen 1987 entstandenen Roman „Kuum“ (1990), im gleichen Jahr erschien auch Peeter Sauters Roman „Indigo“. Bei der Würdigung des Kross'schen Œuvres wäre wohl eine präzisere Terminologie angemessen gewesen: Nach A. Hetzer wird das historische Sujet in Kross' Romanen als „Allegorie, Parallele **oder wie auch immer**“ (S. 140; Hervorhebung der Rezensentin) aufgefasst. Für den Zeitraum von Anfang bis Mitte der 90er Jahre hätten die – auch in deutscher Übersetzung vorliegenden Romane – von Viivi Luik „Ajaloo ilu“ (1991), Maimu Berg „Ma armastasin venelast“ (1994) oder Jüri Elvests Erzählungsband „Krutsiaania“ (1996) in die Darstellung mit aufgenommen werden müssen. Die kurze Aufzählung macht im Übrigen auch deutlich, dass Hetzers Anmerkung, der „zahlenmäßige Anteil der Frauen

¹⁰ Vgl. Mart Velsker, Kolmekümendate aastate luule kuuekümnendate aastate kriitikas ja kirjandusteaduses, Keele ja kirjanduse ning Loomingu näide [Dreißig Jahre Dichtung in der Kritik der 1950er Jahre und der Literaturwissenschaft], in: Keel ja Kirjandus 50 (2007), H. 6, S. 433-448.

(in der estnischen Literatur) [sei] sehr gering“ (S. 159), nicht zutreffend ist. Auch über eine neue Generation von Autoren, die in den 1970er Jahren geboren wurden, experimentierfreudige junge Lyrikerinnen und Lyriker wie Elo Viding, Kristiina Ehin, Jürgen Rooste, Karl-Martin Sinijärv u.a. hätte man gern mehr erfahren. Literatur im Internet – die so genannte blog-Literatur – wird ebensowenig behandelt wie die Genres der modernen Trivalliteratur. Leider erfährt auch die Kinderliteratur keine besondere Wertschätzung (vgl. S. 151).

Zusammenfassend muss man feststellen, dass der Autor im vorliegenden Band vorwiegend positivistisch vorgeht, sich häufig auf die Vermittlung von biografischen und bibliografischen Daten beschränkt und den Fragen der Ästhetik und Poetik zu wenig Raum gibt. Die zahlreichen bibliografischen Angaben können sicherlich für Interessenten hilfreich sein, die sich einen ersten Überblick über die estnische Literatur verschaffen wollen. Eine phantasiereiche, experimentierfreudige, mit Ironie und Selbstironie meisterhaft spielende Literatur aus einer noch weithin unbekanntem Region Europas hätte es jedoch verdient, auf der Grundlage moderner literaturhistorischer Forschung in ihrer gesamten Vielfalt und Einzigartigkeit vorgestellt zu werden.

Zum besseren Verständnis der komplizierten Rahmenbedingungen, in denen die estnische Literatur entstand und sich entwickelte, wäre es von Vorteil gewesen, wenn am Anfang eines jeden Kapitels eine kurze Übersicht zu den historischen und kulturellen Besonderheiten der jeweiligen Periode gestanden hätte, die auch den Blick über die Landes- bzw. Sprachgrenzen hinaus – sei es zu anderen Literaturen des Baltikums oder zu den Literaturen Ostmitteleuropas – erlaubt hätte. Eine Zeittafel und eine Karte hätten den Lesern die Orientierung sicherlich erleichtert. Und Sätze wie: „Vor allem darf man nicht aus dem Auge verlieren, dass bis 1918 St. Petersburg den Esten schon rein geographisch näher war als die Bildungszentren Mitteleuropas“ (Vorwort, S. V) hätte das Lektorat – angesichts fehlender Zeugnisse über ein Auseinanderdriften der Kontinentalplatten – nicht stehen lassen dürfen.

Beate Biehl, Leipzig

Juden und Judentum in der deutschsprachigen Literatur, hrsg. v. Willi Jasper, Eva Lezzi, Elke Liebs u. Helmut Peitsch. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2006, 444 S. (Jüdische Kultur. Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Literatur. 15).

2003/04 wurde an der Universität Potsdam gemeinsam vom Institut für Germanistik und dem Kollegium Jüdische Studien eine Ringvorlesung zum Thema „Juden und Judentum in der deutschsprachigen Literatur“ durchgeführt, deren Beiträge im vorliegenden Band versammelt sind. Ziel der Vorlesung sei es gewesen, so die Organisatoren der Vorlesungsreihe und Herausgeber des Bandes, Studierende und auch eine interessierte Öffentlichkeit mit dem Spektrum an Themen und Forschungszugängen bekannt zu machen, das sich mit dem Thema der „deutsch-jüdischen“ bzw. dem Wechselverhältnis von „deutscher“ und „jüdischer“ Literatur verbinden lässt. Dabei sei es ihnen ausdrücklich weder um eine abschließende Definition von „deutsch-jüdischer Literatur“ noch um eine vollständige Abbildung der dazugehörigen Forschung, die seit rund 20 Jahren intensiv betrieben wird, gegangen. Die intendierte Offenheit spiegelt sich denn auch im gewählten Titel wider, der den durchaus kontroversen Begriff der „deutsch-jüdischen Literatur“ umgeht und statt dessen von „Juden und Judentum in der deutschsprachigen Literatur“ spricht.

Der Band ist in drei Sektionen gegliedert: „Vergleichende Analysen und Überblicksdarstellungen“, „Transdisziplinäre Perspektiven“ (je fünf Beiträge) sowie „Autorschaft und Werke“ (neun Beiträge). Wie häufig in Sammelbänden, so sollte man auch in diesem Fall eine solche Unterteilung nicht allzu absolut auffassen: So gibt es zum Beispiel sowohl in der ersten Sektion (mit dem Beitrag von Ottmar Ette über „Lagererfahrung und Überlebenswissen in Texten von Emma Kann, Hannah Arendt und Max Aub“) wie auch in der zweiten (Karl E. Grözinger über „Die Jüdische Religion in Franz Kafkas Werk“, Joachim Schlör über „Yoram Kaniuks *Der letzte Berliner*“) Texte, die ebenso gut auch unter „Autorschaft und Werke“ hätten eingeordnet werden können. Tatsächlich überwiegen insgesamt (und erfreulicherweise) Texte, die sich mit konkreten literarischen Fallbeispielen auseinandersetzen.

Einleitend gibt Willi Jasper als einer der Organisatoren der Vorlesungsreihe und zugleich einer der Protagonisten der Forschung zur deutsch-jüdischen Literatur (vgl. sein „Deutsch-jüdischer Parnass. Literaturgeschichte eines Mythos“. Berlin 2004), einen Überblick über

das Forschungsgebiet und seine Fragestellungen. Die „deutsch-jüdische Literatur“ oder, zeitgemäßer ausgedrückt, der „jüdische Diskurs in der deutschen Literatur“ sei im Kern „ein Disput über das Verhältnis von Deutschtum und Judentum innerhalb einer „Nationalliteratur ohne Nationalsprache“ (S. 20). Er werde von jüdischen Autoren deutscher Sprache ausgetragen, die – dies ist eine wesentliche Spezifizierung – in irgendeiner Form „Jüdisches“ thematisieren. Jasper dazu: „Ein sinnvolles Auswahlkriterium ist hier wohl nur die jüdische Thematik sowie die jüdische Tradition, aus der heraus ein Werk verständlich wird.“ (S. 24) Im „Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur“ (Stuttgart 2000) schreibt der Herausgeber Andreas Kilcher dazu erläuternd, dass „es nicht darum gehen kann, einzig nach den ‚positiven‘ Stellungnahmen zum Judentum, nach Bejahungen und Identifikationen oder gar nach apologetischen Literarisierungen zu fragen. Die Frage nach der Interpretation und Selbstbestimmung des Judentums muß vielmehr in einer möglichst komplexen Form gestellt werden, die nicht nur Identifikationen und explizite Stellungnahmen zum Judentum wahrnehmbar macht, sondern auch und gerade Traditionsbrüche, Fremdheitserfahrungen, Differenzen, Distanzen und parabolische Transformationen“. (S. XV f.) In diesem umfassenden Sinne ist auch der Ansatz des vorliegenden Bandes zu verstehen, wobei hier noch zusätzlich die komplementäre Ebene der deutsch-nichtjüdischen Literatur und ihrer Reflexionen zum Thema eingezogen wird. Insofern schließt der vorliegende Band zwar an die Forschungen zur deutsch-jüdischen Literatur an, erweitert aber deren Perspektive.

Zeitlich reichen die Beiträge vom Mittelalter (vertreten durch einen historischen Beitrag von Martin Langner über „Juden und Wenden als Randgruppen der mittelalterlichen Gesellschaft in der Mark Brandenburg“ in der Sektion „Transdisziplinäre Perspektiven“) bis in die unmittelbare Gegenwart. Auch hierin überschreitet der Band den üblichen Horizont des Forschungsbereiches „Deutsch-jüdische Literatur“, der sich in der Regel auf das 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts bis zum Holocaust konzentriert.

Gut die Hälfte der Beiträge widmet sich Autoren des frühen 20. Jahrhunderts, nicht ohne Grund: Dies ist die Zeit, in der, parallel zu entsprechenden politischen und gesellschaftlichen Debatten über die sog. Judenfrage, auch die Problematik einer deutsch-jüdischen Literatur vermehrt thematisiert wurde (als wichtige Referenztexte gelten hier Ludwig Geiger, „Die deutsche Literatur und die Juden“, 1910; und Moritz Goldstein, „Deutsch-jüdischer Parnass“, 1912). Konkret

angesprochen werden Autoren wie Franz Kafka (Karl E. Grözinger), Max Nordau (Christoph Schulte), Max Brod (Peter Morris-Keitel) oder Arnold und Stefan Zweig (Eva Kaufmann, Manfred Voigts).

Einen interessanten Beitrag zum „jüdischen Diskurs“ in der deutschsprachigen Literatur nach 1945 präsentiert Vivian Liska mit ihrem Aufsatz „Österreichisch-jüdische Gegenwartsliteratur“. Am Beispiel der Autoren Robert Menasse, Robert Schindel und Doron Rabinovici geht Liska der Frage nach, ob und inwiefern sich jener Diskurs in Österreich von dem in Deutschland unterscheidet. Sie kommt zu dem Schluss, dass in der österreichisch-jüdischen Literatur (der Nachkriegszeit) das konfrontative Element weniger ausgeprägt sei als in der deutsch-jüdischen, wobei sie dies auf eine von ihr als typisch österreichisch apostrophierte Literaturtradition zurückführt: „Witz und Satire, kombiniert mit Selbst-Ironie und einer spielerischen sprachlichen Virtuosität und Experimentierfreudigkeit, mehr als strenges, unnachgiebiges politisches Engagement charakterisieren jüdisches und nicht-jüdisches Schreiben in Österreich seit den volkstümlichen Dramatikern des 19. Jahrhunderts wie etwa Johann Nestroy und Ferdinand Raimund.“ (S. 131)

Unter den Beiträgen, die sich der Reflexion des „Jüdischen“ in der deutschsprachigen Literatur nichtjüdischer Autoren widmen, sei besonders der Aufsatz von Doerte Bischoff über „Das Spiel mit den Juden. Zur Problematik von Komik und Theatralität in Leopold von Sacher-Masochs Judengeschichten“ hervorgehoben. Bischoff geht der Verknüpfung der Topoi des Weiblichen und des Jüdischen als Verkörperungen einer (als bedrohlich empfundenen) Moderne nach, wobei sie die in der Forschung meist getrennt betrachteten erotischen und „jüdischen“ Werke des Autors der „Venus im Pelz“ und des „Judenraphaels“ ausdrücklich in einen Zusammenhang bringt.

Andreas Degen wiederum beleuchtet in „Johannes Bobrowski, die Juden und das Problem des Authentischen“ die „Egalisierungs- und Vereinnahmungstendenzen“ (S. 400) in der poetischen Gleichsetzung von deutschen Vertreibungs- und jüdischen Holocausterfahrungen im frühen Werk dieses Autors.

Bibliografische Nachweise finden sich jeweils am Ende der Beiträge. Gerade mit Blick auf die sicher in erster Linie angesprochenen Studierenden wäre ergänzend eine allgemeine Bibliografie mit den wichtigsten Titeln zur Problematik von „Juden und Judentum in der deutschsprachigen Literatur“ sinnvoll gewesen.

Insgesamt bietet der Band interessante Einblicke in den Facettenreichtum des angesprochenen Themenkomplexes, wobei sowohl „Klas-

siker“ der deutsch-jüdischen Literatur wie Franz Kafka behandelt als auch einige neuere oder überraschendere Perspektiven eröffnet werden. Mehr kann man von einem Sammelband nicht erwarten.

Heidemarie Petersen, Leipzig

Kalevipoeg. Das estnische Nationalepos. In der Übersetzung von Ferdinand Löwe. Herausgegeben von Peter Petersen. Stuttgart/Berlin: Mayer 2004, 324 S.

„Denken Sie sich, welch erhebenden Einfluß auf ein niedergetretenes Volk das erwachte Bewußtsein geschichtlicher Existenz u[nd] Größe haben muß? (...) Denn beweist wohl irgend etwas unwidersprechlicher die geschichtliche Bedeutung eines Volkes als der Besitz einer *Epopöe*. Uns aber, als den Beförderern der geistigen Wiedergeburt dieses Volkes, uns den Philistonen gebührt es, diesen Torso der verstümmelt und mit spätern Zusätzen verunstaltet in den entlegensten Winkeln der Provinz seiner Anerkennung entgegenharrt – diesen in abgelegenen Thälern u[nd] tiefen Wäldern verhallenden Gesang – auf eine seiner würdigen Art in die Reihen der glänzenden Erzeugnisse des menschlichen Geistes einzuführen.“¹

Mit seinem Aufruf zu einer nationalen „Epopöe“ im Sommer 1839 zu Dorpat/Tartu vor der im Jahr zuvor gegründeten Gelehrten Estnischen Gesellschaft spiegelte der estophile Deutschbalte und Arzt Georg Julius von Schultz (mit Schriftstellernamen Bertram, 1808–1875) nationales Erwachen und nationales Selbstbewusstsein unter den lange Zeit fremdbestimmten Völkern im Nordosten Europas.

Finnland hat sein „Kalevala“, „Land des Kaleviden“. Elias Lönnrot (1802–1884), Sohn eines finnischsprachigen Dorfschneiders und später

¹ Zitiert nach Otto A. Webermann, Kreuzwalds „Kalevipoeg“. Zur Problematik des estnischen Epos, in: Volksepen der uralischen und altaischen Völker. Vorträge des Hamburger Symposions vom 16.–17. Dezember 1965, hrsg. v. Wolfgang Veenker. Wiesbaden 1968, S. 13–35, hier S. 19. Webermanns Forschungen zu Entstehung und Rezeption des Kalevipoeg werden weitgehend von Cornelius Hasselblatt geteilt in: Ders., Die Bedeutung des Nationalepos „Kalevipoeg“ für das nationale Erwachen der Esten, in: Estland – Partner im Ostseeraum, hrsg. v. Jörg Hackmann. Lübeck 1998 (Travemünder Protokolle. 2), S. 41–56 (zuerst erschienen in: Finnisch-Ugrische Mitteilungen 20 [1996], S. 51–61).

Kreisarzt am Übergang Österbottens zu Weißmeerkarelien, hatte seit Ende der 1820er Jahre auf Wanderfahrten ins südöstliche Finnland die dort, im entlegenen Karelien, mündlich überlieferten mythischen Runenlieder gesammelt und zum metrischen Epos geformt: 50 Gesänge zur Fahrt Väinämöins und Ilmarinens ins Nordland Pohjola, wo sie den Sampo schmieden, Finnlands Gral. Eine erste Ausgabe des „Kalevala“ erschien 1835/36, eine erweiterte Fassung 1849.²

Lettland lieh seinem „Lāčplēsis“ den Lorbeer der Nation. Andrejs Pumpurs (1841–1902) hatte als Dorfschüler und Gelegenheitsarbeiter rings um Lennewarden/Lielvārde an der Düna und später in der alten Kulturlandschaft um Pebalg/Piebalga Erzählungen und Sagen erfahren, die ihm – nun schon Soldat und bald Offizier in der Armee des Zaren – Bausteine zum „Lā(plēsis“ wurden, sechs Gesängen zum Freiheitskampf der Letten gegen die christlichen Ritter der Fremde. 1888 erschien der „Bärentöter“, den lettisches Selbstbewusstsein zum Nationalepos krönte.³

Als literarischen Auftakt seines nationalen Erwachens feiert *Litauen* das Epos der „Jahreszeiten“. Kristijonas Donelaitis, latinisiert Christian Donalitus (1714–1780), Sohn eines Freibauern im preußischen Litauen, Seelsorger und Entwicklungshelfer am Rande der Rominter Heide, hatte dem Leben seiner Bauern die „Metai“ gewidmet, Bilder in antiken Hexametern und in litauischer Sprache. Ludwig Rhesa (1776–1840) gab die „Jahreszeiten“ 1818 erstmals mit einer um manche deftigen Passagen bereinigten deutschen Fassung heraus. Vier weitere Übersetzungen ins Deutsche folgten.⁴

² Kalevala. Das finnische Epos des Elias Lönnrot. Aus dem finnischen Urtext übertragen von Lore Fromm und Hans Fromm. Nachwort und Kommentar von Hans Fromm. 2 Bde., München 1967 (erste deutsche Ausgabe „Kalewala. Das National-Epos der Finnen“, nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. Helsingfors 1852, bearbeitet und durch Anmerkungen und ein Nachwort ergänzt von Martin Buber. München 1914, neu übersetzt von Dagmar Welding. Stuttgart 1948, neu bearbeitet und mit einem Nachwort versehen von Wolfgang Steinitz. Rostock 1968, neu in Prosafassung übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Gisbert Jänicke. Salzburg 2004; erste, finnische Ausgabe 1835/36 in zwei Bänden „Kalewala taikka Wanhoja Karjalan Runoja Suomen kansan muinosista ajoista“ [Kalevala oder Alte karelsche Lieder aus der Frühzeit des finnischen Volkes] mit 12 078 Versen in 32 Gesängen; erweitert 1849 als „Kalevala. Toinen painos“ [zweite Auflage] mit 22 795 Versen in 50 Gesängen).

³ Andrejs Pumpurs, Lāčplēsis [Der Bärentöter]. Ein Held des lettischen Volkes. Volksepos. Interlinearübersetzung aus dem Lettischen von Gunārs Cirulis. Riga 1988 (vervielfältigtes maschinengeschriebenes Skript zum 100. Jahrestag der lettischen Erstausgabe).

⁴ Kristijonas Donelaitis, Metai [Jahreszeiten], in: Ra(tai [Werke]. Vilnius 1977, S. 89-261 (Paralleldruck von originaler und angepasster Schreibweise); Das Jahr in vier Gesängen, ein ländliches Epos aus dem Litthaischen des Christian Donaleitis, genannt Donalitus, in gleichem Versmaß ins Deutsche übertragen von D.L.J. Rhesa. Königsberg 1818; Christian Donaleitis, Litauische Dichtungen. Erste voll[!]ständige Ausgabe mit Glossar von Aug.

Wenige Monate vor dem eingangs zitierten Plädoyer Georg von Schultz-Bertrams hatte der Mitgründer und alsbald Präses der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, Friedrich Robert Faehlmann (1798–1850), Este von Geburt, den Mitgliedern der Gesellschaft Fragmente der Sagen um Estlands mythischen Helden Kalevipoeg vorgelegt. Faehlmanns Vortrag markiert den Beginn des „Kalevipoeg“.

Der Dorpater Arzt sah es als Aufgabe seines Lebens, die Bruchstücke der Mythen um den Sohn des Kalev zu sammeln und zu einem Ganzen zu vereinen. Er bediente sich des Deutschen und der Versform. Als Faehlmann 1850 starb, beauftragte die Gelehrte Gesellschaft den Stadtarzt des südostestnischen Werro (Võru), Friedrich Reinhold Kreutzwald (1803–1882), Faehlmanns Projekt weiterzuführen.

Von Kreutzwald, dem Sohn eines freigelassenen estnischen Bauern, wird berichtet, er habe als Kind in der Spinnstube von Alt-Sommerhusen/Someru nahe Wesenberg/Rakvere auf die Volksgesänge und Sagen der Esten gehorcht, mit zehn Jahren die Spuren der Kalevsage im Kreis Jerwen/Järwamaa besehen und als Heranwachsender im Kirchspiel Hagers/Hageri im Süden von Reval vom alten Jaakob Fischer die wichtigsten Stücke der Kalevsage aufgenommen.

1853 hatte Kreutzwald die ein Jahr zuvor erschienene Übersetzung des finnischen „Kalevala“ von Anton Schiefner kennen gelernt, das entlehene Werk allerdings nur acht Tage behalten. Doch die notgedrungen flüchtige Lektüre ließ Kreutzwald die Eigenständigkeit der Sagen um den Kalevsohn erkennen und überzeugte ihn zum metrischen Versmaß in estnischer Sprache. Die zerstreuten Bruchstücke der Überlieferung formte Kreutzwald zur eigenen Dichtung, gleich den „Jahreszeiten“ von Donelaitis und dem „Bärentöter“ von Pumpurs und anders als das „Kalevala“, das Lönnrot zu vier Fünfteln auf die vor Ort gesammelten Runen gegründet hatte. Zu Recht wird der „Kalevipoeg“ heute unter der Autorenschaft Kreutzwalds bibliografiert.

Zwischen dem März 1857 und dem August 1861 erschien in sieben Lieferungen als Band Vier und Fünf der „Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft“ das Kreutzwaldsche Werk anonym unter dem Titel „Kalewipoeg, eine Estnische Sage“ in estnischer und deutscher Sprache mit dem Vermerk „verdeutsch von Carl Reinthal“; auf

Schleicher. St. Petersburg 1865; Christian Donalitus, Littausche Dichtungen nach den Königsberger Handschriften mit metrischer Übersetzung, kritischen Anmerkungen und genauem Glossar hrsg. v. G.H.F. Nesselmann. Königsberg 1869; Christian Donalitus' Littausche Dichtungen. Übersetzt und erläutert von L. Passarge. Halle a.d.S. 1894; Kristijonas Donelaitis, Die Jahreszeiten. Nachdichtung von Hermann Buddensieg. München 1964.

dem Titelblatt der letzten (doppelten) Lieferung ist Reinthals Name durch „Dr. Bertram“ (= Georg von Schultz) ersetzt. Kreuzwald hatte, mit der Übersetzung des Pastors Reinthal nicht zufrieden, die letzten Gesänge selbst übertragen, Schultz-Bertram den Text überarbeitet. Die endgültige Druckfassung zählte neben einer Widmung („Soowituseks“, im deutschen Text „Anruf“) und einem einleitenden Gesang („Sissejuhatuseks“, „Zum Verständniß“) 20 Gesänge, insgesamt 19 047 Verse. 1862 folgte im finnischen Kupio eine estnischsprachige Volksausgabe. Erst die dritte Auflage erschien 1876 unter der ausdrücklichen Autorenschaft Kreuzwalds. Die heute maßgebende zweibändige textkritische Ausgabe der Estnischen Akademie der Wissenschaften von 1961 und 1963 mit Kommentar, Materialien und Bibliografie folgt dieser Ausgabe letzter Hand.⁵

Eine zweite und bislang letzte Übersetzung des „Kalevipoeg“ ins Deutsche erschien 1900 in der Übertragung von Ferdinand Löwe (1809–1889), Bibliothekar an der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Die vom Pastor in Klein-St.-Johannis/Kolga Jaani (Kreis Jerwen) Willem Reiman (1861–1917) herausgegebene Fassung zählt eine Einleitung von 23 Seiten, vier Seiten Bibliografie und 76 eng gedruckte Seiten sprachlicher, methodologischer und geografisch-historischer Anmerkungen. Die Autorenschaft Kreuzwalds wird lediglich in der Einleitung des Herausgebers benannt.⁶

Die Übersetzung Löwes ist „geglättet“. Gestrichen hat Löwe zwei von ihm als zu ordinär empfundene Passagen: die Schlussverse des Elften Gesangs mit der Geschichte des Wichtelmanns, der zwischen zwei Waldriesen gerät und von den Folgen ihrer Erbsenmahlzeit durchgeschüttelt wird, und ebenso 100 Verse des Fünfzehnten Gesangs, in denen eine der Zauberjungfrauen ihr Wasser um den schlafenden Kalev lässt und dieser die sprudelnde Quelle mit einem gezielt an den rechten Ort geworfenen Stein schließt. In der estnischen Originalfassung ist das Schlüsselwort durch Auslassung eines Buchstabens leicht verfremdet; Reinthal hatte in seiner Eindeutschung die Wirkung der anstößigen Verse durch Übertragung ins Lateinische zu mildern ge-

⁵ Friedrich Reinhold Kreuzwald, *Kalevipoeg. Tekstikriitiline väljaanne ühes kommentaaride ja muude lisadega* [Kalevipoeg. Textkritische Ausgabe mit Kommentar und anderen Zusätzen]. 2 Bde., Tallinn 1961 und 1963, hrsg. vom Institut für Sprache und Literatur der Akademie der Wissenschaften der Estnischen SSR [Eesti NSV Teaduste Akadeemia Keele ja Kirjanduse Instituut]. Die bibliografischen Angaben folgen der in Anm. 1 zitierten Untersuchung von Otto Webermann.

⁶ *Kalevipoeg*. Aus dem Estnischen übertragen von F. Löwe. Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen hrsg. v. W. Reimann. Reval 1900.

sucht.⁷ (Ähnlich hatte Ludwig Rhesa als Herausgeber und Übersetzer der „Jahreszeiten“ des Donelaitis allzu deftige Teile „geglättet“.)

Löwes Übersetzung des „Kalevipoeg“ von 1900 blieb ohne weitere Auflagen. Ein Nachdruck, der laut Hinweis des vorliegenden Neudrucks 1996 in Tallinn erschienen ist, konnte von uns nicht verifiziert werden und wird in der einschlägigen Bibliografie von Hasselblatt nicht erwähnt.⁸ Umso größeres Lob gebührt dem Herausgeber der hier zu besprechenden Neuausgabe, die nun in angepasster Rechtschreibung neu gesetzt und repräsentativ gedruckt und gebunden dem Leser wieder verfügbar ist. Die Neuausgabe versammelt in eigener Verzählung Anruf, einleitenden Gesang (überschrieben „Zur Einführung“) und die 20 Gesänge des Epos, deren Inhalt in den jeweiligen Anmerkungen hilfreich zusammengefasst wird. Im Fünfzehnten Gesang ersetzt die Neuausgabe die gestrichenen Passagen um die entsprechenden Verse der Reinhalschen Übersetzung und ergänzt deren lateinisch verfremdeten Verse um Neuübersetzungen von Cornelius Hasselblatt. Unbegründet bleibt, weshalb nicht auch die Streichungen im Elften Gesang behoben wurden.

Um die Übersetzung von 1900 gruppiert der Herausgeber ein Geleitwort des Nestors der estnischen Literatur Jaan Kross, ein eigenes Vorwort und eine Reihe von Beiträgen wissenschaftlicher Provenienz zur Erschließung des „Kalevipoeg“.

Rein Veidemann, Professor für estnische Literatur in Dorpat, erhöht in einer knappen Studie Kreutzwalds „Kalevipoeg“ zum „Heiligen Text der estnischen literarischen Kultur“ (S. 263-268): Kreutzwald habe den Esten das Gleiche bedeutet wie der Apostel Paulus den Christen – einerseits als ein „Botschafter seiner spirituellen Erfahrungen“, andererseits als ein „Verbreiter und Festiger des schon erworbenen (...) Glaubens“ (an das Estentum); Kreutzwalds „Glaubensbekenntnis“ sei zum „Glaubensbekenntnis aller Esten“ geworden, der „Kalevipoeg“ zum „Metatext der estnischen Kultur und Nation“ (S. 267 f.).

Ähnlich hoch hinaus und mit missionarischem Eifer plädiert Herausgeber Peter Petersen, Facharzt für Psychiatrie, Psychotherapeuti-

⁷ Zur zweiten „Glättung“ vgl. Cornelius Hasselblatt, Latein, Deutsch und Estnisch. Sprache und Sittlichkeit am Beispiel einer Episode aus dem estnischen Nationalepos, in: Kees Dekker, Alasdair MacDonald u. Hermann Niebaum, Northern Voices. Essays on Old Germanic and Related Topics, Offered to Professor Tette Hofstra. Leuven (u.a.) 2008, S. 279-294.

⁸ Cornelius Hasselblatt, Estnische Literatur in deutscher Sprache 1784–2003. Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur. Bremen 2004. Hasselblatt räumt ein, dass er zitierte Literatur prinzipiell „de visu“ aufgenommen habe (S. 7).

sche Medizin und Psychoanalyse, in seinem Beitrag zu psychologisch-anthropologischen Aspekten für ein Verständnis des „Kalevipoege“ als „document humain einer künftigen Kultur Europas“ (S. 269-296). Das Epos bestätige die Bipolarität der Welt, indem das Böse gebändigt werde und nicht vernichtet; gegen die Zerstörung setze es eine ökologisch nachhaltige Entwicklung. Der Sohn des Kalev lehre die humanen Wissenschaften eine Methode der Befreiung: „Aufgehäuften historische Schuld, ökologische Katastrophen und destruktive Gewalt in unserer Welt sind heilbar“ (S. 292).

Cornelius Hasselblatt, Professor für finnougri sche Sprachen und Kultur an der Rijksuniversiteit Groningen, untersucht den estnischen und europäischen kulturgeschichtlichen Kontext der Entstehung des „Kalevipoege“ (S. 297-306). Hasselblatt verweist auf den Charakter des Kreutzwaldschen Werkes als Kunstdichtung, deren Siegeszug als Volksepos erst habe – teilweise – „künstlich produziert“ werden müssen. Manche Entlehnungen aus anderen Kulturkreisen ließen sich nachweisen, doch „in seiner Gesamtheit ist Kalevs Sohn durch und durch estnisch“ – im metrischen Vers, in der Topografie, in seiner Verbundenheit mit der Natur, in der Betonung der Frauen: „Kalevs Sohn ist somit vor allem auch Lindas Sohn“ (S. 306).

Peeter Järvelaid, Professor für Rechtsgeschichte und Rechtsvergleichung in Dorpat, verbindet den Kalevipoege mit Kreutzwalds Leben (S. 307-314). Ülo Valk schließlich, Professor für estnische und vergleichende Volkskunde, sammelt Tendenzen und Anhaltspunkte in der Forschungsgeschichte des „Kalevipoege“ (S. 315-321). Wertvolle Hilfe für Erkundungen vor Ort bietet eine Karte zu den Spuren des Kalevipoege (S. 318 f.).

Etliche Einschränkungen schmälern das Lob für den Herausgeber. Er verzichtet auf Einleitung, Bibliografie und Anmerkungen Reimans und erschwert so dem Leser das Verständnis und den Zugang zu weiterführender Forschung. Allzu cursorisch bleiben die wenigen eigenen Anmerkungen der Neuausgabe. Wäre es zuviel der Mühe gewesen, den Apparat der Reimanschen Ausgabe aufzunehmen und im Licht der textkritischen Ausgabe der Estnischen Akademie der Wissenschaften zu prüfen und um den heutigen Forschungsstand zu erweitern? Hätte es nach mehr als 100 Jahren nicht auch einer Überprüfung der Löweschens Übersetzung bedurft? Hier hat die Neuausgabe eine große Chance vertan.

Kreutzwalds Epos vom Sohn des Kalev erzählt, wie Linda, Ehefrau Kalevs, nach dem Tode ihres Mannes ihren dritten Sohn zur Welt bringt, der als Kalevipoege zum Helden des Epos heranwächst. Auf

der Suche nach der verzauberten Linda verführt der Sohn des Kalev das Mädchen Saarepiiga. In Finnland erwirbt Kalevipoeg das für den Vater geschmiedete Schwert und rühmt sich der Verführung. Als der Sohn des Schmiedes und Bräutigam des verführten Mädchens den Verführer herausfordert, tötet Kalevipoeg ihn mit seinem neuen Schwert. Den Mord vergeltend, gibt der Finnlandschmied dem Schwert einen Fluch auf den Weg: Es werde wie seinen Sohn so auch den Kalevsohn töten.

Kalevs Sohn rudert übers Meer heim nach Wierland/Wirumaa, wetteifert mit seinen Brüdern um die Herrschaft, gewinnt und geht auf abenteuerliche Fahrt im eigenen Land, bärenstark und stets zu Streichen aufgelegt. Der Peipuszauberer stiehlt dem schlafenden Kalevsohn das Schwert. Doch unweit des Peipus-Sees sinkt dem Zauberer das Schwert auf den Grund des Kääpabaches, wo Kalevipoeg es findet. Um des Finnlandschmiedes Sohnes willen bittet das Schwert den Kalevsohn, es vor neuem Blutvergießen zu bewahren. Der lässt dem Schwert die Ruhe im Bach unter einer Bedingung: „Aber wenn im Weg des Zufalls / In den Bach die Sohle senket / Wer zuvor dich *selbst getragen*, / Dann, o Schwert, mein treues, trautes, / Dann durchschneid' ihm beide Beine!“⁹

Kalevs Sohn häuft Siege, Ruhm und Reichtum, demütigt den Gehörnten, langt ans Ende der Welt und baut am Glück der Heimat. Im Kampf mit den fremden Eindringlingen fallen viele der Gefährten. Kalevipoeg befiehlt den Rückzug. Auf der Wanderung zum Peipus-See wadet er durch den Kääpabach, tritt in das Schwert. Das trennt ihm nun die Beine durch. Der verkrüppelte Kalevsohn wird zum Wächter am Tor des Schattenreichs, seine Faust in den Fels gebannt: „Aber einmal naht die Zeit sich, / Wo die Späne von zwei Enden / Angezündet loh'n und lodern, / Gleicher Zeit die Flammengluten / Machen frei die Hand des Helden: / Dann kehrt heim der Kalevide / Seinen Kindern Glück zu bringen, / Estenlande neu zu schaffen.“¹⁰

In seinem Geleitwort zur hier besprochenen Neuausgabe zitiert Jaan Kross aus der Einleitung zu Löwes Übersetzung eine Würdigung des „Kalevipoeg“ aus dem Jahr 1859 durch die Petersburger Linguisten Anton Schiefner (1817–1879) und Ferdinand Johannes Wiedemann (1805–1887), wie wir sie auch heute noch gelten lassen wollen: „Keine Ilias hat Dr. Kreutzwald geschaffen, wohl aber der estnischen Literatur ein Kapitalwerk geschenkt, das für alle Zeiten den Esten sein wird, was den Griechen ihre Ilias war. Es ist ein volkstüm-

⁹ Kalevipoeg (Anm. 6), 11. Gesang, Verse 693-697.

¹⁰ Ebenda, 20. Gesang, Verse 1044-1051.

liches Werk voll des köstlichen Reichtums der estnischen Lebensweisheit und voll sinniger Betrachtung der ganzen estnischen Welt.“¹¹

Dietmar Albrecht, Lübeck

¹¹ Ebenda, S. XXVII.

Kalewala. Das finnische Epos von Elias Lönnrot. Übersetzt und mit einem Nachwort von Gisbert Jänicke. Salzburg/Wien: Jung und Jung 2004, 486 S.

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine vollständige *Kalevala*-Ausgabe, denn es wurden sämtliche 50 Gesänge (bei Jänicke: Lieder) des erweiterten *Kalevala* von 1849 übersetzt. Eine neue deutsche *Kalevala*-Übersetzung macht neugierig, da die bislang letzte Übersetzung des finnischen Urtextes inzwischen knapp 40 Jahre zurückliegt.¹

Die Erwartungen an das vorliegende Werk sind hoch. Erstens gehört Gisbert Jänicke (geb. 1937 bei Heidelberg) zu den bekanntesten Übersetzern aus dem Finnischen ins Deutsche. Zweitens wird die Ausgabe im Klappentext mit folgenden Worten beschrieben: „Viele namhafte Übersetzer haben sich am ‚Kalewala‘ versucht, doch erst Gisbert Jänickes Arbeit ist es, die den höchsten Ansprüchen genügt: Sie ist vollständig, beruht in allen Details auf dem Original, berücksichtigt auch die neuesten Forschungsergebnisse und besticht durch ihre geschmeidig fließende Eleganz.“ Gerade die Lobpreisung seitens des Verlegers gab der Rezensentin Anlass, in der folgenden Besprechung als Vergleich neben dem finnischen Original² ggf. auch die Übersetzung von Fromm heranzuziehen.

Zuallererst sticht in der Ausgabe die Schreibweise *Kalewala* anstatt der gängigen *Kalevala* ins Auge. Die Verwendung des Buchstabens *w* für *v* bei Eigennamen zieht sich konsequent durch das gesamte Werk (z.B. *Wäinämöinen* vs. *Väinämöinen*), auch wenn die Frage (*w* oder *v*) laut Jänicke im Grunde irrelevant ist (S. 471). Erst beim weiteren Lesen fällt hingegen auf, dass die Eigennamen der

¹ *Kalevala. Das finnische Epos des Elias Lönnrot. Aus dem finnischen Urtext übertragen v. Lore u. Hans Fromm, kommentiert v. Hans Fromm. Wiesbaden 2005 (Erstausgabe: 2 Bde., München 1967); im Folgenden: Fromm.*

² *Elias Lönnrot, Kalevala. Helsinki 2002.*

beiden zentralen Schauplätze in der Übersetzung gänzlich fehlen (hierfür liefert Jänicke im Nachwort eine Erklärung; S. 481). *Kalevala* wird mit *Kalewaland* (zum Glück nicht im Titel) und *Pohjola* mit *Nordort* übersetzt. Durch diese Konsequenz werden Parallelnamen von *Kalevala* zu Bezeichnungen wie *Wälder von Kalewas Land* und *Wäinämöinens Fluren* bzw. von *Pohjola* zu Namen wie *Kalter Ort*, *Finsteres Land (Finsterland)*, *Nebelreich*. Der konsequente Verzicht auf die Wiedergabe der finnischen Eigennamen ist schwer nachvollziehbar. Wurde doch im Falle von *Tuonela* (ein weiterer wichtiger Ort) der Eigenname als Parallelbezeichnung zur Übersetzung in einer gelungenen Weise beibehalten: *Tuonela, das Totenland (Land der Toten)* sowie *Tuonelas Säle, Tuonelas Heide, Tuonelas schwarzer Fluß*.

Bei der Wiedergabe der einzelnen *Kalevala*-Gestalten reduziert der Übersetzer die zahlreichen Personennamen samt ihren Parallelnamen auf ein Maß, das sicherlich der Leserschaft entgegenkommt. Das folgende Beispiel verdeutlicht dieses Vorgehen:

„*Läksi maata kylvämähän, siementä sirottamahan*
vierehen Kalevan kaivon, Osmon pellon penkerehen.“
 (Kalevala, S. 15)

„Ging den Boden zu bebauen, seinen Samen auszustreuen
 Nahe bei Kalevas Brunnen, an dem Rain von Osmos Acker.“
 (Fromm, S. 13)

„Dann ging er, das Land zu bestellen, die Samen zu säen
 auf Kalewas Acker, sein eigenes Gartenland.“ (Jänicke, S. 17)

In anderen Fällen gelingt es dem Übersetzer, einzelne Gestalten sowie deren Epitheta dem Leser durch eine bildhafte Sprache vor Augen zu führen: *Leichtfuß Lemminkäinen, der fescbe Fernmut; Der Ackerpeter, Sampsa Pellerwoinen, der kleine Wicht; Annikki, die Zinnbrust*. Eine Geschmackssache hingegen sind Wortwahlen wie *Tattergreis, Tränenliese, Transusen, Frauenzimmer* und nicht zuletzt *Vettel* als einer der Parallelnamen von *Louhi*.

Die im Epos zahlreich auftretenden mythologischen Frauengestalten gibt Jänicke vorrangig nach dem folgenden Muster wieder: Er übersetzt die Bedeutung des Eigennamens und fügt für die weibliche Zuordnung (-*tar*) als Pendant das Wort -*fee* hinzu, z.B. *Schmerzensfee (Kivutar)* sowie *Wundfee (Vammatar)*. Diese Methode ist sehr gelungen, denn sie erleichtert dem Leser die jeweilige Zuordnung einer

mythologischen Gestalt. Dies wird aus den beiden folgenden Übersetzungsvarianten ersichtlich:

„Sommerfee, hohes Weib, Sonnenfee, Mutter der Natur,
Föhrenfee, gute Hausfrau, Holderfee, schöne Jungfrau,
Ebereschfee, kleine Magd, Ahlkirschfee, Tapios Tochter,
Mielikki, Herrin des Waldreichs, Tellerwo, Tapios Tochter!“
(Jänicke, S. 313)

„Suvetar, erwähltes Wesen, Etelätär, Schöpfungsalte,
Hongatar, du gute Hausfrau, Katajatar, junges Mädchen,
Pihlajatar, schöne Jungfrau, Tuometar, du Tochter Tapios,
Mielikki, du Weib des Waldsohns, Tellervo, du Mädchen
Tapios!“ (Fromm, S. 219)

Einen elementaren Bestandteil des finnischen Epos stellt das *Kalevala*-Metrum (vierfüßiger Trochäus) dar. Im Gegensatz zu Fromm verzichtet Jänicke jedoch in seiner Übersetzung auf die achtsilbigen Verse. Trotzdem gelingt es ihm, einen einzigartigen Versrhythmus beizubehalten. Dies wird in erster Linie durch die weitestgehende Wiedergabe eines weiteren *Kalevala*-Charakteristikums, den Parallelismus, erreicht. Die vom Verleger gepriesene „geschmeidig fließende Eleganz“ beruht größtenteils auf dem Verzicht des Versmaßes. Dies wird durch die beiden folgenden Beispiele deutlich:

„Sommerfee, hohes Weib, Sonnenfee, Mutter der Natur!
Fütter meine Fresskuh, tränk meine Trinkkuh,
schenk Gretchen süße Milch, Emmchen frische Milch,
gib Mariechen gute Milch, Sternchen frische Sahne
von glänzenden Gräsergrannen, taufrischen Halmen,
von süßem Waldesboden, honigsüßen Wiesen,
von metbetautem Rasen, beerenreichem Boden,
von der Heideblumenfee, der Grasgrannenfee,
von der Milchwolkenfee, der Himmelsnabelfee,
dass sie milchige Zitzen kriegen, immer volle Euter,
dass auch kleine Weiber, kleine Mägde sie melken können.“
(Jänicke, S. 315 f.)

„Suvetar, erwähltes Wesen, Etelätär, Schöpfungsalte!
Komm und füttere mir mein Fresschen, tränk mir aber auch
mein Trinkchen,

Mach auch meine Ringel melkig, gib der Frischen frische
 Feuchte,
 Spende Milch auch meiner Schönen, frischen Milchtrank
 meinem Apfel
 Von den feinen Gräserspitzen, von den schönen
 Ackerschmielen,
 Aus der milden Mutter Erde, aus den honigsüßen Hügeln,
 Honiggrasbewachsenen Wiesen, aus dem Beerenkräuterboden,
 Von der Heideblumenherrin, von der Fee der Gräserspitzen,
 Von der Milchjungfrau der Wolke, von der Fee des
 Himmelsnabels,
 Daß sie milchgefüllte Säcke, immer pralle Euter haben
 Für die kleine Frau zu pressen, für die winzge Magd zu
 melken!“ (Fromm, S. 220)

In der Übersetzung tauchen einerseits dialektale bzw. veraltete Wörter wie *vermaledeit*, *Sech*, *Imme*, *Lobhudler*, *Eidam*, *Perlenschmitze*, *Nachen*, *Klepper*, *Mähren* auf. Andererseits springen unerwartete Wörter wie *jodeln*, *Imbiss*, *Grobian* ins Auge. Die breit gefächerte Wortwahl lässt beim Lesen leider gelegentlich die Frage aufkommen, ob es sich hier tatsächlich um die Wiedergabe eines archaischen Originals oder um eine zeitgenössische umgangssprachliche Textvorlage handelt:

„Schön war es dort, schön verging da die Zeit.
 Nur eins war seltsam, eins fand ich befremdend:
 Sie hatten Angst um ihre Mägde, dass ich ihre Schlampen,
 ihre traurigen Rollmöpfe, verteufelten Fettwänste
 schlecht behandle, dass ich mich zuviel mit ihnen einlasse.
 Dabei achtete ich mich, versteckte mich vor den Mädchen
 wie der Wolf vor den Schweinen, der Habicht vor den
 Hühnern.“ (Jänicke, S. 293)

An einigen wenigen Stellen ist der Übersetzungsstil sogar derart anachronistisch, dass er wohl vorrangig nur die junge Generation anspricht:

„*Tuhat tunki morsianta, sa'an leskiä lepäsi.*
Kaht' ei ollut kymmenessä, kolmea koko sa'assa
piikoa pitämätöintä, leskeä lepäämätöintä.“ (Kalevala, S. 225)

„Mit tausend Bräuten, mit hundert Witwen schlief er.
 Unter zehn Mägden gab's nicht zwei, unter hundert nicht drei,

die er nicht gehabt, Witwen, mit denen er nicht geschlafen
hätte.“ (Jänicke, S. 286)³

Die vorliegende Übersetzung ist nicht durchweg einheitlich. Stellenweise ähnelt sie sogar einer prosanahen Nacherzählung:

„*Jo aika tosin tulevi, päivä liitolle lipuvi,
toki käypi tuskemmaks, läylemmäksi lankearvi
asuskella Ahti poian, Lemminkäisen leyhytellä
noissa Pohjolan pioissa, salajoukon juomingissa.*“ (Kalevala, S. 216)

„Jetzt war's an der Zeit, war die Stunde des Aufbruchs
gekommen.
Für den jungen Ahti wurde die Lage immer gefährlicher,
immer schwieriger war's für Lemminkäinen zu verweilen
auf dem Fest in Nordort, beim Gelage des Hexenvolks.“
(Jänicke, S. 275)

An anderen Stellen hingegen erreicht die Übersetzung eine wunderschöne dichterische Form. Ob bzw. in welchem Maß die vom Übersetzer im Nachwort mit Dankbarkeit erwähnte Dichterin Dorothea Grünzweig hierzu beigetragen hat, bleibt für den Leser im Dunkeln:

„Kleine Waldmagd, Tapios Jungfer Honigmund!
Blas auf deiner Honigflöte, pfeif auf deiner Nektarpfeife
deiner guten Herrin ins Ohr, der milden Herrin des Walds,
dass sie es hört und sich schnell aus dem Schlaf erhebt,
denn mich will sie nicht anhören, sie wacht nicht leicht auf,
wie inständig ich auch bitte, ihr mit goldener Zunge zurede.“
(Jänicke, S. 113)

Die anfangs zitierte Aussage „beruht in allen Details auf dem Original“ muss insofern revidiert werden, als die Übersetzung nicht durchweg eine wörtliche, sondern vielmehr eine inhaltliche Wiedergabe darstellt (z.B. *Russen* anstatt *Russland*, *Deutsche* anstatt *Deutschland*):

³ Auch von Fromm ist diese heikle Stelle nicht besonders gelungen übersetzt worden, vgl. hierzu: „Er erkannte tausend Bräute, hielt mit hundert Witwen Beischlaf, / Keine zweie unter zehnen, keine dreie unter hundert / Mädchen, die er nicht verführte, Witwen, welchen er nicht beilag.“ (Fromm, S. 200).

„*Sanoi vanha Väinämöinen: ,Oi on seppo veikkoseni!
Tunge neitosi tulehen, tao kaikiksi kaluiksi,
tahi vie Venäebelle, saata Saksahan kuvasi
rikkahien riian naia, suurien soan kosia!*“ (Kalevala, S. 277)

„Da sagte der Alte Väinämöinen: ‚Ach, Brüderchen Schmied!
Steck deine Jungfrau ins Feuer, schmiede Werkzeug daraus,
oder bring sie zu den Russen, schick sie zu den Deutschen,
dass die Reichen sich um sie streiten, die Großen sich balgen!‘“
(Jänicke, S. 353)

Das Werk schließt mit einem 16-seitigen Nachwort des Übersetzers, in dem unterschiedliches Hintergrundwissen geliefert wird. Hierbei bemerkt Jänicke u.a. folgendes: „(...), knapp 300 wissenschaftliche Arbeiten wurden im Laufe dieser Übersetzung ausgewertet“ (S. 486). Umso erstaunlicher ist daher seine enge Auslegung der Protagonisten vom Kalten Ort [*Pohjola*] und von Kalewas Land [*Kalevala*]: „Verkörpern erstere das böse Element, dann repräsentieren letztere das gute, (...) – im Grunde der ewige Dualismus zwischen Gut und Böse auf der Welt, explizit der Wettstreit zwischen dem Leben und dem Tod“ (S. 484). Hierbei gibt es andere, ebenso fundierte Interpretationsmöglichkeiten, wie die des Kampfes zwischen Heidentum (*Pohjola*) und aufkommendem Christentum (*Kalevala*) bzw. des Kampfes zwischen Frau (*Louhi in Pohjola*) und Mann (*Väinämöinen in Kalevala*).

Gisbert Jänicke hat bei der Übersetzung der finnischen *Kalevala*-Gesänge immense Arbeit geleistet. Zudem leitet er jedes Lied mit einer kurzen Zusammenfassung des kommenden Handlungsstranges ein. Das Werk ist trotz geäußerter Kritikpunkte sehr zu empfehlen. Denn bei aller Kritik darf nicht vergessen werden, dass das finnische Nationalepos *Kalevala* inzwischen auch auf Finnisch in unterschiedlichen Varianten vorliegt, u.a. als eine Prosa-Ausgabe von Kai Nieminen.⁴ Wer sich hingegen mit dem *Kalevala* tiefgründiger auseinandersetzen möchte, der sollte auf die Fromm-Übersetzung mit seinem ausführlichen Kommentarband zurückgreifen.

Paula Jäsalmi-Krüger, Hamburg

⁴ Kalevala. Elias Lönnrotin vuoden 1849 Kalevalan pohjalta kirjoittanut Kai Nieminen [Kalevala. Auf der Grundlage des von Elias Lönnrot 1849 verfassten Kalevala geschrieben von Kai Nieminen]. Helsinki 1999.

Benedikts Kalnačs, Inguna Daukste-Silasproģe, Māra Grudule, Zanda Gūtmane, Jana Vērdiņa, Vācu literatūra un Latvija. 1890–1945 [Deutsche Literatur und Lettland. 1890–1945]. Rīga: Zinātne 2005, 878 S., Abbildungen.

Als ich, eine frisch in Deutschland promovierte Germanistin aus Lettland, der Aufforderung zustimmte, meine Meinung über das schon im Ausmaß gewaltige, 2005 mit lettischer und deutscher finanzieller Unterstützung erschienene Buch „Vācu literatūra un Latvija. 1890–1945“ in Form einer Rezension zu schreiben, überkam mich ein leises Zittern angesichts dieser sisyphushaften Aufgabe, die die Autorinnen und der Autor des Buches und auch ich als Rezensentin auf sich genommen haben. Außerdem ist die Landschaft der Literaturwissenschaftler jeglicher Couleur, aber vor allem die der Lettonisten und der Germanisten, so klein und jeder schreit nach einem Happen Brot für sich, für die Kunst, für seine leiblichen und akademischen Kinder. Die Personen im Umkreis, die an dem Projekt nicht beteiligt waren, betrachteten mich mitleidig und ihre Gesichtszüge bekamen einen nicht eindeutig erklärbaren Ausdruck, etwa der Verwunderung, der Ablehnung...

Dies betraf vor allem die lettischen Germanisten, denn sie wurden auf ihrem ureigensten Gebiet von den Lettonisten stillschweigend ignoriert. Alle Autoren der einzelnen Kapitel des Buches sind ohne das Studium der Germanistik ausgekommen, kommen aus dem Bereich der lettischen Philologie und bekleiden im akademischen und Kulturbereich würdevolle Posten in Lettland. Auf insgesamt 878 Textseiten gibt es nur ein einziges Zitat des germanistischen Literaturwissenschaftlers Juris Kastiņš, der u.a. über die deutsche Literatur der Jahrhundertwende forscht.

Für ein Ansprüche auf die Position eines Standardwerks im lettisch-deutschen Literaturbereich erhebendes Werk ist diese Statistik merkwürdig. Statistiken bedürfen aber immer einer Interpretation, die ich an dieser Stelle offen lassen möchte. Nur einige Deutungsmöglichkeiten, die meines Erachtens in Frage kämen: Mangel an Kooperation, desolates wissenschaftliches Niveau der lettischen germanistischen Literaturwissenschaft, Profit, das Vorsichhinbrüten der lettischen Germanisten, der Lettonisten?

Wie dem auch sei, das Buch ist ein historisches Ereignis in der lettischen wissenschaftlichen Buchlandschaft, die sich noch immer mit den Epitheta der Art – die erste umfangreichere Darstellung der deut-

schen und der deutschbaltischen Literatur in der lettischen Sprache – begnügen muss. Durch die sehr breit (zu breit für ein Buch) angelegte Thematik, die die deutsche Literaturgeschichte der Jahrhundertwende bis zum Zweiten Weltkrieg (rund 400 Seiten), die deutschbaltische Literaturgeschichte (ca. 150 Seiten), die Rezeption der deutschen Geschichte in Lettland in der entsprechenden Zeitperiode (ca. 100 Seiten) samt Bibliografien verschiedener Art (ca. 150 Seiten) umfasst, wurde vermutlich an eine breite Leserschaft gedacht, die das Buch für Unterrichtszwecke benutzen könnte.

Im Vorwort des Hauptherausgebers Benedikts Kalnačs wird die Zielgruppe der Rezipienten jedoch recht eng benannt. Das Vorwort schließt mit den Worten (S. 8): „Man möchte hoffen, dass das im Buch ‚Deutsche Literatur und Lettland‘ systematisierte Material für die weitere Forschung wertvolle Anregungen liefert.“¹ Also l’art pour l’art, Forschung für die Forschung, wie es in der wissenschaftlichen Landschaft im Durchschnitt der Fall ist. Das Buch kann aber mit Sicherheit nicht nur für die Studenten der Geistes- und Sozialwissenschaften brauchbar sein, sondern für alle an deutsch-lettischen Kulturbeziehungen Interessierte. Hier sei nur eine Einschränkung genannt, welche die Struktur des Buches betrifft. Für die Benutzerfreundlichkeit und ehrlicher Weise sollten aus diesem einen Buch drei verschiedene Bücher entstehen, die zielgerichteter ihren jeweiligen Nutzerkreis ansprechen würden. Der Sammeltitle „Deutsche Literatur und Lettland“ ist genauso viel- wie nichtssagend, denn aus dem Title geht nicht hervor, in welchen Bezug Lettland zu der deutschen Literatur zu setzen wäre. Man erwartet eine komparatistische Studie, die einen Bezug der deutschen Literatur zur lettischen Kultur herstellt. Auf den ersten 400 Seiten des Buches, auf denen die deutsche Literaturgeschichte der entsprechenden Zeitperiode behandelt wird, fällt man von einer Enttäuschung in die nächste, bis man versteht, dass es hier um eine relativ beliebig kompilierte Deskription der Stile, Inhalte, ästhetischer Programme geht. Die äußerst raren Lettlandbezüge innerhalb dieses Textteils – etwa die Erwähnung der Ereignisse vom 9. November 1918 und der Unabhängigkeitserklärung Lettlands vom 18. November in einem halben Satz (S. 22) oder einige im Text verstreute Aussagen lettischer Kritiker – gehen in der allgemeinen Darstellung unter. Dabei stellen häufige Wiederholungen,

¹ Im Original: „Gribētos cerēt, ka grāmatā Vācu literatūra un Latvija‘ sistematizētais materiāls turpmākai pētniecībai sniegs daudz vērtīgu ierosmju.“ Übersetzung durch die Rezensentin.

beinahe eine Art Leitmotivik durch die Standardwerke der entsprechenden Literaturepoche, die Lesebereitschaft auf die Probe (so z.B. die vielfachen Verweise auf die „Buddenbrooks“, „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“). Alles bekommt einen kaleidoskopartigen Charakter und der Leser kehrt oft zu einem einige Seiten vorher geschauten Bild zurück. Was bereits von Benedikts Kalnačs in dem Kapitel „Deutsche Literatur und Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ angesprochen wurde, wird in dem Kapitel von Inguna Daukste-Silasproģe „Entwicklung der deutschen Prosa (1890–1945)“ vertieft wiederholt und im nächsten Kapitel von Zanda Gūtmane „Moderne ästhetische Suche in der deutschen Prosa“ wieder aufgegriffen.

Bei der Suche nach lettischen Bezügen ist man über eine ausführliche Beschreibung von Kafkas Schaffen verärgert. Mag sein, dass er von jemandem in Lettland zu der Zeit gelesen wurde (mit Sicherheit von der lettischen Regisseurin Asja Lacis, die durch Walter Benjamin auf den Autor aufmerksam gemacht wurde), aber wer erklärt denn der Leserin/dem Leser den im Titel mit „Lettland“ programmatisch angelegten Bezug. Etwas erleichtert liest man die beiden letzten Darstellungen des Teils der *nicht* vergleichend angelegten deutschen Literaturgeschichte. Die Darstellung von Jana Vērduņa „Deutsche Lyrik“ bringt neue, noch unverbrauchte Informationen, das Kapitel von Benedikts Kalnačs „Das Drama“ weiht in die Inhalte und Problematik der Stücke ein. Damit wäre das „erste Buch“, das in lettischer Sprache noch nie als Einzeldarstellung, geschweige denn Untersuchung erschienen ist, abgeschlossen.

Die Darstellung und Untersuchung – hier sei das Ineinandergreifen beider Bezeichnungen ausdrücklich betont – ist der zweite Teil, oder eher das „zweite selbstständige Buch“ von Māra Grudule „Deutschbaltische Literatur (1890–1945)“. Souverän formuliert sie ihren Untersuchungsgegenstand – die Literatur, die von den auf dem jetzigen Territorium Lettlands gebürtigen Deutschen in deutscher Sprache geschrieben wurde. Sie verwendet konsequent den politisch korrekten Begriff des Deutschbaltischen, erwähnt auch die komplizierte und spannungsvolle Geschichte des Begriffs, macht jedoch im Unterschied zu der ebenfalls 2005 (allerdings etwas später) erschienenen „Deutschbaltischen Literaturgeschichte“ von Gero von Wilpert keine anderen Begriffsvorschläge. Als Lettin ist sie frei von den bei Wilpert noch immer liebevoll gepflegten Animositäten, wenn es im Vorwort seiner Darstellung heißt: „Erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts begannen die Deutschen der russischen Ostseeprovinzen, sich in eindeutiger

Begrenzung auf das Deutschtum mit der Neubildung „Balten“ zu nennen. (...). Dagegen sagt Baltendeutsch nur zweimal dasselbe: Balten sind Deutsche, und Deutsche sind Deutsche. Von der Sprache her übertrug man die Bezeichnung zu Anfang des 20. Jahrhunderts auf die Bevölkerung und nannte sie „Baltendeutsche“, so auch noch in der Nazizeit, bis sich die unglückliche Bezeichnung „Deutschbalten“ – da es „Balten“ ja nicht gibt – durchsetzte und seither anscheinend unausrottbar ist, (...).“²

Māra Grudules Untersuchung ist vergleichend angelegt, sie interessiert die Wahrnehmung der gerade ihre erste Blütezeit erlebenden lettischen Nationalliteratur, die thematischen und formalen Parallelen der auf einem geografischen Territorium, aber oft in Parallelwelten lebenden Autoren. Ein wichtiger Faktor dieser Rezeption ist wie immer das literarische Interesse in der Form der Übersetzung. Daher ist der Bezug auf die im Manuskript gebliebene umfangreiche Anthologie der deutschbaltischen Literatur in lettischer Sprache von Kārlis Krūza ertragreich und ausschlaggebend für die Autorenwahl. Die Untersuchung von Māra Grudule ist eine beachtliche Pionierleistung, die einen fruchtbaren Forschungsbereich erschließen könnte.

Das „dritte Buch“ wäre die von Inguna Daukste-Silasproģe dokumentierte Sammlung der Daten (als Darstellung im zusammenhängenden Text, aber auch in Form einer akribisch erarbeiteten, nach verschiedenen Kriterien erfassten Bibliografie) zu Übersetzungen, Editionen (in einzelnen Büchern und in Periodika) verschiedenster Werke verschiedensten künstlerischen Niveaus deutschsprachiger Autoren in Lettland und auch der lettischen Schriften, die deutsche Literatur betreffen. Da der aktuelle Forschungsschwerpunkt von Inguna Daukste-Silasproģe die lettische Exilliteratur ist, zieht sie Parallelen biografischer, politischer Art zwischen der deutschen und der lettischen Exilliteratur und verweilt an den Konstellationen der Schaffensbedingungen der unter den Exilumständen schreibenden lettischen und deutschen Autoren.

Das Buch beinhaltet eine Zusammenfassung in deutscher Sprache.

Beata Paškevica, Rīga

² Gero v. Wilpert, *Deutschbaltische Literaturgeschichte*. München 2005, S. 10.

Martin Klöker, *Literarisches Leben in Reval in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1600–1657). Institutionen der Gelehrsamkeit und Dichten bei Gelegenheit. Teil 1: Darstellung; Teil 2: Bibliographie der Revaler Literatur.* Tübingen: Niemeyer 2005, 772, 652 S. (Frühe Neuzeit. 112).

Welch eine große Forschungslücke dieses zweibändige monumentale Werk von Martin Klöker in der Forschung des frühneuzeitlichen literarischen Lebens in der Ostseeregion füllt, zeigt am deutlichsten die Intensität, womit das Werk gleich nach der Verteidigung als Dissertation an der Universität Osnabrück im Jahre 2004 und besonders nach dem Erscheinen in Tübingen im Verlag Niemeyer im Herbst 2005 benutzt und zitiert worden ist. Das gilt sowohl für die bio- und bibliografische,¹ literatur- und sprachhistorische² als auch für die historische Seite des Werkes. Die Forscher haben in diesem Fall nicht auf die Beurteilung der Rezensenten gewartet.³ Ganz begründet fühlt man sich sogar verpflichtet darauf hinzuweisen, wenn das Werk von Klöker noch nicht verwendet werden konnte.⁴ Damit kann man in

¹ Z.B. Aivar Pöldvee, „Lihtsate eestlaste ebausukombed“ ja Johann Wolfgang Boecleri tagsitulek. Lisandusi kiriku, kirjanduse ja kommete ajaloole [„Der Einfältigen Ehsten Abergläubische Gebräuche“ und die Rückkehr von Johann Wolfgang Boecler. Ergänzungen zur Geschichte von Kirche, Literatur und Sitten], in: Ajalookirjutaja aeg = Aetas historicorum, zusammengest. V. P. Lotman. Tallinn 2008 (Acta Bibliothecae Nationalis Estoniae = Eesti Rahvusramaatukogu toimetised. 11: A. Raamat ja aeg = Libri et memoria. 1).

² Z.B. Kristi Viiding. Õnnelik olgu su samm... Teelesaatmisluletused 17. sajandi Eesti kirjanduses [Glücklich sei dein Weg... Abschiedsgedichte in der estnischen Literatur des 17. Jahrhunderts], in: Keel ja Kirjandus (2005), Nr. 5, S. 359-378; Nr. 6, S. 455-474; Katre Kaju, Keelevalik Tartu *Academia Gustaviana* aegses pulmaluules (1632–1656) [Sprachwahl in den Hochzeitsgedichten der *Academia Gustaviana* in Dorpat (1632–1656)], in: Läänemere provintside arenguperspektiivid Rootsi suurriigis 16./17. sajandil [Entwicklungsperspektiven der Ostseeprovinzen im schwedischen Großreich im 16./17. Jahrhundert], hrsg. v. Enn Küng. Bd. II, Tartu 2006 (Eesti Ajalooarhiivi toimetised. Acta et commentationes Archivi Historici Estoniae 12 [19]), S. 50-100; Liina Lukas. „Balti kultuuri“ mitmelaadsest loomust [Zur vielartigen Natur der „baltischen Kultur“]. Vortrag beim Workshop „Rahvuskultuur ja tema teised“ / „National Culture and its Others“, veranstaltet vom Under and Tuglas Literature Centre of Estonian Academy of Sciences, 6.–7. November 2006 in Tartu; Detlev Pleiss, Kristi Viiding, Johann Sebastian Markardi senitundmatu juhuluuletus aastast 1657 [Ein unbekanntes estnisches Gelegenheitsgedicht von Johann Sebastian Markart aus dem Jahr 1657], in: Keel ja Kirjandus (2007), Nr. 4, S. 265-276; Kristi Viiding, The literary background of early Estonian secular writing: the current situation and perspectives in research, in: Common Roots of the Latvian and Estonian Literary Languages, hrsg. v. Kristiina Ross u. Pēteris Vanags. Frankfurt a.M. (u.a.) 2008, S. 147-163.

³ Tiiu Reimo, Kirjanduselu XVII sajandi Tallinnas [Literarisches Leben in Tallinn im 17. Jahrhundert], in: Keel ja Kirjandus (2006), Nr. 11, S. 903-910; Raimo Raag, Rewiev, in: *Studia Neophilologica* 78 (2006), S. 228-234.

⁴ Vgl. Jürgen Beyer, Schwedische Lesestoffe in Est- und Livland im 17. und 18. Jahrhundert,

der Erforschung der frühneuzeitlichen Literatur fast von einer Ära vor und einer nach dem Werk Klökers sprechen.

Der Grund der schnellen und intensiven Auseinandersetzungen mit diesem Buch liegt vor allem in der Gründlichkeit und im Informationsreichtum auf allen Werkebenen. Betrachtet man zuerst den Aufbau, ist festzustellen, dass in der bisherigen Forschung der Literaturgeschichte des Ostseeraumes keine vergleichbare Symbiose existiert. Man findet entweder mit der Einleitung versehene Bibliografien zur Druckproduktion der einzelnen Städte⁵ oder mit einer Bibliografie versehene Behandlungen von literarischen Einzelaspekten, die auf die literarische Produktion in einer einzigen Sprache begrenzt sind.⁶ In Klökers Buch vereinigen sich aber drei Aspekte: die monografische Darstellung des gesamten literarischen Lebens in Reval in der Periode 1600–1657 (Vorwort, vier Kapitel und Zusammenfassung, insgesamt 571 S.), 524 Biografien zum literarischen Leben Revals (128 S.) im ersten Band sowie die Bibliografie der Revaler Literatur mit 624 Titeln im zweiten Band. Der erste Teil ist gänzlich eine Pionierarbeit; die biografischen Zusammenfassungen ersetzen vertrauensvoll das veraltete Handbuch von J.F. von Napiersky und C.E. Recke aus dem 19. Jahrhundert nicht nur für die Forschung der Revaler Literaten, sondern auch vieler frühneuzeitlicher Personen im ganzen Ostseeraum; der bibliografische Teil demonstriert in seiner Systematik das große und wichtige Forschungspotenzial des vom Interdisziplinären Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Osnabrück im Rahmen des Projektes „Erfassung und Erschließung von personalem Gelegenheitsschrifttum der Frühen Neuzeit“ begonnenen „Handbuchs des personalen Gelegenheitsschrifttums“ (erscheint seit 2001) für die Literaturforschung in ganz Europa. Besonders hervorzuheben ist die Tatsache, dass in der Bibliografie nicht nur die in Reval gedruckten Texte erschlossen sind, sondern auch solche, die irgendeine Beziehung zu Reval haben: von Revaler Einwohnern außerhalb

in: *Books and Libraries in the Baltic Sea Region from the 16th to the 18th Century*. Bücher und Bibliotheken im Ostseeraum vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, hrsg. v. Lea Kõiv u. Tiit Reimo. Tallinn 2006, S. 165–171, hier Anm. 17.

⁵ Vgl. Ene-Lille Jaanson, *Tartu ülikooli trükikoda 1632–1710. Ajalugu ja trükiste bibliograafia* [Druckerei der Universität Dorpat 1632–1720. Geschichte und Bibliographie der Druckschriften]. Tartu 2000.

⁶ Vgl. Jan Drees, *Die soziale Funktion der Gelegenheitsdichtung. Studien zur deutschsprachigen Gelegenheitsdichtung in Stockholm zwischen 1613–1719*. Stockholm 1986; ders., *Deutschsprachige Gelegenheitsdichtung in Stockholm und Uppsala zwischen 1613 und 1719. Bibliographie der Drucke nebst einem Inventar der in ihnen verwendeten dekorativen Druckstöcke*. Stockholm 1995 (Acta Bibliothecae Regiae Stockholmiensis. 56).

der Stadt verfasst und/oder publiziert, im Blick auf Anlässe in Reval oder über Reval geschaffen, Revaler Institutionen oder Personen gewidmet oder über Reval berichtend. Alle Drucke sind hinsichtlich des Verfassers, Druckers, Verlegers, Anlasses, Anlassdatums, Formats, Buchschmucks, Versmaßes, Standortes, der Kollationsformel, Seitenzahl und Sprachen beschrieben und in zwölf Registern (Personenregister, Drucker und Verleger, Anlässe, Gattungen, Gesamtsprachen, Beitragsformen, Strophenformen, Versformen, Gedichtanfänge, Melodien, Provenienzen und Standorten) zusammengefasst.

Seine Überlegungen zur Methodik und Zielsetzung des Buches erklärt der Autor auf 51 Seiten am Anfang des Buches. Es werden die zentralen Begriffe wie literarisches Leben, Stadt und Literatur, Gelegenheitsdichtung usw. definiert, seine Studie mit früheren ähnlichen Forschungsvorhaben verglichen und die Probleme der bisherigen Untersuchungen dieser Art hervorgehoben. Dabei wird sowohl die auf Deutsch als auch auf Estnisch erschienene Forschungsliteratur betrachtet. Aufgrund der grundsätzlichen und begründeten Kritik der bisherigen Forschungsliteratur, dass man für die Aussagen über die Eigenart einer historischen städtischen Literatur eine komplette Zusammensetzung der städtischen Gelegenheitsdichtung braucht, dass die notwendige bibliografische Vorarbeit aber zumeist übersprungen wird und damit die Resultate solcher Studien nicht immer ausreichend fundiert sind und keiner kritischen Überprüfung standhalten (Bd. I, S. 21 f.), ist die mehrmals betonte Überzeugung des Autors entstanden, dass man vor der Interpretation der Einzeltexte ein Gesamtbild „der Beziehungen und Handlungen aller an den Prozessen der Entstehung, Verteilung und aktiven Rezeption von Literatur beteiligten Personen und Institutionen“ (S. 43) entwerfen muss. In der Absicht, mit seinem Werk „die Basis für solche in Zukunft erhofften Interpretation zu liefern“ (S. 45), ist das Buch von Klöker unter den heutzutage dominierenden wissenschaftlichen Bestrebungen, sogar in den kürzesten Forschungsbeiträgen etwas Endgültiges auszusagen, in seinem Altruismus etwas sehr Außerordentliches und Sympathisches. Dass dabei vor allem die Produktion und Verbreitung der Literatur die Schwerpunkte bilden und die Rezeption im Hintergrund bleibt (S. 43), ist gut verständlich. Für die weitere Forschung auf diesem Gebiet bedeutet es jedoch, dass die Forschungsergebnisse von Klöker aufgrund der Interpretation der Einzeltexte korrigiert werden können.⁷

⁷ So ist aufgrund eines Reisegeleitgedichtes des Revaler Gymnasiasten Albert Lanting für seinen Lehrer R. Brockmann aus dem Jahre 1639 aus den Anfangsversen (*Ducitur annalis*

Auf der Ebene der Einzelfolgerungen sind vor allem drei hervorzuheben. Erstens wird die Rolle des deutschen Poeten Paul Fleming im Revaler literarischen Leben präzisiert. Fleming kam mit der Holstein-Gottorpischen Gesandtschaft während der Reise nach Moskau und Persien im Jahre 1635 das erste Mal in Reval an, verbrachte hier über ein Jahr und wollte 1639 hier sesshaft werden. Aufgrund dieser Tatsachen ist er oft als Gründer und Anreger der Revaler Dichtung beobachtet worden. Klöker zeigt überzeugend (Bd. I, S. 453-466), dass Fleming zwar wichtiger Impulsgeber und eine Zeitlang auch Mittelpunkt im literarischen Leben Revals war, jedoch nicht als Gründer der hiesigen Literatur angesehen werden kann.

Das zweite wichtige Forschungsergebnis ist die Feststellung der sprachlichen Vielfalt der Revaler Literatur. Am Beispiel der Gelegenheitsdichtung wird die bisher verbreitete Vermutung von der deutschen Sprache als Dominante zugunsten des Lateins korrigiert (1701 lateinische gegenüber 497 deutsche Gelegenheitsgedichte). Daneben werden noch acht weitere Sprachen (Griechisch, Schwedisch, Estnisch, Hebräisch, Arabisch, Niederländisch, Tschechisch und Französisch) festgestellt.

Die dritte wichtige Folge Klökers betrifft die Gattungsproportionen innerhalb der Revaler Gelegenheitsdichtung. Die Forschung war bis zum Erscheinen seines Werkes aus verschiedenen Gründen ziemlich einig, dass die Hochzeitsdichtung die Dominante der Revaler Dichtung bildete.⁸ Klöker zeigt, dass diese Dominanz zwar bei dem Vergleich der Hochzeitschriften gegenüber den Trauerschriften gilt (2:1), im Verhältnis der einzelnen Hochzeits- bzw. Trauergedichte jedoch nicht wiederzufinden ist (5:6).

In der Erklärung der Einzelkonzeptionen und Details wären jedoch ab und zu exaktere Formulierungen nötig gewesen. So sagt z.B. Klöker in der Erklärung der Unterzeichnungen der Gelegenheitsgedichte (S. 485 f.), dass „mit dem lateinischen ‚amor‘ (...) vor allem die humanistische Liebe bezeichnet wurde, für die ganz offensichtlich nicht einfach das deutsche ‚Liebe‘ eingesetzt werden konnte. Ähnli-

jam tertia linea metae / Ex quo texerunt me, tua tecta, tuum. / Spicea sarta Ceres ter nostris protulit agris, / ex quo privatim me tua Musa docet.) zu folgern, dass Lanting nicht nur im Jahre 1640 am Revaler Gymnasium weilte, sondern wenigstens vier Jahre lang (1636–1640), vgl. Bd. I, S. 339.

⁸ Zuletzt Marju Lepajõe, Latin poetry in seventeenth-century Estonia, in: *Mare Balticum – mare nostrum. Latin in the countries of the Baltic Sea (1500–1800)*, hrsg. v. Outi Merisalo u. Raija Sarasti-Wilenius. Helsinki 1994 (*Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Ser. B.* 274), S. 87-96.

ches gilt für die ‚amikalen‘ Unterzeichnungen, wobei das lateinische ‚amicitia‘ noch stärker und eindeutiger als ‚amor‘ besetzt war.“ Wie die estnischsprachige Rezension von Tiiu Reimo (vgl. Anm. 3) zeigt, ist die Formulierung von Klöker unverständlich geblieben – Reimo spricht immer noch von zwei verschiedenen Sachverhalten: von der weit verbreiteten Formel *honoris et amoris ergo* und ziemlich seltenen Motivation der Freundschaft (*amicitia*). *Amor* bezeichnete in der frühneuzeitlichen Dichtung außerhalb der Hochzeitsdichtung die humanistische Freundschaft, und in der Gedichtunterzeichnung hatten die Ausdrücke *amicitiae ergo/causa* und *amoris ergo/causa* dieselbe Bedeutung. Auch ein Hinweis auf die Erklärung dieser Konzeption z.B. bei Minna Skafte Jensen wäre hier leserfreundlich gewesen.⁹

Nicht einheitlich ist die Behandlung der Grenzen des poetischen Beitrages und des Gedichtes. Im allgemeinen Erklärung seiner Überlegungen (S. 501) erklärt Klöker, dass der Gesamttext eines Dichters in einer Sammelschrift für einen Beitrag bzw. Gedicht gehalten wird, wenn dieser Text von Anfang bis zum Ende in ein und derselben Sprache und demselben Versmaß verfasst ist, keine Zwischentitel hat sowie optisch nicht gegliedert ist. Wenn es nicht der Fall ist, spricht er von mehreren Beiträgen oder Gedichten desselben Autors in einer Sammelschrift. Nun scheint Klöker seine Definition manchmal zu vergessen. In Band I, S. 490 f. erwähnt er, dass „Conrad von Wangersheim *ein* selbständig gedrucktes Propempticon erhielt, als er Reval verließ, um ausländische Universitäten zu besuchen.“ Nach der allgemeinen Definition von Klöker gibt es in dieser Druckschrift jedoch *zwei* Beiträge von Andreas Besicke: ein lateinisches Anagrammgedicht in Hexametern und ein deutsches Alexandrinergedicht, entsprechend mit 22 und 40 Versen (in der Bibliografie Bd. II, S. 183 f. werden diese Beiträge „ordentlich“ als zwei separate Gedichte behandelt). Es handelt sich hier übrigens nicht nur um eine rein formale Frage wie dasselbe Beispiel von Besicke an Wangersheim zeigt – das deutsche Gedicht ist in dieser Sammelschrift nichts weiteres als nur eine erweiterte Übersetzung des lateinischen. In der estnischen Forschungstradition hat man solche Gedichte „Zwillingsgedichte“ genannt.¹⁰

⁹ Minna Skafte Jensen, *Humanist Friendship in 16th Century Denmark*, in: *A Literary Miscellany: presented to Eric Jacobsen*, hrsg. v. Graham D. Caie u. Holger Nørgaard. Copenhagen 1988, S. 185-199; Nachdruck in: *Friendship and Poetry. Studies in Danish Neo-Latin Literature*, hrsg. v. Marianne Pade, Karen Skovgaard-Petersen u. Peter Zeeberg. Copenhagen 2004 (Museum Tusulanum), S. 37-57.

¹⁰ Vgl. Janika Päll, *Vanakreeka keel Tartu Ülikoolis 1632–1710* [Die altgriechische Sprache an der Universität Dorpat 1632–1710], in: *Kakssada aastat klassikalist filoloogiat Eestis*.

Schlussendlich sind noch einige Inkonsistenzen hinsichtlich der Datierungen zu korrigieren, die vor allem die Behandlung der Dorpater Ereignisse betreffen. Erstens schwankt im Buch das Eröffnungsjahr der Dorpater Druckerei: S. 349, 362 und 380 wird in diesem Kontext das Jahr 1631 erwähnt, S. 399 aber 1632. Es dürfte sich eigentlich nicht um einen bloßen Druckfehler handeln, da die Frage zum Eröffnungsjahr der akademischen Druckerei in Dorpat in zwei Fassungen verbreitet ist (die erste Dorpater Druckschrift ist zwar mit dem Druckjahr 1631 zu finden, wie E.-L. Jaanson aber überzeugend gezeigt hat, muss es jedoch 1632 heißen).¹¹ In dieser Frage wäre wohl eine sichere Stellungnahme des Autors oder wenigstens ein Überblick zur Forschungslage wünschenswert gewesen. Auf S. 414 meint der Autor, dass Ende 1631 in Dorpat schon eine Universität existierte und dass Georg Mancelius daran tätig war. Die Universität Dorpat wurde jedoch erst 1632 gegründet und am 15. Oktober 1632 eingeweiht, seit 1630–1632 arbeitete in Dorpat nur ein Gymnasium. So konnte auch Georg Mancelius am Jahresende 1631 nur am Dorpater Gymnasium tätig sein.

Zusammenfassend ist der Meinung von Tiiu Reimo zuzustimmen, dass das Werk sobald wie möglich auch ins Estnische übersetzt und damit für zahlreiche Leser zugänglich gemacht werden muss.

Kristi Viiding, Tartu

Duo saecula philologiae classicae in Estonia, hrsg. v. Ivo Volt. Tartu 2003 (Morgensterni Seltsi toimetised. I / Acta Societatis Morgensternianae. I), S. 21, Anm. 9 u. S. 39.

¹¹ Jaanson, Trükikoda (wie Anm. 5), S. 18–24 u. 60–64.

Königsberger Buch- und Bibliotheksgeschichte, hrsg. v. Axel E. Walter. Köln (u.a.): Böhlau 2004, IX, 822 S., Abbildungen (Aus Archiven, Bibliotheken und Museen Mittel- und Osteuropas. 1).

Von allen bedeutenden europäischen Druck- und Bibliotheksarten der Moderne ist wohl kein Ort durch den Zweiten Weltkrieg, Bibliothekszerstörungen, Buchauslagerungen, Verbringungen im Rahmen von „Trophäenkommissionen“ und „Buchsicherungen“ so sehr in Mitleidenschaft gezogen worden wie Königsberg/Kaliningrad. Von dem einstigen Druck- und Bibliothekszentrum am Pregel sind in der Stadt selbst nur geringe Reste erhalten geblieben, auch in den letzten 30 Jah-

ren angelaufene Rückführungen in der Russischen Föderation in die heutige Universitätsbibliothek Kaliningrad betreffen nur einen minimalen Teil der historischen Königsberger Hand- und Druckschriften. Die Königsberger Zettelkataloge wurden 1945 weitgehend vernichtet, die Handschriften und Drucke befinden sich, sofern sie nicht 1945 vernichtet wurden oder in der Folgezeit verschwanden, heute in Streu- und Splitterbeständen in mehr als 100 Bibliotheken und Archiven in Russland, Litauen, Polen, Weißrussland und Deutschland zwischen Berlin und Novosibirsk. Nur ein Teil der Bestände ist zugänglich, Provenienzkataloge fehlen zumeist.

Vor diesem Hintergrund ist der Versuch, eine Buch- und Bibliotheksgeschichte Königsbergs schreiben zu wollen, eine Sisypusarbeit. Auch dem vorliegenden voluminösen Sammelband mit insgesamt 29 Beiträgen, der auf bereits seit zehn Jahren am Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit der Osnabrück laufende und von dem Germanisten Klaus Garber initiierte Arbeiten, Verfilmungen und Datenbanken zurückgreifen konnte, konnte dies nur bruchstückhaft gelingen. Zu viel wurde vernichtet, befindet sich in den Händen von Privatleuten oder ist aus politischen Erwägungen heraus nicht zugänglich. Dazu nur ein Beispiel: In der Bibliothek des Priesterseminars der Diözese Płock befinden sich ca. 3 000 Bände aus der Staats- und Universitätsbibliothek Königsberg (darunter ca. 1 300 Altdrucke), die von der Leitung als Verfügungsmasse für den Fall betrachtet werden, dass Bestände der Bibliothek des Płocker Priesterseminars, die 1941 nach Königsberg verbracht wurden, wieder auftauchen sollten. Eine Durchsicht dieser Bestände war dem Projekt nicht möglich (S. 713, 721, 729).

In fünf Themenkreisen werden Studien zur Königsberger Buch- und Bibliotheksgeschichte präsentiert. Da nicht alle Beiträge im Rahmen einer Rezension vorgestellt werden können, beschränkt sich die Vorstellung auf aus der Sicht des Rezensenten besonders forschungsnahen Studien. Zunächst geht es um den Druckort Königsberg in der frühen Neuzeit: Hier wird von Ingrid Arp das Offizin von Hans Daubmann, dem bedeutendsten Königsberger Drucker des 16. Jahrhunderts, in seiner Produktion und seinen Schwerpunkten geschildert (S. 87-126). Den Anfängen des polnischen Buchdrucks in Königsberg, dem nach Krakau bedeutendsten polnischsprachigen Druckort des 16. Jahrhunderts, geht Vanessa Bock nach und konzentriert sich auf die polnischen Drucke von Hans Weinreich und Alexander Augezdecki. Ergänzt wird der Beitrag durch ein Verzeichnis der Drucke in beiden Verlagen (S. 127-155).

Den historischen Königsberger Handschriftensammlungen wird in mehreren Studien nachgegangen: Ralf G. Päsler beschreibt auf der Basis des von ihm edierten Handschriftenkatalogs die mittelalterlichen Handschriftensammlungen und Bibliotheken. Dem Beitrag sind mehrere ergiebige Editionen und Auswertungen frühneuzeitlicher Handschrifteninventare beigelegt (S. 189-249). Der Katalog der Handschriften der Königsberger Hofbibliothek von 1700/1720 wird von Bernhart Jähniß ediert (S. 251-302). Den Handschriftensammlungen in der wenig erforschten Herrschaftszeit des für regierungsunfähig erklärten Albrecht Friedrich widmet sich anhand der Archivalien des GStA Berlin Nadejda Chevtchenko (S. 303-323).

Das frühneuzeitliche Sammlungsprofil lässt sich am ehesten anhand von Bibliothekskatalogen bestimmen. Kasimir K. Lavrinovič beschreibt Königsberger Kataloge aus der Zeit der russischen Besetzung der Stadt im Siebenjährigen Krieg, die heute im Russischen Staatsarchiv Alter Akten in Moskau aufbewahrt werden und die damaligen Königsberger Bestände erfassen (S. 325-351). Anhand von Königsberger Auktionskatalogen der frühen Neuzeit analysiert Janusz Tondel das Profil frühneuzeitlicher Gelehrtenbibliotheken. Dem Beitrag ist eine Bibliografie aller Auktionskataloge mit Standortangaben beigegeben (S. 353-415). Eine solche Bibliothek, die Gelehrtenbibliothek von Andreas Hedio, untersucht Tobias Stich (S. 417-436).

Wertvoll ist auch der Versuch des Herausgebers, Licht in das Schicksal der Königsberger Bestände zwischen 1942 und 1949 zu bringen. Vadim Kurpakov zeichnet anhand von Archivalien und Gelehrtenberichten die russischen Expeditionen nach Ostpreußen nach, die wertvolle Buchbestände sicherstellen sollten (S. 449-468). Den parallelen Expeditionen litauischer Gelehrter ist der Beitrag von Juozas Marcinkevičius gewidmet (S. 469-482). Schließlich suchten auch polnische Bibliothekare nach Buchbeständen, wie der kürzlich verstorbene Jerzy Serczyk anhand eigener Erinnerungen ausführt (S. 483-494). Analysiert und eingeordnet werden diese partiellen Perspektiven durch einen umfangreichen Bericht des Herausgebers Axel E. Walter, der hierfür auch auf die Aussagen deutscher Bibliothekare und Archivare insbesondere bzgl. der frühen Auslagerungen im Krieg zurückgreift und so unser Wissen über das Schicksal der Königsberger Bibliotheken und Bücher für den Zeitraum zwischen 1942 und 1949 präzise zusammenführt (S. 695-786).

Schließlich muss noch der Block mit Provenienzforschungen nach historischen Königsberger Beständen in heutigen europäischen Bibliotheken erwähnt werden: Tatiana Schenck beschreibt die wieder

nach Kaliningrad zurückgekehrten Teile der Sammlung Wallenrodt (S. 497-508), während Eleena A. Saveljeva und Galina N. Pitoulko Wallenrodiana in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg vorstellen (S. 509-518). Drucken Königsberger Provenienz in der Akademiebibliothek Vilnius ist der Beitrag von Dalia Bikauskienė und Ona Bliūdžiūtė gewidmet (S. 519-546). Die Altdrucke Königsberger Provenienz in der Universitätsbibliothek Toruń beschreibt Maria Strutyńska, die auch einen monografischen Provenienzkatalog erarbeitet hat (S. 547-562).

Insgesamt liefert der Sammelband, der vom Herausgeber kundig eingeleitet und durch ein Personen- und Ortsregister erschlossen wird, eine detaillierte Beschreibung des Forschungsstands zu der wohl europaweit kompliziertesten Überlieferung einer städtischen Buch- und Bibliotheksgeschichte. Hervorgehoben werden muss die Benutzung der vielsprachigen Überlieferung in russischer, polnischer und litauischer Sprache durch fast alle Autoren und die breite Literaturbasis in den genannten Sprachen. Alle diejenigen, die sich in der Zukunft mit der Königsberger und altpreußischen Kultur- und Geistesgeschichte beschäftigen wollen, erhalten hier Einblicke in den disparaten Überlieferungsstand, so dass ein wirkliches Kompendium entstanden ist. Von Bedeutung ist der Band ebenfalls für die frühneuzeitliche Kultur- und Geistesgeschichte Litauens und Polens, die stark von den Erzeugnissen und Sammlungen der Metropole Königsberg beeinflusst war.

Hans-Jürgen Bömelburg, Gießen

Literatur Grenzen Erinnerungsräume. Erkundungen des deutsch-polnisch-baltischen Ostseeraumes als einer Literaturlandschaft, hrsg. v. Bernd Neumann, Dietmar Albrecht u. Andrzej Talarczyk. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, 435 S.

Die Beiträge dieses umfangreichen Sammelbandes gehen auf die in Szczecin /Stettin 2002 veranstaltete internationale Konferenz zurück. Den Band eröffnet der Beitrag von Arnulf Baring zu den deutsch-polnischen Beziehungen im Laufe der Zeit; erörtert wird die peinvolle Geschichte, deren langsame Bewältigung und die sich anbahnende Versöhnung. Die Beiträge wurden thematisch den fünf sich teilweise überschneidenden Themenkreisen zugeordnet.

Wasser und Landschaft bilden das Leitmotiv für die fünf folgenden

Beiträge; Dietmar Albrecht geht vom Gedächtnis der Orte aus und zeigt an einigen Beispielen deren Rolle für die Literatur – so u.a. das Sommerhaus von Thomas Mann in Nidden, die Kaschubei als literarische Heimat von Günter Grass, den Prozessort von Kurt Hamsun in Grimstad. Andreas Degen weist darauf hin, dass Gewässer, hauptsächlich Ströme zu den am häufigsten gebrauchten Bildformeln in Bobrowskis Texten gehören. Sie erscheinen als räumliche Grenze oder als räumliches Kontinuum – in beiden Fällen sind sie Bildspender für Zeitliches. Der Verfasser untersucht „die Metaphorik des Fischens als poetisches Schlüsselbild“ (S. 55) Bobrowskis. Diesem Lyriker und Prosaisten wendet sich auch Krzysztof Lipiński zu in „Schattenland Sarmatien. Johannes Bobrowski lyrische Beschwörung des europäischen Ostens“. In den beiden Gedichtbänden „Sarmatische Zeit“ und „Schattenland Ströme“ lässt sich eine bewusste Anknüpfung an den „West-östlichen Divan“ von Goethe erkennen. Der Verfasser analysiert eingehend vier Gedichte aus diesem Zyklus und weist auf deren knappe Form, intertextuelle Bezüge sowie Einflüsse der namhaften Vorgänger hin. Der europäische Osten wird von Bobrowski nicht nur als Natur-, Landschafts- und Geschichtsraum, sondern auch als moralische Botschaft dargestellt. Rainer Hoppe wendet sich der Rolle der Ostsee in Uwe Johnsons Werk zu. „Der Topos Masurens als verlorenes Paradies in der deutschsprachigen Literatur Ostpreußens“ stellt den Gegenstand der Analyse von Magdalena Sacha dar; die Verfasserin vertritt die These, „dass Masuren in der deutschen Literatur Ostpreußens stark mythologisiert und als verlorenes Paradies der Kindheit dargestellt wurde“ (S. 88); dies wird skizzenhaft am Beispiel von ausgewählten Werken von Ernst Wiechert, Hans Helmut Kirst und Siegfried Lenz veranschaulicht. Regina Sinkevičiene gibt einen Überblick über unterschiedliche Motive des Erlebnisses der Kurischen Nehrung in Texten von Wilhelm von Humboldt, Walter Heymann, Ernst Wiechert, Agnes Miegel u.a.

Dem zweiten Themenkreis *Städte und Dörfer* wenden sich vier Autoren zu. Małgorzata Korzeb behandelt die Darstellung des polnisch-jüdischen Zamość und des deutsch-polnischen Stettin von zwei polnischen Gegenwartsschriftstellern – Piotr Szewc und Artur Liskowacki; während bei Szewc der „klassische Mythos einer arkadischen Landschaft, der kleinen privaten Heimat“ (S. 112) beibehalten wird, stellt Liskowacki diesen Mythos im Roman „Eine kleine“ in Frage. Jenny Salkova befasst sich mit dem Problem des Grenzlandes („Pogranicje“) und mit dem Kampf um Macht am Beispiel Dorf; „Der Katzensteg“ von H. Sudermann und „Levins Mühle“ von J. Bobrowski stellen

die Grundlage für die Analyse dieser Problematik dar. Alexander Sologubov zeigt anhand der russischen Presstexte, Lehrbücher und Dokumente, wie sich der Aneignungsprozess des fremden Kulturraumes (Kaliningrader Gebiet) vollzog. Dorota Sośnicka analysiert den Roman „Eine kleine“ von Artur Liskowacki, der zur sog. Deprivationsliteratur gehört. In Anlehnung an H. Orłowski hebt die Verfasserin hervor, dass, während in der deutschen Deprivationsliteratur die Themen der Flucht bzw. Zwangsaussiedlung dominieren (also die erste Phase des Heimatverlusts), die polnische Literatur dessen letzte Phase thematisiert, d.h. die Ankunft in der fremden Welt. Liskowacki hinterfragt die Geschichte seiner Heimatstadt S[tettin/Szczecin], konzentriert sich dabei hauptsächlich auf die deutschen Einwohner der Stadt S. und deren Einstellung zu den polnischen Einwanderern.

Hauptmotiv des 3. Themenkreises sind *Heimat und Fremde*. Miłostawa Borzyszkowska-Szewczyk analysiert 150 Reiseberichte aus der „Pommerschen Zeitung“ (1989–2001) und stellt auf deren Grundlage eine Typologie von Einstellungen zum gegenwärtigen Bild der „alten Heimat“ auf. Bożena Domagała versucht die polnisch-deutschen Beziehungen in Anlehnung an Interviews mit den Herausgebern der lokalen Presseorgane in Ermland und Masuren zu beschreiben. Klaus Petzold erörtert die Frage, ob „Im Krebsgang“ und ‚Danziger Trilogie‘ – Weiterführung oder Zurücknahme“ darstellen, und zieht im Abschluss seiner Erwägungen folgende Schlussfolgerung: „Im Krebsgang“ vertieft das in der ‚Danziger Trilogie‘ Erinnernte, korrigiert auch partiell das damalige Sich-Erinnern, aber nimmt nichts von dem damals Erkannten zurück“ (S. 194). Mit Erinnerung und erinnerten Landschaften in der Lyrik und Prosa von Bodo Heimanns befasst sich Paweł Zimniak. Im umfangreichen Aufsatz „Heimatverlust in der polnischen und deutschen Literatur nach 1945 – ein Topos, zwei Erinnerungskulturen“ setzt sich Rafał Żytyniec mit der Monografie von Ferdinand Helbig „Der ungeheure Verlust“ auseinander und exemplifiziert an Werken von Manfred Peter Hain und Adam Zagajewski die Ähnlichkeiten und Gegensätze zwischen der deutschen und polnischen Vertreibungsliteratur.

Eigenbild und Fremdbild sind fünf Artikel gewidmet. Zwei Beiträge betreffen die Kinder- und Jugendliteratur. Ewelina Kamińska thematisiert die deutsch-polnischen Grenzen bei einigen deutschen Autoren der Gegenwart. Rüdiger Steinlein analysiert das Polenbild in der deutschen Jugendliteratur zum Thema Nationalsozialismus und Judenverfolgung; herangezogen werden Autoren aus dem deutschsprachigen Raum, und Übersetzungen der Auslandsautoren. In den Tex-

ten der jüdischen Autoren „entsteht das deutlichste, zugleich widersprüchlichste und am wenigsten ideologisierte (...) Bild polnischer Menschen und Zustände“ (S. 313). Mit dem Polen-Bild (eigentlich mit dem Bild der polnischen Frau) setzt sich auch Bernd Neumann in „Über die Geburt der Melusine aus den Wassern der Weichsel: zu Theodor Fontanes Polen-Bild“ auseinander, indem er die Fontane-Rezeption in Polen kritisch einschätzt und eine tiefe und sprachlich meisterhafte Analyse seiner Werke samt intertextuellen und geschichtlichen Bezügen liefert.

In seinem kenntnisreichen wissenschaftsgeschichtlichen Artikel befasst sich Wolfgang Kessler mit der Geschichte und Konzeptionen der „auslandsdeutschen Literatur“ – diese „hat als Einheit nie existiert, nur deutschsprachige Literaturen außerhalb der deutschsprachigen Staaten und außerhalb des geschlossenen historischen deutschen Sprachraums“ (S. 280). Die „auslandsdeutsche Literatur“ wurde hauptsächlich im Sinne der „Volksforschung“ entwickelt, und seit 1933 bis Kriegsende wurde sie „fast ausschließlich durch Heinz Kindermann im Sinne der von ihm vertretenen rassistischen Literaturideologie weiterentwickelt“ (S. 281). Auch die 1979 unverändert nachgedruckte Monografie von Karl Kurt Klein „Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland“ (Leipzig 1939) schätzt der Verfasser als „Musterbeispiel nationalsozialistischer Literaturgeschichtsschreibung“ (S. 276) ein, weil das „zugrundegelegte literarische Korpus (...) außerliterarisch durch die ‚Blutgemeinschaft‘ definiert“ (S. 276) wird. Das thematische Kapitel schließt der interessante und aufschlussreiche Beitrag von Vibeke Winge „Deutsche und Dänen im multikulturellen Dänemark“ ab.

Dem letzten Themenkreis *Grenzen und Entgrenzungen* wurden sieben Aufsätze zugeordnet. Rüdiger Bernhardt beschreibt Künstlerkolonien und „literarische Wanderer“ aus Skandinavien, Deutschland und Polen; besondere Aufmerksamkeit schenkt er den Künstlerkolonien in und um Berlin und den Literaturschaffenden – u.a. Stanisław Przybyszewski, August Strindberg, Paul Scheerbart, Richard Dehmel. „Erinnerte Geschichte in regionalen Grenzen: Literatur als Medium des kulturellen Gedächtnisses in Schwedisch- und Preußisch-Pommern“ ist Gegenstand der Ausführungen von Regina Hartmann, die von der von Aleida Assmann¹ formulierten These ausgeht, dass die Staaten und Nationen ihre Identität über ein „kulturelles Funktionsgedächtnis“ bilden, „in dem sie sich eine bestimmte Vergangenheits-

¹ Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999, S. 137.

konstruktion zurechtlegen“. Die Verfasserin führt mehrere Beispiele an für die Unterschiede „in dem literarisch gestalteten kulturellen Gedächtnis“ (S. 339) zwischen den beiden Teilen Pommerns. Interessante und zum Nachdenken zwingende Feststellungen zum Drama „Die Ermittlung“ von Peter Weiss bringt Marita Meyer. Die Anamnese – „die Arbeit an der Wieder-Erinnerung“ – und die Mnemosyne, „die gestaltende Erinnerung“ (S. 355) als zwei Arten der Erinnerung verleihen nach der Verfasserin dem Text des Auschwitzprozess-Dramas das Gepräge. Mit dem Prosaband „Barfüßiger Februar“ der rumänien-deutschen Schriftstellerin Herta Müller setzt sich Silke Passewalck auseinander, wobei die „erinnerte Gewalt der Grenze“ im Vordergrund steht. Carl Pietzcker unterzieht die Darstellung der Grenze, der Erinnerung und Literatur in Wolfgang Hilbigs Roman „Das Provisorium“ einer gründlichen Analyse. Der Problematik der „Begrenzung als Entgrenzung bei Heinrich von Kleist“ widmet sich mit Sachkenntnis Wolfgang Rath.

Der thematische Schwerpunkt findet einen Abschluss in dem Beitrag von Hans-Christian Trepte, der die Problematik des westlichen Grenzlandes (*kresy*) in der polnischen Gegenwartsliteratur ausführlich behandelt, indem er auf den zuerst und primär mit den östlichen polnischen Gebieten assoziierten und im polnischen Kulturkontext stark emotionalisierten Begriff *Kresy* eingeht.

Resümierend lässt sich feststellen, dass dieser umfangreiche Band eine Reihe von interessanten und qualitativ hochwertigen Beiträgen zur Literaturlandschaft des Ostseeraums, zu „Selbst- und Fremdwahrnehmung im Spiegel der Literatur“ (S. 11), zu Gedächtnisorten der Geschichte und der Literatur enthält und zur Bewältigung der jüngsten Vergangenheit beiträgt.

Andrzej Kałny, Gdańsk

Literaturen des Ostseeraums in interkulturellen Prozessen, hrsg. v. Regina Hartmann, in Verbindung mit Walter Engel. Bielefeld: Aisthesis 2005, 299 S.

Ostseeraum ist ein Begriff, der eine geografische Landschaft umfasst, die – wenn man es genauer überlegt – nie ein einheitliches Ganzes bildete und nicht als eine Region im Sinne der „kleinen Heimat“ verstanden werden kann. Während der Mittelmeerraum – trotz Konflikten

und blutiger Kriege, die einzelne Länder gegeneinander führten, dank dem kulturellen Transfer vor allem in der Antike – zu einem funktionierenden Topos geworden ist, bestand der Ostseeraum höchstens aus einigen wirtschaftlich kooperierenden Staaten, und auch diese Kooperation war bekanntlich nicht problemlos. Mehrere Sprachen aus verschiedenen Sprachfamilien, verschiedene Ethnien, uneinheitliche zivilisatorische Entwicklung der Völker, konkurrierende territoriale Ansprüche – dies alles schien dem Raum um die Ostsee keine große Chance auf die Entstehung einer Großregion in Europa zu geben.

Der Band von Regina Hartmann versucht einer solchen Vorstellung entgegenzusteuern. Er sammelt Beiträge einer Tagung, die in einer deutsch-polnisch-schwedischen Kooperation veranstaltet wurde, und behandelt die Problematik des Ostseeraumes aus zwei Perspektiven: erstens aus der Perspektive der kulturellen Entwicklung (vor allem bezogen auf die Literatur der Ostseeländer), der der wirtschaftliche Faktor untergeordnet ist, zweitens aus der Perspektive von Überschneidungen und Annäherungen, also dem Phänomen, das wir als Interkulturalität bezeichnen. Es geht also um die gemeinsame Wahrnehmung, um das Agieren zwischen den Sprachen, um zwischenkulturelle Beziehungen in verschiedenen Konstellationen. Die meisten Beiträge behandeln entweder die deutsch-polnischen oder die deutsch-schwedischen Diskurse, es gibt aber auch einzelne Artikel zu deutsch-finnischen, deutsch-dänischen, deutsch-litauischen, polnisch-litauischen, österreichisch-skandinavischen sowie deutsch-polnisch-skandinavischen Kulturkontakten.

Was allerdings nicht einleuchtet, ist die Struktur des Bandes, die weder über eine klare thematische Gliederung verfügt noch eine logische Anordnung der Beiträge erkennen lässt; sie ist weder chronologisch noch geografisch und orientiert sich auch nicht an ästhetischen Erwartungen. Dies mag möglicherweise der Leitidee des einheitlichen Ostseeraumes entsprechen, erschwert aber trotzdem eine Orientierung in der Thematik der Beiträge.

Indessen sind viele der Artikel sehr informativ und vermitteln ein Bild von komplizierten, aber doch auch erfreulichen Entwicklungen. Brigitta Almgren, die mit ihrem Artikel den Band eröffnet, schreibt über ungleiche Stereotype, die Deutsche und Schweden voneinander haben. Während in Deutschland der Begriff des Nordens positiv konnotiert war und ist – leider wurde er in der Zeit des Nationalsozialismus bekanntlich zu ideologischen Zwecken instrumentalisiert –, ist das Deutschlandbild in Schweden eher negativ. Ein interessanter Beitrag zu dieser These ist auch der Artikel von Frank-Michael Kirsch

über schwedische Deutschlehrbücher. Er wurde entwickelt anhand der Erzählung „Ortsgespräch im Wattenmeer“ aus dem Textbuch „Perspektive“. Der Text präsentiert zwei Menschentypen, einen stillen, ortsansässigen Schweden und einen schrill-lauten, unerträglich aufdringlichen Deutschen. Beide entsprechen – laut Kirsch – den schwedischen stereotypen Vorstellungen von leisen, rücksichtsvollen Schweden und laut-selbstsicher auftretenden Deutschen.

Ernst-Ullrich Pinkert greift mit seinem Artikel über Schnitzlers Skandinavienreisen das Motiv des Nordens auf und verweist auf seine ästhetische Funktion in den Werken des österreichischen Autors, den nicht die soziale oder politische Wirklichkeit der besuchten Länder interessierte – vor allem Dänemark spielt bei ihm eine inspirierende Rolle, sondern die Landschaft und Atmosphäre als Codewort und Kulisse. Er entwickelte im Grunde genommen ein völlig anderes Verständnis für „den Norden“ als seine deutschen Zeitgenossen.

Hans Christian Trepte beschreibt mit großer, geradezu intimer Kenntnis der polnischen Geschichte und Literatur Polens die zwiespältige, über Jahrhunderte hinweg eher skeptische Beziehung der Polen zum Meer. Am Beispiel der Stadt Danzig zeigt Trepte, wie unterschiedliche zivilisatorische Entwicklungen verschiedenen wirtschaftlichen und politischen Interessen im Wege standen. Das Fazit ist allerdings positiv: Es gebe zwar einen bescheidenen, sich jedoch immer deutlich abzeichnenden literarischen Ertrag, der aus der komplizierten Geschichte der heutigen polnischen Küstenregion um Danzig resultiert. Trepte nennt Werke von Stefan Chwin, Paweł Huelle, Bolesław Fac und Wojciech Kass, die die Distanz zur deutschen Vergangenheit ihrer Heimat überwinden und sie literarisch produktiv machen; sie haben die Ostsee und die Region um Danzig als polnische Kulturlandschaft, die von deutschem Gedächtnis mitinspiriert wird, akzeptiert.

Ewelina Kamińska widmet ihren Beitrag den polnischen Autoren aus dem ehemaligen Westpommern, also aus dem Gebiet ungefähr zwischen Szczecin und Koszalin. Das nach 1945 hauptsächlich von umgesiedelten Polen bewohnte Gebiet musste nach einer neuen kulturellen Identität suchen. Kamińska zeigt, wie seit der unmittelbaren Nachkriegszeit bis heute die Literatur – sowohl die von der Ideologie beeinflusste als auch die apolitische – an diesem Prozess der Identitätssuche beteiligt war. Die deutsch-polnischen Beziehungen werden logischerweise dabei besonders stark fokussiert. Der Vorteil des Artikels ist sein informativer Charakter (sehr viele Namen und Titel werden genannt), der Nachteil ist die chronologisch-positivistische

Struktur, die die Fakten sehr gewissenhaft aufzählt, über sie allerdings erst zum Schluss – im Kontext des Schaffens von Artur Daniel Liskowacki, dem Vertreter der jüngeren Autorengeneration – kritisch reflektiert.

Jürgen Joachimsthaler, Jochen D. Range und Regina Hartmann konzentrieren sich auf Fallbeispiele, die interkulturelle literarische Arbeit fokussieren. Joachimsthaler stellt den deutsch-finnischen Autor Manfred Peter Hein vor, der Schriftsteller und Übersetzer aus dem Finnischen ist. Range erinnert an Johannes Bobrowski und befasst sich im Hauptteil des Artikels mit seinem letzten Roman „Litauische Claviere“. Hartmann bleibt im selben geografischen Raum, greift aber zurück auf das 19. Jahrhundert und weist auf den beinahe vergessenen Ernst Wichert hin (nicht zu verwechseln mit Ernst Wiechert), der in Preußisch-Litauen zu Hause war. „Litauische Geschichten“ sind Erzählungen, die Hartmann interpretatorisch vertieft. Dem litauisch-polnischen Dialog ist der Artikel von Stephan Kessler gewidmet. Er befasst sich mit der Zeit zwischen etwa 1775 und 1825, also mit der ersten Phase der Zeit nach den Teilungen Polens. Am Beispiel von Idyllen, die in dieser Zeit im Polnischen (Karpiński, Gurski) und im Litauischen (Klementas) entstanden, präsentiert der Artikel sehr anschaulich und an gut gewähltem Textmaterial, wie ein zweisprachiger Kulturraum funktionierte. Dass Kessler gerade in diesem historischen Moment, in einer für die polnische Geschichte sehr schmerzlichen Zeit, das Vorbild für das heutige Europa sieht, mag eine(n) polnische(n), wahrscheinlich auch litauische(n) Leser(in) überraschen, es ist dennoch ein interessantes Denkbild: „Wir können uns nur wünschen, dass Europa dorthin zurückfinden wird, damit wir wieder das bekommen werden, was wir bereits hatten: eine europäische Literatur und eine europäische Kultur.“ (S. 122)

Der Beitrag von Mirosław Ossowski befasst sich mit einem anderen Problem, das allerdings geografisch in der Nähe Litauens angesiedelt ist, nämlich mit dem Teil der ostpreußischen Kultur und Literatur, die als „masurisch“ bezeichnet wird. Mit einem Hinweis auf die Brüder Skowronnek skizziert Ossowski die Tradition der Region, die in Deutschland durch ihre exotische Ferne als faszinierend empfunden wurde. Der Hauptteil des Artikels ist der Literatur vor und vor allem nach 1945 gewidmet. Besprochen werden Ernst Wichert und Wolfgang Koeppen mit seinem frühen Roman „Die Mauer schwankt“ (1935), Siegfried Lenz, der in dem Erzählband „So zärtlich war Suleyken“ (1955) und im Roman „Heimatmuseum“ (1978) die Region seiner Heimat beschreibt, sowie Hans Hellmut Kirst, Arno

Surminski, Herbert Somplatzki und Horst Michalowski; die beiden letztgenannten Autoren sind dem Bewusstsein des heutigen Lesers nicht unbedingt präsent. Bedauerlicherweise unternimmt der sehr informative Artikel keinen ernsthaften Versuch, im Kontext der „masurischen“ Literatur nach dem Begriff der Heimatliteratur oder der regionalen Literatur zu fragen. Der Hinweis auf Norbert Mecklenburgs „Erzählte Provinz“ hätte einen Ausgangspunkt für eine solche Fragestellung geben können.

Dem berühmtesten Schriftsteller der Danziger sind zwei Artikel gewidmet. Janina Gesche bespricht sehr gewissenhaft die deutsche, schwedische und polnische Rezeption der „Blechtrommel“ in der Literaturkritik und weist auf Gemeinsamkeiten, vor allem aber auf Unterschiede hin, die sowohl historisch als auch kulturell bedingt sind. Marek Jaroszewski wählte ein interessantes und für die Problematik der interkulturellen Prozesse sehr aufschlussreiches Problem, das selten Beachtung in der Forschung fand. In Grass' Werken wird oft Kaschubisch gesprochen. Es ist die intime Sprache der Helden in der „Blechtrommel“ und auch die Sprache der Tulla Pokriefke aus dem „Krebsgang“. Jaroszewski thematisiert die Spannung zwischen dem Deutschen und Kaschubischen im Vergleich mit dem Deutsch der nichtdeutschen, hauptsächlich polnischen Helden in Grass' Schaffen. Aleksandra Piątkowska und andere Helden der „Unkenrufe“ stellen die wichtigsten Fallbeispiele dar. Leider wurde auch hier das kulturpolitische Phänomen der eigentümlich gemischten Sprachen im Danziger Raum kaum weiter problematisiert.

Eine Reihe von Artikeln thematisiert nicht den Ostseeraum oder die Provinzen, die zum Baltikum oder zu Pommern gehören, sondern eine Problematik, die sich auf bi- bzw. trilaterale Beziehungen in den Kulturen dieser Länder konzentriert. Charlotta Brylla bespricht den Begriff der Leitvokabel in kontrastiver Perspektive am Beispiel der Schlüsselwörter der schwedischen und deutschen Romantik. Małgorzata Marciniak greift musikpublizistische Texte auf, um an ihnen das Bild des skandinavischen Nordens in Polen und Deutschland zu analysieren. Sehr breit fasst Bernd Naumann in seinem Artikel den Begriff des Ostseeraumes auf, der auf die Länder, die an der Ostsee liegen, zurückgeführt wird. Folgerichtig wählt Naumann eine zwar sehr spannende und sorgfältig recherchierte Episode aus den literarischen deutsch-polnischen Beziehungen, die allerdings mit dem Ostseeraum weder explizit noch implizit etwas zu tun hat. Er geht von Goethes polnischer Reise aus, nennt dann seine Bekanntschaft mit dem „Wahlpolen“ Zacharias Werner, dem einige

aufschlussreiche Seiten gewidmet wurden, um zum Stichwort „Polen“ in den „Wahlverwandtschaften“ überzugehen. Der Artikel eröffnet eine äußerst interessante Perspektive, aus der Goethes Roman gedeutet werden kann, und lässt sich in der Problematik der interkulturellen Prozesse sehr gut situieren, verliert allerdings das baltische Motiv völlig aus dem Blick. Diesem nähert sich der Beitrag von Yvonne-Patricia Alefeld über die Rezeption der Goethezeit bei Andersen. Dem Dänen Andersen war die Meereslandschaft vertraut, und der Artikel befasst sich indirekt mit dem Motiv des Meeres und der Naturgewalten, indem er unter anderem auf „Die kleine Seejungfrau“ und ihre Verwandtschaft mit ähnlichen Figuren der deutschen Literatur – Mignon, Loreley, Undine etc. – fokussiert ist.

Es ist zu betonen, dass der Band „Literaturen des Ostseeraums“ einen großen informativen Wert besitzt und auf Kulturphänomene hinweist, die lediglich aus der Perspektive des fremden Blicks zu erfassen sind. Das Spektrum des Bandes ist sehr breit – sowohl historisch, da es von der Goethezeit bis hin zur neuesten Nachwendezeit reicht, als auch geografisch, denn es geht nicht nur um den Ostseeraum, verstanden als konkrete Landschaft, sondern auch um alle kulturellen, literarischen und auch politisch-sozialen Interferenzen und divergierenden Phänomene in den Beziehungen zwischen Ländern, Nationen und Staaten, die von der Ostseeküste verbunden werden. Dies wurde allerdings auch zum Problem der Artikelsammlung, die keinen gemeinsamen Ostseeraumbegriff herauszukristallisieren vermochte. Im regionalen Diskurs könnten sich nur einige der im Band publizierten Beiträge als brauchbar erweisen. Es ist auch nicht klar geworden, ob die Ostsee als Schlüsseltopos für alle präsentierten Kulturen und Sprachen eine Bedeutung hat und ob der Begriff des Nordens auch in Polen, im Baltikum, in Skandinavien eine ähnliche Funktion hat wie in Deutschland. Offen bleibt ebenso, ob es möglich ist, beispielsweise die Symbolik des Meeres zu einer Verständigungsbrücke zwischen den – wie man den Beiträgen entnehmen konnte – oft sehr unterschiedlichen Kulturen auszubauen; mit anderen Worten, ob interkulturelle Prozesse zu einer gemeinsamen regionalen Identität beitragen werden. Allerdings zeigt der Band zugleich, dass es sich lohnt, über den Ostseeraum zu sprechen, weil noch sehr viele Fragen beantwortet werden müssen.

Joanna Jabłkowska, Łódź

Mare Balticum, Begegnungen zu Heimat, Geschichte, Kultur an der Ostsee, hrsg. v. Dietmar Albrecht u. Martin Thoemmes. München: Martin Meidenbauer 2005, 183 S. (*Colloquia Baltica*. 1); **Unverschmerzt. Johannes Bobrowski – Leben und Werk**, hrsg. v. Dietmar Albrecht, Andreas Degen, Hartmut Peitsch u. Klaus Völker. München: Martin Meidenbauer 2004, 472 S. (*Colloquia Baltica*. 2).

Mit der neuen Publikationsreihe *Colloquia Baltica* hat die *Academia Baltica* in Lübeck nun ihr Profil noch deutlicher werden lassen. Die Akademie, die sich zum Ziel gesetzt hat, Laien wie Fachpublikum die Geschichte und Kultur des Ostseeraums und darüber hinaus Zentraleuropas näher zu bringen, hat damit ihre Außenwirkung gestärkt. Daher ist der erste Band dazu gedacht, programmatische Grundsätze und Aspekte deutlich werden zu lassen. Dabei steht – wie der Leiter der *Academia Baltica* Christian Pletzing in einem Geleitwort zur Reihe deutlich macht, die Schaffung eines europäischen Bewusstseins im Zentrum des Interesses. „An Stelle der rückwärtsgewandten Erinnerungspolitik wird die gemeinsame Arbeit am europäischen Gedächtnis treten – eine Arbeit, an der auch diejenigen teilhaben, die noch nicht Mitglied des politischen Europa sind. Dieser Aufgabe verpflichtet, wollen die *Colloquia Baltica* dazu beitragen, das Europäische Haus mit Leben zu erfüllen.“ (S.7)

Hier wird eine der Kernaufgaben der Akademie knapp umrissen und gleichzeitig ein Credo formuliert, das mitentscheidend für ihre Gründung war. Denn die *Academia Baltica* entstand zwar aus der *Ostseeakademie* Travemünde heraus, aber auch in klarer Abgrenzung zu ihr – zu jenen Teilen nämlich, die sich nicht von einer rückwärts gewandten Erinnerungspolitik verabschieden wollten. „Die Beiträge dieses Bandes (...)“, so die Herausgeber einleitend, „dokumentieren Schwerpunkt und auch Glanzlichter in der Arbeit der *Academia Baltica*. Sie sind Übungen gegen das Vergessen. Sie wollen Orte des Gedächtnisses in unsere Erinnerung rufen, die zwei blutige Kriege getilgt zu haben scheinen.“ (S.9)

Daher werden hier auch keine neuen, bisher unveröffentlichten Erkenntnisse präsentiert. Die Beiträge des ersten Bandes stammen aus verschiedenen Kontexten und sind meist an anderer Stelle bereits publiziert worden. Ihnen kommt aber im Zusammenhang der Reihe ein überwiegend programmatischer Charakter zu. Folgerichtig wird der Band daher auch unter dem Obertitel „Zukunft der Erinnerung“

mit zwei Beiträgen der Herausgeber Dietmar Albrecht und Martin Thoemmes eröffnet, in denen begrifflich, definatorisch und terminologisch sowie geografisch der Rahmen abgesteckt wird.

So stellt sich Martin Thoemmes die Frage „Kann noch Heimat sein?“ (S. 13-29) Er setzt sich literarisch und kulturell damit auseinander, was Heimat und Heimatverlust bedeuten und was Heimat heutzutage, für etliche nach dem Heimatverlust, sein kann.

Dietmar Albrecht befasst sich mit der „Kulturlandschaft Ostsee“ (S. 30-45), ausgehend von der Feststellung: „Gedächtnisorte der Geschichte, der Literatur, der Kunst erleichtern uns das Erinnern. Sie fordern uns heraus, setzen unser Denken in Bewegung. Sie machen uns vertraut mit einer Landschaft, mit einer Region, ihren Menschen und ihrer Kultur. An solchen Orten des Erinnerns verdichtet sich der Raum zur Zeit. Sie sind das Fundament unserer Gegenwart.“ (S. 31)

Deshalb entfaltet der Autor im Folgenden eine Topografie des Ostseeraums anhand von Orten, die in literarischen Werken oder für deren Autoren eine entscheidende Rolle spielen: Thomas Mann und Nidden, Günther Grass und die Kaschubei, der estnische Schriftsteller Jaan Kross und eine Reise nach St. Petersburg, auf der das erste Vierteljahrhundert aus dem Leben Hella Murrik-Wuolijokis erzählt wird, Bertolt Brechts Exil im dänischen Skovsbostrand und andere Orte mehr. Damit werden nicht nur literarische und geografische Bezüge hergestellt. Die Kulturlandschaft Ostsee wird historisch „im nachbarschaftlichen Miteinander“ präsent.

Bei den im zweiten Teil folgenden Beiträgen von Dieter Bächtz zu Eduard von Keyserling (S. 49-66) und Dietmar Albrecht zu Jaan Kross (S. 67-84) handelt es sich wohl um jene eingangs erwähnten „Glanzlichter“. So interessant die Beiträge selbst sind, zumal vor dem Hintergrund der zunehmenden (Wieder-)Entdeckung der beiden Autoren, so wirken sie doch etwas verloren innerhalb des Bandes – wenn auch keineswegs deplatziert. Während bei diesen Texten spürbar ist, dass sie aus ihrem Ursprungskontext herausgelöst wurden,¹ ist dies bei den im dritten Teil des Bandes veröffentlichten Artikeln dagegen nicht feststellbar. Obwohl zuvor ebenfalls völlig unabhängig voneinander an anderer Stelle publiziert, wirken die vorgestellten Beiträge so, als seien sie direkt aufeinander bezogen.

Hier wird an einem herausragenden Beispiel vorgeführt, was es heißt, Stimmen von Autoren und ihren Texten über die Grenzen

¹ Ursprünglich wurden die Vorträge 2003 auf der Tagung der *Academia Baltica* „Baltische Staaten und europäische Ökumene“ präsentiert.

von Ländern und damit Nationalgeschichten hinaus miteinander in Dialog treten zu lassen. Der Mythos um die Schlachten von Tannenberg/Grunwald 1410/1914 bildet dabei das gemeinsame Thema der vier Beiträge. Thematisiert werden damit nicht nur historische Ereignisse, die lange Zeit für das nationale und historische Selbstverständnis von Deutschen, Polen und Litauern von entscheidender Bedeutung waren (und es zum Teil noch sind). Es entsteht ein komplexes und vielschichtiges Panorama dadurch, dass mit Andreas Kossert (S. 87-97), Alvydas Nikžentaitis (S. 98-109) und Robert Traba (S. 110-132) sich je ein deutscher, litauischer und polnischer Historiker, die darüber hinaus noch alle ausgewiesene Spezialisten für das Thema und die Region sind, mit den Mythen aus deutscher, litauischer und polnischer Sicht befassen. Der Tannenberg-Mythos erweist sich dabei gleich als mehrfach aktuell: Vor dem Hintergrund der in allen drei Ländern virulenten Vergangenheitsdebatten ist die Auseinandersetzung mit nationalen Mythen in den letzten Jahren in Europa zunehmend wieder ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt. Darüber hinaus ist im Zusammenhang mit den 90. Jahrestagen des Kriegsausbruchs und des Kriegsendes auch der weitgehend vergessene Erste Weltkrieg wieder – wenn auch nur punktuell – ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gelangt. Lars Jockhecks Artikel (S. 133-168) öffnet das Thema zudem interdisziplinär, da er sich mit Alexander Fords polnischer Verfilmung von Henrik Sienkiewiczs polnischem Nationalepos „Die Kreuzritter“ aus dem Jahr 1960 befasst. Auch die damaligen Machthaber versuchten – wie der Autor zeigt –, den Mythos für ihre Zwecke zu instrumentalisieren. Durch die vier Beiträge entsteht ein differenziertes Bild, wie es in nationalgeschichtlich orientierten Darstellungen meist nicht zu finden ist. Nach dem Lesen bedauert man nur das Fehlen einer russischen Darstellung, zumal sich auch Sergej Eisenstein in „Aleksander Nevski“ schon 1938 filmisch des Kreuzritterthemas annahm. Diese mögliche Erweiterung des Blickfeldes um eine weitere Facette hätte somit zwar nahe gelegen, ist aber keineswegs ein Manko des vorliegenden Bandes.

Dieser schließt mit einem kurzen Bericht von Günter Feist über ein deutsch-polnisches Kulturprojekt zum Gedenken an den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 (S. 171-174), das zeigt, wie eine gemeinsame Auseinandersetzung mit der Vergangenheit abseits der aufgeregten und kontroversen Debatten in Politik, Medien und Öffentlichkeit aussehen kann.

Der ebenfalls vorliegende zweite Band der Reihe dokumentiert eine

auf Initiative des langjährigen Leiters der *Academia Baltica*, Dietmar Albrecht, in Kooperation mit der Johannes-Bobrowski-Gesellschaft und der Universität Potsdam veranstaltete Tagung.

„Dieser Sammelband enthält die überarbeiteten Beiträge des internationalen Colloquiums ‚Unverschmerzt. Johannes Bobrowski – Leben und Werk‘, das vom 7. bis 9. November 2003 im Haus des literarischen Colloquiums in Berlin-Wannsee stattfand – an jenem Ort, an dem Johannes Bobrowski am 27. Oktober 1962 den Preis der Gruppe 47 erhielt, der ihn in beiden deutschen Staaten und international bekannt machte. (...) Das Colloquium hat sich zur Aufgabe gestellt, die in den vergangenen fünfzehn Jahren in Sankelmark (1989), Vilnius (1992), Lübeck (1992), Reading (1995), Travemünde (1997) und anderswo geführten Forschungsgespräche über Johannes Bobrowski und sein Werk fortzusetzen und die sich darin artikulierenden verschiedenen methodischen Ansätze und Wissenschaftstraditionen zusammenzuführen.“ (S.7)

Ob der Band diesem von Andreas Degen im Vorwort (S.7 ff.) formulierten Anspruch tatsächlich gerecht wird, darf bezweifelt werden. Denn wie immer bei solchen Tagungen und den hinterher publizierten Dokumentationsbänden kann kein einheitliches, abschließendes Bild entstehen; etliche Fragen werden beantwortet, meist stellen sich dadurch aber noch mehr neue; Lücken bleiben, andere werden geschlossen, neue tun sich auf. Dagegen ist auch nichts einzuwenden, denn es fördert das weitere Gespräch und ermöglicht die Fortsetzung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung.

Mit dem Band liegt aber nicht nur zum 40. Todestag Johannes Bobrowskis ein Werk vor, das „[m]it 29 Beiträgen aus zehn Ländern (...) erstmals versucht, das breite thematische und methodische Spektrum der internationalen Forschung über diesen Autor aufzuzeigen, dessen hermetische Lyrik und experimentelle Prosa die Geschichte der Deutschen im Osten Europas mahnt und ins Gedächtnis ruft.“ (Einbandrückseite) Die Mehrzahl der Beiträge kreist zudem um jenen geografischen Raum, der das Hauptinteressengebiet nicht nur der *Academia Baltica* ist, sondern auch Johannes Bobrowskis war. Das östliche Europa – jenes Sarmatien, wie der griechische Geograf Herodot und nach ihm Bobrowski es bezeichneten – bildet erstmals gattungs- und länderübergreifend das zentrale Thema des Bandes. Damit ist dieser nicht nur in der Reihe *Colloquia Baltica* gut aufgehoben,

kaum ein anderer Autor, sein Werk und dieses Thema hätten für die *Academia Baltica* näher gelegen.

Doch man kann – um es vorwegzunehmen – das gesamte Buch im Großen und Ganzen als gelungen bezeichnen, wenn auch naturgemäß die einzelnen Beiträge nicht nur unterschiedliche Ansätze, sondern zum Teil auch ein unterschiedliches Niveau und einen unterschiedlichen Reflexionsgrad aufweisen. Formal wäre es allerdings günstiger gewesen, für die von allen Beitragern verwendeten Werke, die kommentierte Gesamtausgabe,² für die Chronik zum Leben und Werk³ sowie zu dem Nachlass-Katalog des Marbacher Literaturarchivs „Johannes Bobrowski oder Landschaft mit Leuten“⁴ von vornherein die üblichen Siglen für den gesamten Band gültig festzulegen, um so den Anmerkungsapparat der einzelnen Artikel zu entlasten und Wiederholungen zu vermeiden. Dies wäre umso leichter möglich gewesen, als Andreas Degen besagte Werke bereits in seinem Vorwort als einschlägig nennt. Ärgerlich ist, von kleineren Druckfehlern abgesehen, zudem, dass anders als im ersten Band der Reihe die Titel der sechs Teile (sowie des Epilogs), in die der Band untergliedert ist, nur im Inhaltsverzeichnis und der jeweiligen linken Kopfzeile zu finden sind, nicht aber im Buch selbst den einzelnen Teilen nochmals auf einer Extraseite vorangestellt sind. Vor allem angesichts der sonst sehr sorgfältig aufgemachten Bände wäre dadurch die Gliederung deutlicher geworden und man hätte bei den Lesern optisch einen noch besseren Eindruck erzielen können. Bei einem Gesamtumfang von 472 Seiten wäre es auf die paar Seiten mehr wohl auch nicht mehr angekommen.

In einem ersten Teil, der dem Ganzen sozusagen vorangestellt ist, geht es um die Erschließung von wichtigen Quellen für die Johannes Bobrowski-Forschung. So gibt Dalia Bukauskaitė (S. 15-42) erstmals Einblick in Johannes Bobrowskis Bibliothek, und Helmut Baldauf (S. 43-58) befasst sich mit Filmdokumenten mit und über den Schriftsteller.

Der zweite Teil ist im weiteren Sinne „Literarischen Korrespondenzen“ gewidmet. Dabei geht es um – mit Krzysztof Lipiński gesprochen – „Leuchttürme und Leitgestalten. Johannes Bobrowskis Vorbil-

² Johannes Bobrowski, Gesammelte Werke in sechs Bänden, hrsg. v. Eberhart Haufe. Bde. I-IV, Stuttgart/Berlin 1987; Bd. V, Stuttgart 1998; Bd. VI, hrsg. v. Holger Gehle. Stuttgart 1999.

³ Eberhart Haufe, Bobrowski-Chronik, Daten zu Leben und Werk. Würzburg 1994.

⁴ Johannes Bobrowski oder Landschaft mit Leuten. Eine Ausstellung des deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, hrsg. v. Reinhard Tgahrt in Zusammenarbeit mit Ute Droster. Marbach a.N. 1993.

der“ (S. 59-76). Nahe und fern liegende Korrespondenzen und Intertextualitäten werden vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit Sarmatien thematisiert: beispielsweise Johannes Bobrowski und Rilke (Barbara Surowska, S. 89-101), Johannes Bobrowski und Stephan Hermlin (Ilze Kangro, S. 140-154) oder auch „Die Rezeption der Un-Moderne“ in seiner Lyrik (Ursula Heukenkamp, S. 102-111) und sein lyrisches Werk im Kontext der deutschen Poesie nach 1945 (Juris Kastiņš, S. 112-122). Dies sind alles mehr oder minder nahe liegende, bekannte Themen. Die Auseinandersetzung Bobrowskis mit Isaak Babel (Jenny Salkova, S. 77-88) gehört dagegen zu den unbekannteren Seiten seines Werkes, und die Rekonstruktion der (intertextuellen) Kommunikation zwischen Johannes Bobrowski, Peter Huchel und Paul Celan liegt zwar angesichts der Themen dieser Autoren nahe, doch ist man angesichts von Hub Nijssens Untersuchung (S. 123-139) von deren Komplexität, Kompliziertheit und Dichte überrascht.

Auch im dritten, mit „Politik des Eingedenkens“ überschriebenen Teil stehen Mittel- und Osteuropa, die Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit und Erinnerung im Zentrum. Während sich Sabine Eickenrodt mit Bobrowskis Porträt-Lyrik befasst (S. 155-170), Maria Behre „Erzähltönen und Zeitrhythmen“ in dem Prosafragment „Litauische Claviere“ auf den Spuren „lebendige[r] Geschichte“ nachgeht (S. 202-229), setzt sich Ekkehard W. Haring mit „Figuren des Jüdischen“ in Bobrowskis Werk auseinander (S. 230-239). Auch wenn man bei diesen eher motivisch ausgerichteten Beiträgen an der einen oder anderen Stelle andere Positionen vertreten und anderer Meinung sein kann und gelegentlich eine kritische Distanz fehlt, werden hier doch Kernthemen seines Werkes ausgeleuchtet.

Die Stärken liegen in diesem Teil aber eindeutig bei den drei Einzelinterpretationen von Andreas F. Kelletat (S. 171-185) und Jürgen Henkys (S. 186-201) zu je einem Gedicht und bei Thomas Taterkas Interpretation der bekannten Erzählungen „Mäusefest“. Taterkas Ansatz, bei der Interpretation des bereits häufig untersuchten Textes nicht nur vom (nieder-)geschriebenen Wort auszugehen, sondern auch Hans Mayers Erinnerungen an eine Lesung durch den Autor selbst als Ausgangspunkt für Interpretation mit einzubeziehen, erweist sich als äußerst innovativ. Aber auch die Interpretation des Gedichts „Doppelflöte“ zeigt, wie erhellend genaues Lesen sein kann, wenn man dabei zwar Intertextualitäten mit einbezieht, sich aber von vorangegangenen Interpretationen löst. Kelletat macht nämlich plausibel, dass die meisten bisherigen Interpretationen einem einmal vorgegebenen Schema folgen. Sie gehen auf eine (Fehl)Interpretation

Fritz Mindes zurück,⁵ die Eberhard Haufe zudem in seinem zwar äußerst verdienstvollen, aber auch an anderer Stelle keineswegs fehlerfreien Kommentar zu Johannes Bobrowskis Lyrik übernimmt. Die hier vorliegende Interpretation öffnet nun, da sie sich von der impliziten Vorgabe des Kommentars freimacht, neue Horizonte.

Im vierten Teil werden „Perspektiven auf Landschaft und Kunst“ eröffnet, indem die Autoren und Autorinnen sich unter anderem mit der lyrischen Landschaft (Annette Graczyk, S. 257-272), Bildbeschreibungen (Stefanie Rentsch, S. 309-325) und Visualisierungen (Andreas Degen, S. 326-342) befassen. Hervorzuheben sind aus meiner Sicht aber vor allem zwei Beiträge: Sabine Egger interpretiert die Lyrik Bobrowskis als literarische Form des Fremdverstehens (S. 273-291), weist aber darauf hin, dass – bei aller kritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit – die deutschen Täter durchweg männlich, die osteuropäischen Opfer weiblich konnotiert seien. Dadurch, dass Sarmatien weiblich sei, komme es zu einer Verschiebung vom Geschichtlichen ins Mythologische und damit zu seiner Initialisierung. Jürgen Joachimsthaler reflektiert überlieferte Interpretationsweisen ebenso kritisch und eröffnet durch einen interdisziplinären Ansatz, indem er die Architektur und ihr Bild in Bobrowskis Lyrik in ihrer leitmotivischen Funktion mit einbezieht, neue Ein- und Ausblicke auf die bobrowskischen Landschaften.

Relativ unkritisch, wenn auch zum Teil komplex und hoch reflektiert (v.a. Monika Szczepaniak), sind dagegen die im fünften Teil unter der Überschrift „Ästhetik des Engagements“ versammelten Beiträge von Sigita Barniškienė (S. 343-354), Nicolas Yuille (S. 355-361) und Monika Szczepaniak (S. 352-376).

Im sechsten Teil schließlich werden „Rezeption und Wirkung“ fragmentarisch behandelt. Hier wird der eingangs gestellte Anspruch am allerwenigsten eingelöst. Die Lücken werden somit am deutlichsten. John P. Wieczoreks Beitrag (S. 377-388) zu den Bezügen auf Johannes Bobrowski und sein Werk im Roman „Lenas Liebe“ der jungen Autorin Judith Kuckarts wirkt innerhalb des Bandes seltsam verloren, da er der einzige ist, der die intertextuellen Bezüge auf Bobrowski in den Werken anderer thematisiert. Die übrigen Beiträge setzen sich dagegen mit der Rezeption des Werkes in den USA und Kanada (Sigfrid Hoefert, S. 389-398), Litauen (Regina Sinkevičienė, S. 399-411), Lettland (Mudite Smiltena, S. 412-430) und den deutschen Vertriebenkreisen (Rafał Żytyniec, S. 431-448) auseinander. Angesichts der

⁵ Fritz Minder, Johannes Bobrowskis Lyrik und die Tradition. Frankfurt a.M. 1981, S. 423 f.

auf der Tagung versammelten Literaturwissenschaftler und Literaturwissenschaftlerinnen aus so vielen verschiedenen Ländern wirken die hierher zur jeweiligen Rezeptionsgeschichte vorgelegten Beiträge etwas willkürlich. Dieser sechste, einem als Epilog gedachten, sehr anregenden, nichtsdestoweniger aber auch kontroversen Beitrag von Bernd Leistner (S. 449-453) vorausgehende letzte Teil erscheint daher als Ganzes disparat. Eine eigenständige Tagung zur Rezeption Bobrowskis gerade in Mittel- und Osteuropa wäre also wünschenswert.

Doch trotz dieser Kritik stellt der hier vorgelegte Tagungsband eine beachtliche Leistung dar und gibt Fachleuten wie Laien einen alles in allem hervorragenden Einblick in Bobrowskis Werk insbesondere in Bezug auf seine Auseinandersetzung mit Geschichte, Erinnerung und dem östlichen Europa.

Damit ist dieser Band – sogar mehr noch als der erste – Kernstück der neuen Reihe der *Academia Baltica*. Den *Colloquia Baltica* kann man nur ein langes Leben und möglichst viele interessierte Leser wünschen, denn leider ist das Gebiet östlich der deutschen Grenzen für viele Deutsche immer noch eine *terra incognita*.

Frank M. Schuster, Łódź/Heidelberg

Narrative Konstruktion nationaler Identität, hrsg. v. Eva Reichmann. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2000, 367 S.

Das Thema der von der Literaturwissenschaftlerin und Historikerin Eva Reichmann (Universität Bielefeld) herausgegebenen Publikation „Narrative Konstruktion nationaler Identität“ ist ein umfassendes und beinhaltet zahlreiche Fragestellungen, zu denen u.a. auch die zentrale Kategorie der nationalen Identität gehört. So wird zurecht die Frage gestellt, ob sich nationale Identität zuerst in der Literatur und Sprache manifestierte und dabei entsprechende nationale Symbole hervorgebracht wurden, oder ob zuerst in der Sprache, in Literatur und Kunst Bilder mit entsprechender identitätsstiftender Funktion entwickelt wurden, die nachfolgend als nationale Symbole in den Alltag und die Geschichte einer bestimmten Nation eingegangen sind (S. 9). Die Auffassung von der „narrativen Konstitution der (nationalen) Identität“ – in vielen Fällen war es die schöngeistige Literatur, die dieses Wissen vermittelte – kann durchaus als ein „produktiver Ansatz“ angesehen werden. Die Publikation geht auf eine Tagung mit dem Titel

„Narrative Konstruktion nationaler Identität“ zurück, die vom 9. bis 11. Dezember des Jahres 1999 im Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld stattfand und verschiedene Aspekte der gewählten Problematik erörterte und zur Diskussion stellte. Dazu trugen literaturwissenschaftliche und linguistische Beiträge von Referenten aus zwölf Ländern bei, die versuchten, die Frage nach der Konstruktion nationaler Identität in Literatur und Sprache für die Gegenwart und Vergangenheit zu klären.

Eine Einschränkung der zu untersuchenden Region wurde nicht vorgenommen, doch aus aktuellem Anlass beschäftigt sich die Mehrzahl der Teilnehmer mit der Situation in ausgewählten Ländern des östlichen Europas und der damaligen, wesentlich kleineren Europäischen Union. Nach der demokratischen Wende und der Öffnung der Grenzen in Europa ist in vielen Regionen ein Anwachsen nationalistischer Tendenzen zu beobachten. Dabei ist die Frage, wie eigentlich nationale Identität konstruiert wird, bis heute hoch aktuell geblieben. Das Bild der nationalen Identität einer Nation verändert sich, es unterliegt unterschiedlichen Einflüssen, welche ihre jeweilige Darstellung bedingen. Dieser Problematik ist eine ganze Reihe von Beiträgen in der vorliegenden Publikation gewidmet.

In seinem Beitrag „Typen und Phasen des ungarischen nation-building und ihre literarische Funktion“ (S. 23-42) verweist Endre Kiss darauf, dass der Prozess des „nation-building“ und die Notwendigkeit, einen eigenen Staat zu bilden, nicht explizit zusammenfallen. „In dieser Eigenschaft („nation-building“ im Besitz einer virtuellen eigenen Staatlichkeit) ähnelt sie der deutschen, italienischen und der polnischen Grundkonzeption des „nation-building“, unterscheidet sich jedoch von dem französischen (respektive auch dem englischen), aber auch dem wirklich ost-europäischen Typus, der häufig von einer in der modernen Geschichte nicht verwirklichten Staatlichkeit ausgehen muss. Kiss stellt drei Typen des ungarischen „nation building“ fest, einen „struktur-modernisierenden Typ“, der sich auf die Notwendigkeit bezieht, das Land den entwickelten Staaten und Gesellschaften des Westens näher zu bringen, einen romantisch-autopoietischen Typ in der „Fichte-Herderschen Urform“, in der die Nation als „Basis und Substrat einer autopoietischen Bewegung“ erscheint (S. 29), und eine „etatistisch-defensive“ Version, die den Nationalismus zur Legitimation auswählt, der sich als eine effektive Kraft erweist, da „narrative Konstruktionen in seinen Händen zur puren Ideologie geworden sind“ (S. 39).

Neben erfolgreichen narrativen Konstruktionen nationaler Identität gibt es zahlreiche missglückte imperiale Identitätskonstruktionen.

So stellt Werner Kummer in seinem Beitrag „Habsburgische und antihabsburgische Mythen: ein Beispiel mißglückter imperialer Identitätskonstruktion“ (S. 11-21) die Frage danach, welche Mythisierungen die Entstehung und den Zusammenhalt von Imperien sozialpsychologisch möglich gemacht und welche Gegenmythisierungen ihren Zerfall motiviert und herbeigeführt haben (S. 11).

Antonin Mestan (Antonín Měšt'an) zieht für das Thema seines Beitrags „Historische Prosa, historische Dramen und Filme als Wegbereiter der nationalen und nationalistischen Ideologie“ (S. 43-52) vergleichend Beispiele aus der tschechischen, slowakisch, polnischen, kroatischen und ungarischen Literatur heran, also Literaturen von Völkern, die einst zur Habsburger Monarchie gehört hatten. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erkannten die Zensoren in der Hauptstadt Wien in Werken mit historischer Thematik generell eine Gefahr für den Zusammenhalt der Donau-Monarchie. Nur war es schwer zu entscheiden, welche Texte als schädlich einzuschätzen und folgerichtig zu verbieten waren. Als sicher kann jedoch angesehen werden, dass die historische Literatur durchaus zum Zerfall des Reiches beigetragen hat.

Denis Poniz geht in seinem kurzen Abriss wiederum auf die „Nationale und internationale Substanz in der slowenischen Nachkriegsliteratur“ (S. 53-66) ein, die gleichfalls Bestandteil der Kultur der Donaumonarchie gewesen ist. Dabei reagiert die slowenische Literatur auf zweierlei Art auf die historischen und politischen Veränderungen: Einerseits versucht sie verstärkt die nationale Tradition in die nationale Substanz einzubeziehen, andererseits soll die mitteleuropäische bzw. westeuropäische Orientierung der slowenischen Gegenwartsliteratur hervorgehoben werden (S. 61). Des Weiteren entwickeln sich auch postmodernistische Strömungen, in denen Tradition und slowenische Nationalthemen nur noch marginal, gleichsam dekorativ vorhanden sind. Durchaus interessant ist die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte Herders auf die sprachlich und kulturell eng miteinander verwandten südslawischen Völker der Serben und Kroaten, die Josip Babić (Universität Osijek, Kroatien) in seinem Beitrag untersucht: „Die Rolle der Herderschen Ideen für die Bildung des National- und Staatsbewußtseins bei Serben und Kroaten“ (S. 67-82). Bei diesen so genannten „jungen Völkern“ waren Sprache und Dichtung häufig Ersatz, sie dienten als „Hilfsmittel für die Bildung des Nationalbewußtseins“ (S. 70). Babić gelangt in seinen Ausführungen zu folgenden Erkenntnissen: 1. Herders Sprach- und Nationenauffassungen wurden vor allem in der frühen Phase der Nations- und Staatsbildung benutzt. 2. Bei Serben und Kroaten gibt es keine kriti-

sche Rezeption der Herderschen Ideen. Deren Vermittlung erfolgte 3. nicht direkt, sondern über Vermittler. Ihre Wirkung auf die Konstituierung der Staats- und Kulturidentität war also meistens indirekt, oft von sekundärer Bedeutung und nicht immer positiv (S. 80 f.).

Penka Angelova (Universitäten Veliko Trnovo und Russe, Bulgarien) verfolgt in ihrem Beitrag „Narrative Topoi nationaler Identität. Der Historismus als Erklärungsmuster“ (S. 83-95) den Zusammenhang von Ereignis, Narrativität und Geschichte am Beispiel des Ethnonationalismus auf dem Balkan, während Sanda Stavrescu (Universität Craiova, Rumänien) die „Kulturelle Identität und nationale Identität bei Mircea Eliade und Constantin Noica“, wichtigen Vertretern der rumänischen Elite, untersucht (S. 97-106).

Mit der albanischen Literatur der Gegenwart, in einem Vergleich der Entwicklung im Kernland Albanien und Kosovo, setzt sich Ulrich Schmidt, freier Journalist, in seinem Beitrag „Symbolischer Realismus versus Heldenverehrung versus Natur“ auseinander (S. 129-143).

Vom Balkan ins Baltikum führt uns der Beitrag des in Lettland lebenden Schriftstellers Matthias Knoll, der sich mit der „Bedeutung der Dainas und des Heldenepos ‚Lāčplēsis‘ für die Herausbildung bzw. Bewahrung nationaler Identität in Lettland“ beschäftigt (S. 107-127). Knoll geht von mündlich tradierten Formen wie dem Volkslied als Basis kulturellen Überlebens und Grundpfeiler kulturellen Selbstverständnisses aus und verweist auf die „Suche nach einem ‚National-epos‘ und dessen Konstruktion“ in der Phase des „Ersten Nationalen Erwachens“ (2. Hälfte des 19. Jahrhunderts) (S. 112 f.), der „Politisierung und Individualisierung“ in der Zeit des „Zweiten Nationalen Erwachens“ (Ende des 19. Jahrhunderts bis 1918) bis hin zum „Dritten Nationalen Erwachen“ (1986–1991) mit der Rockoper „Lāčplēsis“ und der „Singenden Revolution“ (S. 123 f.). Dem schließt sich die Suche nach „individueller Identität“ in der „Zweiten Republik Lettland“ (seit 1991) an (S. 125 f.).

Luca D'Ascia (Universität Pisa) vertritt in ihrem Referat „Region und Nation in der italienischen Literatur“ (S. 145-155) die Meinung, dass sich die Beziehung zwischen Zentrum und Peripherie in Italien als besonders problematisch erwiesen habe, d.h. die Literatur wollte immer „nationaler“ sein, als es die gesellschaftliche Entwicklung erlaubte (S. 145). National und damit in allen Regionen des Landes gleichermaßen anerkannt, konnte die Literatur nur durch eine große Leistung, durch die Konstruktion der „respublica literarum“ werden. Von entscheidender Bedeutung für Fragen nationaler und kultureller Identität ist die Differenzierung zwischen dem Selbstbildnis (auto-

image) und dem Fremdbildnis nationaler Identitäten. Hier gleichen sich weder Bilder noch Konstruktionsmechanismen.

Semantische Untersuchungen bringen die Erkenntnis, dass auch die Bewertung der Bilder unterschiedlich sein kann, wie die Beiträge von Juliana Popova „Value Aspects of National Self-identification in the Subjective Semantic Space of the Bulgarian“ am bulgarischen Beispiel (S. 283-291) und von Ingrid Hudabiunigg „Der ‚Russische‘ Bär – revidus?“ (S. 261-282) am Beispiel Russlands zeigen.

Von nicht zu unterschätzendem Einfluss auf die nationale wie kulturelle Identität sind die Sprachpolitik sowie administrative Maßnahmen, die von den Behörden des jeweiligen (National-)Staats beschlossen und anschließend durchgesetzt werden. Mehmet Metin (Universität Bielefeld) zeigt dies in seinem Beitrag „Sprachpolitik und Sprachplanung des türkischen Sprachvereins (TDK) in der Gegenwart und die Probleme mit den europäischen Neologismen“ (S. 325-342) am Beispiel der seit der Gründung des türkischen Staates und der Aufhebung des sprachlichen und kulturellen Pluralismus aus der Zeit des Osmanischen Reiches vielfachen Veränderungen ausgesetzten türkischen Sprache, die einen wichtigen Beitrag zur Herausbildung einer neuen türkischen Identität im Prozess des „Kemalismus“ entsprechend seinen sechs Prinzipien (Republikanismus, Reformismus, Nationalismus, Populismus, Laizismus, Etatismus) leisten sollte. Seit den 80er Jahren kommt es hier auch zu einer „allgemeinen Umorientierung“ im sprachlichen Gebrauch (S. 334).

Mit seinem Beitrag „Sprachpolitik im Dienste der kulturellen und nationalen Identitätsbildung: das Beispiel Rumäniens“ (S. 293-324) geht Bernd Stefanink (Universität Bielefeld) auf die vielfältige und kontinuierliche Wirkung der Sprachpolitik in Rumänien ein, die u.a. auch zu einer „Manipulation linguistischer Theorien im Dienste der kulturellen Identität“ führte (S. 294 f.). Ein wichtiges zu lösendes Problem war dabei der Übergang von der kyrillischen zur lateinischen Schrift, um mit Hilfe der Orthografie den nicht-slawischen romanischen Charakter des Rumänischen zu verdeutlichen und politisch verordnete Identität unter Zuhilfenahme sprachwissenschaftlicher und stilistischer Mittel (Übersetzungen, Entlehnungen, stilistische Hebungen, politisches und fachsprachliches Vokabular) sowie „institutioneller Stützen der Sprachpolitik“ wie Schule und Presse zu bewirken.

Ein weiterer Komplex wissenschaftlicher Beiträge der Veröffentlichung ist unterschiedlichen Facetten der jüdischen Nationalität und Identität gewidmet. Armin A. Wallas (Universität Klagenfurt) ver-

weist auf eine ganze Vielfalt von Identitätsmodellen in seinem Beitrag „Narrative Konstruktion jüdischer Nationalität“ (S. 157-177). Eva Reichmann untersucht in ihrem Beitrag „Deutsche oder Juden? Die Konstruktion einer nationalen Identität in den nach 1945 geborenen jüdischen Autoren in Deutschland und Österreich“ (S. 179-193) die Problematik der Identitätssuche sowie der komplizierten Konstruktion eigener Identität(en), dessen Ausgangspunkt zumeist der Holocaust ist. Dazu wählt sie drei konkrete Beispiele deutschsprachiger Schriftsteller: Doron Rabinovici, Esther Dischereith und Rafael Seligmann. Eine Erweiterung der jüdischen Problematik erfolgt in Cornelia E. Martyns (Universität Bielefeld und Columbia University, New York) Untersuchung „Innen Pulver – außen Panzer. Die Form-Inhalt-Dichotomie in der sowjetisch-jiddischen Literaturkritik der zwanziger und dreißiger Jahre“ (S. 195-204), die eine gefundene „Einheit“ von „Form und Inhalt“ propagierte und das Spezifische der jüdischen Tradition mit den Zielen einer sozialistischen Gesellschaft und Kunst zu vereinbaren suchte.

Inhaltlich ergänzt werden die Beiträge, die sich mit der Problematik narrativer Konstruktionen nationaler Identität in Europa auseinandersetzen, durch Referate aus Ländern mit kolonialer Vergangenheit sowie aus Ländern, die schon lange „das Problem der ‚Nationenbildung‘ durch willkürliche Grenzziehung erleben“ und „interessante Denkanstöße“ liefern (S. 10).

So beschäftigen sich zwei Beiträge mit Lateinamerika. Jens Andermann (University of London) stellt in seinen Ausführungen „Vom Kartenraum zur Gedächtnislandschaft: Literatur, Nation und Territorialität in Argentinien, 1840–1930“ (S. 205-215) u.a. die Frage danach, ob der Übergang vom Kartenraum zur Gedächtnislandschaft im Identitätsdiskurs der argentinischen Elite „nicht lediglich eine Entwicklung auf imperialer Skala“ nachvollzieht, da doch „Landkarten und Museen nicht zuletzt auch wesentliche Gattungen des Imperialismus, nämlich der Vermessung, Kontrolle und Aufbewahrung von Raum und Zeit eines Anderen“ sind (S. 212).

Carl-Hermann Middelanis „Mit Sterne und Buffon auf Geschichtsreise. Hérard Dumesles ‚Voyage dans le nord d’Haïti‘ (1824)“ (S. 217-232) verweist darauf, dass die Konstituierung einer nationalen Literatur der Inselrepublik nur über den Bruch mit dem französischen Kanon erfolgen konnte. In diesem Zusammenhang erörtert er „Originalität und Begrenztheit“ des Reiseberichts des haitianischen Journalisten und Parlamentsabgeordneten, Charles Hérard Dumesle „Voyage dans le nord d’Haïti, ou révélations des lieux et des monuments“.

Das Werk, eine eigenwillige Mischung aus Prosa und Lyrik, verfolgt die Strategie, verschiedene literarische Modelle miteinander zu verknüpfen, um auf diese Weise „den wissenschaftlichen Anspruch der Historiographie zu unterlaufen“ und zu zeigen, dass „die Narration der Geschichte ungleich mehr Funktionen hat, als das scheinbar positivistische Aufzählen der ‚verité‘“ (S. 230).

Am Beispiel Afrikas werden wiederum Mythen gezeigt, die als Formen der „oral history“ schriftlichen literarischen Auseinandersetzungen vorangehen, aber auch darin allgegenwärtig sind, wie z.B. Mythen von vergangenen (König-)Reichen verbreitet werden, die bis heute das politische, gesellschaftliche und kulturelle Leben beeinflussen. Das zeigt sich in Mensah Wekenon Tokpontos (Benin) kurzem Beitrag „Die mythische Entstehung des Königreichs Danxome, des Landes der Fon und ihr Einfluß auf das politische Leben der heutigen Republik Benin“ (S. 233-237). Auch Vincent Atabavikpo (Benin) verweist auf die Annäherung der Funktion der „Oralliteratur“ und der „geschriebenen Literatur“ von Autoren beninischer Herkunft: „Das Òhànló (Sprichwortlied) als traditionell bevorzugte Gattung: Bildung ethnischer Identität durch literarische Konstruktion und Rekonstruktion der alltäglichen Wirklichkeit bei den Sàxwe im Südbenin“ (S. 239-248).

Michael Kunze (Universität Bielefeld) zeigt die Bedeutung des Schweigens und Verschweigens in der südafrikanischen Literatur während der Apartheid und dessen Einfluss auf die heutige Vielstimmigkeit der südafrikanischen Literatur. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung „Antije Krog's ‚Country of my Skull‘ und die Vielstimmigkeit des New South Africa“ (S. 249-259) steht das auf fortwährenden Montagen verschiedenster Textpassagen beruhende Buch der südafrikanischen Journalistin und Lyrikerin Antije Krog „Country of my Skull“, das sich mit der Arbeit der südafrikanischen „Commission for Truth and Reconciliation“ auseinandersetzt. An zwei konkreten Beispielen aus der Geschichte der weißen und schwarzen Literatur wird gezeigt, wie das Buch „im Prozess der Überwindung des weiterhin bestehenden Risses in den Diskursen des New South Africa gelesen werden“ und damit als möglicher „Ansatz für eine gewandelte literarische Konstruktion nationaler Identität“ angesehen werden kann (S. 251).

Den Band schließt eine Publikation ab zum Thema „Zuordnen, Zuschreiben und Bewerten: Die Konstruktion kollektiver Identitäten in Alltagsgesprächen“ (S. 343-361). Heiko Hausendorf (Universität Bielefeld) zeigt auf, dass nicht nur Literatur und Kunst, sondern auch

die durch Flüchtigkeit und Trivialität gekennzeichnete Alltagskommunikation, in erster Linie Gespräche, dazu beitragen, Prozesse der Gruppenkonstitution auf ebenso „unscheinbare wie wirksame Weise“ zu vollziehen (S. 343). Der Vorstellung grundlegender methodologischer Annahmen folgt die Untersuchung der kommunikativen Konstruktion kollektiver Identität. In einem weiteren Schritt schließt sich ein Modell zur Beschreibung des Zusammenhangs von Zugehörigkeit und Sprache an, das am tendenziösen Beispiel ost- und westdeutscher Zugehörigkeit nach der Wiedervereinigung in der Dreiteilung von Zuordnen, Zuschreiben und Bewerten erläutert wird. Die Untersuchung stützt sich auf Gesprächsaufzeichnungen, deren Auswertung eher von Unsicherheit und Unkenntnis ostdeutscher Befindlichkeit, aber auch mitteldeutscher Mundarten Zeugnis ablegt.

Hans-Christian Trepte, Leipzig

Polen und Europa. Deutschsprachiges Theater in Polen und deutsches Minderheitentheater in Europa, hrsg. v. Horst Fassel, Małgorzata Leyko u. Paul Ulrich. Łódz/Tübingen: Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego 2005, 341 S. (Thalia Germanica. 6).

1992 gründeten der kanadische Professor Laurence Kitching und der estnische Dramaturg des Vanemuine-Theaters Tartu, Evald Kampus, anlässlich einer Tagung in Tallinn die „Thalia Germanica“, eine wissenschaftliche Vereinigung, die sich mit dem deutschsprachigen Theater außerhalb des deutschen Sprachgebiets beschäftigen sollte. Seit 1993 hält die „Thalia Germanica“ im zeitlichen Abstand von zwei Jahren nunmehr ihre Tagungen ab, die sich mit der Entwicklung des europäischen Theaters von den Wandertruppen bis zum Theater der Reformen im 20. Jahrhundert beschäftigen. Dabei kristallisierten sich auf den Tagungen zwei unterschiedliche Richtungen heraus. Bei der einen, die sich auf den Tagungen in Tallinn (1993 und 1995), in Blankenburg (1997), Tübingen (1999) und Lund (2001) zeigte, stehen Fragen der Theatergründung in mehrsprachigen Gebieten, die Funktionsweise von Theatereinrichtungen und Einzelleistungen der Mitwirkenden im Vordergrund. Die ins Leben gerufene Buchreihe der „Thalia Germanica“ sollte dabei Zielsetzungen und Methoden verdeutlichen, die von der internationalen Theaterwissenschaft und den Mitgliedern der Reihe angewandt wurden, um die Vielfalt regionaler

Theaterereignisse adäquat zu erfassen. Die zweite Richtung wird von Theaterwissenschaftlern repräsentiert, die sich in ihrer wissenschaftlichen Arbeit in erster Linie auf einen regionalen Forschungsschwerpunkt konzentrieren. Bereits 1993 war in Tallinn der Ostseeraum mit seinen intensiven, frühen Theaterangeboten zu einem wichtigen Themenschwerpunkt geworden. Bei zwei außerplanmäßig durchgeführten Tagungen im rumänischen Cluj/Klausenburg (2000) und Temesvar (Temeswar) (2003) stand das deutsche Theater in Südosteuropa, vor allem in Rumänien, im Mittelpunkt. Ein weiterer regionaler Schwerpunkt bestimmte die zweite außerplanmäßige Tagung in Lodz/Łódź, die auf eine Forschungstradition des Lehrstuhls für Theaterwissenschaft der Universität Lodz zurückgeht, ein Handbuch über die deutschsprachigen Theater auf dem Gebiet des heutigen Polens herauszugeben, um damit eine sichtbare Forschungslücke zu schließen. Die polnischen Beiträge untersuchen Einzeleinrichtungen bzw. Einzelaspekte des deutschsprachigen Theaters in Polen seit Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum 20. Jahrhundert. Diese Beiträge werden ergänzt durch Forschungsergebnisse zum deutschen Minderheitentheater in Europa aus der Sicht amerikanischer, deutscher, englischer, estnischer und ungarischer Fachkollegen, die sich u.a. mit Theater-tourneen deutscher Schauspieler, Fragen der deutschen Stadttheater in Europa und Themen der Exildramatik bzw. des Exiltheaters auseinandersetzen. Die „Thalia Germanica“ (2005) Nr. 6 fasst diese in Lodz gehaltenen Beiträge zusammen. Weil der regionale Schwerpunkt Südosteuropa der Tagungen von 2000 und 2003 vom Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen veranstaltet wurde und der Veranstalter der Tagung von 2004 in Lodz, der Lehrstuhl für Drama und Theater der Universität (Małgorzata Leyko und Karolina Prykowska-Michalak) dem ausdrücklich zustimmte, wurde für die Publikation der Lodzer Beiträge auch diesmal eine gemeinsame Herausgabe beschlossen. Eng arbeiteten die Organisatorinnen auch mit der Universitätsbibliothek Lodz zusammen, die über eine reiche Sammlung von Unterlagen und Dokumenten zum deutschen Drama und Theater in Polen verfügt. Erklärtes Ziel der Herausgeber (Horst Fassel, Małgorzata Leyko und Paul S. Ulrich) war es, „die Erinnerung an Theatererlebnisse, an die Bedeutung des Deutschen und des deutschen Theaters für die jeweilige Stadt und deren Umfeld“ wachzuhalten (S. V).

Die polnischen Beiträge behalten stets die dramatischen Geschichtsereignisse in Polen seit dem 18. Jahrhundert im Auge. Sie verweisen u.a. darauf, dass gerade durch die Bühnenkunst jener Jahre ein wich-

tiger Dialog begonnen wurde, der unter komplizierten Bedingungen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wieder aufgenommen und weitergeführt werden konnte. Wichtig ist, dass dieser neue deutsch-polnische Dialog nicht nur Probleme und Befindlichkeiten im nationalen wie europäischen Rahmen erörtert, sondern auch auf regionale historische und kulturgeschichtliche Besonderheiten eingeht, die nach politisch-ideologischen, ethnischen und kulturellen Konflikten lange Zeit verschwiegen, tabuisiert oder verdrängt worden waren. Dass sich heute Wissenschaftler aus anderen Ländern und Kulturen deutschen Themen wie dem deutschsprachigen Theater und dem deutschen Minderheitentheater zuwenden und diese Problematik als ein gemeinsam zu erforschendes Thema begreifen, ist gewiss auch ein Zeichen dafür, wie schnell sich die Auffassungen, Betrachtungsweisen und Perspektiven über nationale Grenzen hinweg verändern, entwickeln und immer stärker durchsetzen. Dem Band ist ein Vorwort (S. III-VI) und eine Referentenliste (S. VII) vorangestellt, ihn schließt ein Register (S. 301-341) ab. Die Beiträge gliedern sich in zwei thematische Hauptkapitel: I. Deutsches Theater in Polen (S. 1-147) und II. Von der Hofbühne zum Exiltheater (S. 148-300).

Piotr Kałkol (Gdańsk/Danzig) beschäftigt sich mit „Danziger Erinnerungen an Konrad Ernst Ackermann“ (S. 1-10), einer der wichtigsten deutschen Schauspieler und Theaterprinzipale des 18. Jahrhunderts, der mit seiner Theatertruppe zahlreiche Bühnen des heutigen Deutschlands, Polens, Russlands, Frankreichs und der Schweiz bespielt hat. Ackermann war in der Literatur des Theaters in Danzig, wahrscheinlich aufgrund unzulänglicher Quellen, bisher kaum beachtet worden. Kałkols Verdienst ist es, dass er die Leistungen Ackermanns aufgearbeitet, popularisiert und gewürdigt hat.

Marek Rajch (Poznań) untersucht die wechselvolle, über 120-jährige „Geschichte des deutschen Theaters in Poznań (Posen) im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ (S. 11-24). Die Entstehung der deutschen Bühne in Posen und in der Region Großpolen (Wielkopolska) war eng mit der preußischen Herrschaft verbunden und national-politisch bedingt. Der Zeitrahmen umfasst dabei zwei historische Zäsuren und Perioden. Die erste beginnt mit der dritten Teilung Polens (1793) und dauert bis 1918 an. Sie umfasst die Zeit, als das Posener Gebiet zu Preußen gehörte. Nach dem Posener Aufstand von 1918 war das Gebiet bis zum Überfall Nazideutschlands auf Polen Bestandteil der Zweiten Polnischen Republik.

Von großem Interesse sind die Ausführungen über die Zusammenarbeit bzw. das Nebeneinander-Bestehen des polnischen und deut-

schen Theaters, die sich mit der Errichtung der ständigen polnischen Bühne, dem „Teatr Polski“ (1875–1879) und der Wiedereröffnung des deutschen Stadttheaters nach der Renovierung zu zwei miteinander konkurrierenden Bildungseinrichtungen entwickelten, die nach den Vorstellungen ihrer Leiter und entsprechender kulturpolitischer Richtlinien immer stärker Einfluss auf ihr Publikum nehmen sollten. Vergleichbar mit Posen ist auch die Entwicklung des „Deutschen Theaters am Theaterplatz in Bromberg/Bydgoszcz bis 1920“ (S. 25-66), die Elżbieta Nowikiewicz (Bydgoszcz) in ihrem Text untersucht. Dazu verwendet sie umfangreiche Archivmaterialien wie Theaterzettel, Broschüren, Chroniken, Journale, Zeitungen u.ä. Ihr Beitrag umfasst auch die Geschichte des Theatergebäudes, die Konzessionen für die Bromberger Stadttheaterbühne, die Direktoren und Spielzeiten, das Repertoire, die Oper, das Publikum und schließlich die Schauspieler und Gäste. Ihre fundierten Darstellungen ergänzt die Verfasserin mit einem „Chronologischen Verzeichnis der Direktoren des Bromberger Stadttheaters“.

Die Dreivölkerstadt Lodz besaß gleichfalls ein deutsches Theater; immerhin stellten im Jahre 1844 die Deutschen etwa die Hälfte der damaligen Bevölkerung. Artur Peřka (Lodz) untersucht die Geschichte des in den späten 40er Jahren des 19. Jahrhunderts beginnenden deutschen Theaters vor allem am Beispiel des Thalia-Theaters unter der Direktion Adolf Kleins (S. 67-80). Klein, der 1909 das Ensemble von Albert Rosenthal übernommen hatte, leitete das Theater, das im Wettbewerb mit dem renommierten, sich großer Popularität erfreuenden polnischen Theater stand, bis 1914. Als im Herbst 1911 das Gebäude des polnischen Theaters niedergebrannt war, kam es zu einer großzügigen kollegialen Geste des Thalia-Theaters, das eine Vorstellung zugunsten der polnischen Schauspieler gab. Im Gegensatz zum deutschen Theater, das keine polnischen Stücke aufführte, inszenierte das polnische Theater regelmäßig deutsche Stücke. Dafür berücksichtigte das deutsche Theater die Interessen ihres jüdischen Theaterpublikums mit entsprechenden Dramen, in denen Juden auftraten bzw. die aus dem Jiddischen übersetzt worden waren. Mit dem Abgang Kleins 1914 endete der Erfolg des deutschen Theaters Lodz, das durch tragische historische Ereignisse völlig vernichtet wurde.

Die Entwicklung des deutschsprachigen Theaters in Polen nach 1918 und die Entstehung von Laienbühnen war vor allem ein Produkt außenpolitischer Umstände nach dem Ersten Weltkrieg. Mit der Wiedererlangung der polnischen Souveränität traten an die Stelle der deutschen Berufstheater in Posen, Bromberg, Thorn und anderen

polnischen Städten Laienbühnen, die zunächst als eine Art Ersatz gedacht waren. Marek Polasiak (Toruń) verfolgt in seinem Aufsatz die Entwicklung der „Deutschen Bühne Thorn“ von ihrer Entstehung 1922 bis zu ihrem Ende im Jahre 1939 (S. 81-113). Polasiak stellt fest, dass es in den ersten Jahren des Bestehens des deutschen Lientheaters praktisch zu keinen Wechselbeziehungen zum polnischen Theater kam, eine „Politik der Abschottung und der Herausstellung deutscher Eigenart“ betrieben wurde und „die Aufführung von polnischen Stücken prinzipiell abgelehnt“ wurde (S. 97). Aufschlussreich sind die angeführten kurzzeitigen Veränderungen im deutsch-polnischen Theatertransfer nach der Unterzeichnung des Nichtangriffspakts zwischen Deutschland und Polen (24. Februar 1934), die allerdings nicht zu einer qualitativen und quantitativen Wende führten. Eine Ausnahme stellte diesbezüglich lediglich die Aufführung des Stückes „Tamten“ von Gabriela Zapolska unter dem deutschen Titel „Der weiße Adler“ dar, eine Antwort auf den beachtlichen Kulturtransfer deutscher Stücke im polnischen Theater. Nach der Machtübernahme Hitlers in Deutschland versuchten die deutschen Bühnen nunmehr auch in Polen ihr Repertoire dem der Berufstheater im Deutschen Reich anzupassen und sich nach den dortigen verpflichtenden politischen Richtlinien zu orientieren. Auf dem Spielplan dominierten jetzt vor allem Stücke konformer Autoren, während sich das Interesse an Werken der Weltdramatik enorm verringerte.

Auf die „Deutsche Dilettantenbühne in Lodz im 20. Jahrhundert“, die im Herbst des Jahres 1919 als „Freie Bühne“ entstand, ihre Geschichte, Besonderheiten und ihr Repertoire geht Karolina Prykowska-Michalak (Lodz) ein. Małgorzata Leyko (Lodz) verfolgt die Entwicklung des „deutschen Theaters in Lodz in den Jahren 1939–1944“ (S. 123-147). Im Frühjahr des Jahres 1939 waren die Mitglieder der deutschen Theatergesellschaft Thalia bemüht, eine ständige deutsche Berufsbühne zu gründen. Nach der Besetzung Polens nahm Anfang 1940 das „Theater der Stadt Lodz“ seine Tätigkeit auf, das nach dem Anschluss des „Mustergaus Wartheland“, zu dem die Stadt jetzt gehörte, nur für Deutsche bestimmt war und zu einem Werkzeug der NS-Propaganda wurde. Offizielle deutsche Theater gab es nach 1940 auch in Warschau, Krakau, Lublin und Lemberg. Es setzte eine einschneidende Germanisierung im Bereich von Kultur und Bildung ein. Leyko analysiert das Repertoire des Theaters bis zum Jahre 1944, als im nunmehr Litzmannstadt genannten Lodz die Theatereinrichtungen geschlossen und die Schauspieler in der Industrie arbeiten mussten. 1945, nach der Befreiung, war die Stadt zum Zentrum des sich wie-

der etablierenden polnischen Theaters geworden, doch das jüdische Leben war ausgerottet und das deutsche Publikum verschwunden. Der Überfall auf Polen und damit der Beginn des Zweiten Weltkrieges setzte dem deutschsprachigen Theater in Polen und damit dem Wirken deutschsprachiger Aufführungen ein Ende.

Im zweiten Teil des Sammelbandes wird die Perspektive von Polen auf das südöstliche Europa gerichtet. Eszter Kovács (Klausenburg) und Paul S. Ulrich (Berlin) gehen auf „nach außen nicht sichtbare Personen ein“, die aber „großen Einfluss auf theatralische Ereignisse haben“ (S. 148). Dazu gehören u.a. die „Souffleure im deutschsprachigen Theater des 19. Jahrhunderts im Raum des heutigen Rumäniens und Ungarns“ (S. 148-176). Ihre oft undankbaren Aufgaben beschrieben diese oft selbst, seit nach den radikalen Theaterreformen im professionellen Theater (Gottsched, die Neuberin) die Schauspieler die Texte des Stückes resp. des Autors wortgetreu wiederzugeben hatten. So verweisen die Verfasser u.a. auf die zusätzlichen Aufgaben und Aktivitäten eines Souffleurs. Dazu gehörten beispielsweise die Veröffentlichung von Theaterjournalen und Almanachen am Ende der Spielzeit, die u.a. eine Auflistung des Theaterpersonals und des Repertoires, aber auch „kurze Gedichte und andere Füllsel“ (S. 164) beinhalteten. Des Weiteren waren Theatersouffleure auch Theateragenten, die Bühnenmanuskripte betrieben und als Stellenvermittler dienten (S. 169). In Siebenbürgen wurden vorwiegend Theatertaschenbücher, Theateralmanache und Theatergesetze in ungarischer und deutscher Sprache herausgegeben, die nicht nur für den Theaterwissenschaftler wichtige Informationen über das Theaterleben im 18. und 19. Jahrhundert enthalten.

Hedvig Belitska-Scholtz (Budapest) und Paul S. Ulrich (Berlin) beschäftigen sich mit einem Thema, das zwar von der Theaterwissenschaft als wichtig befunden, doch bisher kaum untersucht worden ist. Sie hinterfragen, was Gesetze über den „Theaterbetrieb im deutschsprachigen Theater“ verraten. In ihrem Beitrag „Theater-Gesetze, -Hausordnungen, -Regulative, und -Verordnungen im 18. und 19. Jahrhundert“ (S. 177-209) untersuchen sie Gesetze, die der Regulierung des Theaterbetriebs dienen, die anhand von Personal- und Spielplänen, Souffleur-, Dekorations-, Requisiten- und Strafbüchern einen interessanten Einblick in die Theaterpraxis und die Verpflichtungen der Beteiligten bieten und zu einer teilweisen Revision unserer bisherigen Vorstellungen über das Theaterleben des 18. und 19. Jahrhunderts führen.

Der „merkwürdige Pole Joseph Zmigrodski (1858–1936)“ spielte im „russischen, deutschen und polnischen Theaterleben“ (S. 210-225) ei-

ne besondere Rolle. Evald Kampus (Tartu) geht zunächst auf das Wirken dieses polnisch, russisch und deutsch sprechenden Schauspielers ein, der in Estland insgesamt 56 Jahre u.a. auch als anerkannter Pädagoge und Wissenschaftler des Russischen Wissenschaftlichen-literarischen Vereins der Universität Tartu wirkte.

Der Sammelband beinhaltet auch zwei englischsprachige Beiträge, denen sich leider keine deutschsprachigen Resümees anschließen: 1. William Grange (Lincoln, Nebraska), „The Tours of Marie Geistinger in the United States during the 1880s“ (S. 226-236). Die Schauspielerin und Sängerin Maria Charlotte Cäcilie Geistinger (1836–1903), die zu überaus erfolgreichen Gastspielen in den USA weilte und u.a. am New Yorker Thalia Theater am Broadway spielte, ist ebenso wie die Soubrette lange Zeit in der Forschung über das deutschsprachige Theater vernachlässigt worden. Wenig Berücksichtigung fand bisher auch das nach der Machtergreifung der Nazis in Deutschland in London entstehende Theaterleben deutschsprachiger Emigranten, das Anselm Heinrich (Hull) in seinem Aufsatz vorstellt: „Curt Goetz and Friedrich Schiller. The Theatres of German Speaking Émigrés in London Between 1938 and 1945“ (S. 256-263). „Exilerfahrung und ihre literarische Umsetzung“ thematisiert auch Horst Fassel (Tübingen) am Beispiel von Franz Theodor Csokor (S. 264-287). Fassel verfolgt die einzelnen Stationen dieses Dramatikers im Exil, der nirgendwo richtig Fuß fassen konnte und auch als Heimkehrer in (West-)Deutschland nicht gesondert gewürdigt wurde. Die Reflexion des Exils verfolgt er anhand von Feind-Bildern in Prosa und Drama (S. 272-277), Symbolen der Lyrik (S. 277 f.) und am Beispiel von Mythen und historischen Stoffen als Modelle menschlicher Sinnggebung (S. 279-283).

„Einflüsse und Berührungen zwischen deutschen und jiddischen Dramen und Theatern“ (S. 237-255) erörtert Brigitte Dalinger (Wien) an drei Beispielen: die Haskala-Komödien aus Deutschland, das jiddische „Lebensbild“ und sein Wiener Vorbild und „Grenzüberschreitungen“ – Jiddische Schauspieler auf deutschsprachigen Bühnen – deutschsprachige Schauspieler im jiddischen Theater, auch unter Berücksichtigung des funktionalen Einsatzes der jiddischen und deutschen Sprache. Laura Bradleys Beitrag „Prager Luft im Berliner Ensemble? Die Zensur am Fall der ‚Sieben gegen Theben‘, 1968–1969“ (S. 288-300) stellt eine Ausnahme in der Publikation dar. Der Beitrag wurde vor allem im Zusammenhang des Schwerpunkts Theater und Politik im 20. Jahrhundert von den Herausgebern mit in den Band aufgenommen. Bradley untersucht, wie die Ostberliner Regisseure Matthias Langhoff und Manfred Karge ihre Unzufriedenheit

mit dem gewaltsamen Ende des Prager Frühlings durch ihre Textbearbeitung und Inszenierung von Aischylos' Stück auszudrücken versuchten, wie die Mächtigen in der DDR darauf reagierten und die Inszenierung schließlich politisch entschärft wurde.

Hans-Christian Trepte, Leipzig

Polnische Literatur im europäischen Kontext. Festschrift für Brigitte Schultze zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Frank Göbler. München: Verlag Otto Sagner 2005, 291 S. (Arbeiten und Texte zur Slavistik. 77).

Der als Festschrift der „Vollslavistin“ Brigitte Schultze gewidmete Sammelband „Polnische Literatur im europäischen Kontext“ ist eine wichtige wissenschaftliche Publikation führender deutscher und polnischer Literaturwissenschaftler auf dem Gebiet der Polonistik, ist doch die Jubilarin auch über die Grenzen Deutschlands hinaus als ausgewiesene und bekennende Polonistin bekannt geworden, was u.a. ein Blick auf das dem Band beigefügte umfangreiche Schriftenverzeichnis (S. 271-291) beweist. Erklärtes Ziel des Bandes war es zum einen, die Person und das wissenschaftliche Werk von Brigitte Schultze zu ehren, zum anderen einen Beitrag zur literaturwissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiet der Polonistik zu leisten.

Nach der Flucht von Brigitte Schultzes Familie aus der DDR konnte sie den in der DDR obligatorischen Russischunterricht nunmehr am Göttinger Gymnasium aus freiem Willen fortsetzen und damit ein festes Fundament für ihr Slawistikstudium legen. In Göttingen studierte sie von 1960 bis 1967 Russisch und Englisch Lehramt und Slawistik mit sechs weiteren Sprachen; ihre Forschungen auf dem Gebiet des innerslawischen Vergleichs profitierten durchaus von der breit angelegten Göttinger Slawistik. Zunächst galt das Interesse Schultzes der russischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, auf diesem Gebiet schrieb sie auch ihre Dissertation über Dostojewskis „Idiot“ (1974) und ihre Habilitation über den „russischen Einakter“ (1984). Mit einer kleinen Monografie zum Thema „Hochzeit und Trauung in der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts“ (1982) begann sie ihre wissenschaftliche Karriere auf dem Gebiet der Westslawistik und der polonistischen Literaturwissenschaft, der in der zukünftigen Forschung und Lehre das Hauptaugenmerk der Literaturwissen-

schaftlerin gelten sollte, so u.a. in Form wissenschaftlicher Arbeiten über Josef Škvorecký, Zygmunt Krasiński, Sławomir Mrożek und Stanisław Ignacy Witkiewicz. Von 1985 bis 1997 arbeitete Brigitte Schultze im Göttinger Sonderforschungsbereich 309 über die „literarische Übersetzung“. In jener Zeit entstanden auch zahlreiche Untersuchungen zur polnisch-deutschen Dramenübersetzung. Seit 1987 übernahm sie die Professur für westslawische Literaturen an der Universität Mainz und leitete das 1979 zunächst als Modellversuch gestartete und sich später als feste Einrichtung etablierende „Mainzer Polonicum“.

In der Publikation melden sich namhafte Wissenschaftler zu Wort, mit denen Brigitte Schultze in ihrem wissenschaftlichen Leben besonders eng zusammengearbeitet hat. Dazu gehören KollegInnen und MitarbeiterInnen der Universität Göttingen wie Peter W. Marx, Ewa Makarczyk-Schuster und Maria Maskąła. Literatur- und Theaterwissenschaftler wie Włodzimierz Bolecki, Mieczysław Dąbrowski, Maria Podraza-Kwiatkowska, Małgorzata Sugiera, Elżbieta Tabakowska und Marek Zyburza zählen zu jenen KollegInnen aus Polen, mit denen Brigitte Schultze u.a. übersetzungstheoretische, theater- und kulturwissenschaftliche sowie verlegerische Projekte realisiert hat. Aus der deutschen Westslawistik bzw. Polonistik sind Walter Koschmal, Witold Kośny, Herta Schmid und Ulrich Steltner mit Beiträgen vertreten. Ein besonderer Beitrag kommt vom polnischen Dichter und Dramatiker Tadeusz Różewicz, der vom gegenseitigen Verständnis und Respekt zwischen diesem großen Dichter aus Polen und der Polonistin aus Deutschland und ihrem lebendigen Kontakt zur modernen polnischen Literatur zeugt. Mit seinem der Jubilarin und ihren Studenten gewidmeten Gedicht „Der Zauberer“/„Czarodziej“ (S. 199-202) trägt der Dichter ein weiteres Mal zur Überwindung von Traumata in den deutsch-polnischen Beziehungen und zur beiderseitigen Versöhnung bei.

Das gewählte Generalthema „Polnische Literatur im europäischen Kontext“ untergliedert sich in polnische und deutsche Untersuchungen zu epochengeschichtlichen Fragestellungen, Rezeptionsproblemen, kulturellen Schlüsselkonzepten, zur Intertextualität sowie Übersetzungstheorien.

Friedrich Nietzsche spielte in der polnischen Literatur der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert des Jungen Polen (Młoda Polska) und der so genannten „Zwischenkriegszeit“ eine besondere Rolle. So gehört Bruno Schulz neben Wacław Berent, Witkacy, Bolesław Leśmian, Witold Gombrowicz, Zofia Nałkowska und Jarosław Iwasz-

kiewicz zu den polnischen Schriftstellern, die in ihren literarischen Werken des „reifen Modernismus“ in den Schriften Nietzsches, oft über Schopenhauer gelesen, einen anderen Typ der Inspiration fanden, deren Werke nachhaltig von dessen Ideen, Metaphern und Visionen beeinflusst, allerdings von der polnischen Forschung bisher nur wenig erforscht wurden.

Neben Stefan Chwin gehört Włodzimierz Bolecki zu den Literaturwissenschaftlern aus Polen, die sich eingehender mit dem Einfluss Nietzsches auf das Werk von Bruno Schulz auseinandergesetzt haben. So untersucht Bolecki das „princípio individuationis“ Nietzscheanische Motive im Werk von Bruno Schulz“ (S. 13-34) und geht der Frage nach, worin denn jene „sündhaften Manipulationen“ bei der experimentellen Fabrikation eines neuen Menschen in Schultzes Erzählwerken bestehen, die mit einer „Desakralisierung der Person, mit der Freude an der Außerkraftsetzung des ‚princípio individuationis‘“ einhergehen (S. 13).

Mieczysław Dąbrowski erkundet in seinem Beitrag: „Literatura XX wieku w perspektywie porównawczej (modernizm, awangarda, postmodernizm). Rekonesans“ (S. 35-56) in vergleichender Perspektive und theoretisch fundiert die (europäische) Literatur des 20. Jahrhunderts unter Berücksichtigung von Modernismus, Avantgarde und Postmoderne. Dabei geht es ihm um die Bestimmung des „historischen Modernismus“ an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und den breit gefassten Begriff des Modernismus, der sowohl die Erfahrungen des „historischen Modernismus“ als auch der „historischen Avantgarde“ vereint. Dabei kommt die postmodernistische Literatur immer mehr zur Überzeugung, dass sie nicht mehr nur eine „Literatur der Erschöpfung“ (literatura wyczerpania) ist, sondern zu einer raffinierteren und subtileren „Literatur der Erneuerung“ (literatura odnowy) geworden ist, die bereichert, ergänzt, gewisse Motive weiterentwickelt und die Art des Erzählens und Verstehens vervielfacht und bereichert (S. 56).

Walter Koschmal beleuchtet in seinem Beitrag zum Thema „Europa mit der Seele suchen. Polen zwischen Mythen und Metaphern“ (S. 57-88) den wichtigen Aspekt nationaler Mythen, die historisch einen entscheidenden Beitrag zur Begründung der polnischen Identität leisteten und in jüngster Zeit immer stärker einer auf Europa bezogenen Metaphorik zu weichen scheint.

Witold Kośny geht auf die deutsche Erstrezeption von Adam Mickiewiczs „Konrad Wallenrod“ ein (S. 89-102). Es geht um jenes romantische Heldenpoem, das die Herzen der Polen elektrisierte. Der

von den Polen „selbst geschmiedete Wallenrodismus“, der in der deutschen politischen Publizistik „als Waffe im Volkskampf“ missbraucht wurde, nahm seinen Anfang in der deutschen Polenbegeisterung. In der Weimarer Republik und weitaus mehr noch im „Dritten Reich“ war er jedoch zu einem deutlichen „Zeichen der Polenfeindschaft“ geworden (S. 102).

Dörte Lütvogt geht in ihrem interessanten Beitrag differenziert der exponierten Rolle des Zufalls in ausgewählten Gedichten der polnischen Nobelpreisträgerin Wisława Szymborska nach (S. 103-124). Sie verweist auf dessen ethische (die Ehrfurcht vor dem Leben) als auch ästhetische Dimension (das zweckfreie Spiel des Zufalls als unerschöpflicher Raum für das freie Spiel der Einbildungskraft) (S. 124).

Ewa Makarczyk-Schuster eröffnet mit ihrer Untersuchung „Čechovs Schwester endlich in Moskau angekommen? Čechovs ‚Drei Schwestern‘ und Głowackis ‚Die vierte Schwester‘“ (S. 125-138) den theaterwissenschaftlichen Teil der Publikation. Sie analysiert die für Janusz Głowackis Dramen typische Intertextualität, die Auseinandersetzung mit bekannten Stoffen, das „Schreiben auf der Rückseite geschriebener Texte“ am Beispiel von Głowackis postmodernem Stück „Die vierte Schwester“ und dessen Bezüge zu Čechovs „Drei Schwestern“. Auch der nachfolgende Beitrag von Peter W. Marx, „Wiedergänger der Geschichte. Zur Frage des Zitats auf dem Theater“ (S. 139-154), beschäftigt sich vergleichend mit einer theaterwissenschaftlichen Problematik unter besonderer Berücksichtigung von Heiner Müllers „Germania 3“ und Tadeusz Kantors „Wielopole, Wielopole“.

Maria Maskala interessiert sich ebenfalls für intertextuelle Bezüge. Sie analysiert unter diesem Aspekt das romantische Drama „Balladyna“ von Juliusz Słowacki. In dieser Tragödie zeigen sich deutliche Bruchstellen, an denen Form an Form stößt. Ihre ungeteilte Aufmerksamkeit gilt den Prätexten, dem geistesgeschichtlichen Kontext der innovativen „intertextuellen Revolution“ (und der semiotischen HCT) und der Interaktion verschiedener „Weltbilder“ in Słowackis romantischem Drama „Balladyna“ (S. 155-171).

Zwei Beiträge sind Witold Gombrowicz, einem der größten Vertreter der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts, und dessen Roman „Pornographia“ gewidmet. So zieht Franz Norbert Mennemeier in seinem Beitrag „Unschuld des Werdens. Anmerkungen zu Witold Gombrowicz ‚Pornographie‘“ (S. 173-186) zum besseren Verständnis des rätselhaften Werkes Notizen aus dessen Tagebuch heran, die Friedrich Nietzsche und dem französischen Schriftsteller Jean Genet gel-

ten. Für Nietzsche und Gombrowicz konstatiert er „ein in beider Denken tief verankertes Streben nach Befindlichkeit“, der „Unschuld des Werdens“ oder der „Leichtigkeit“, ein Begriff, der in „Pornographia“ immer wieder auftaucht und sich auf eine diesseits der bürgerlichen Moral befindliche Lebensform des gesellschaftlich-kulturell definierten „Niedereren“ konzentriert (S. 175) und sich in der „obsessiven Suche zweier älterer Männer nach dem wahren, eigentlichen Leben in Gestalt zweier Halbwüchsiger zeigt, die sich in einem Zustand vor aller Moral und Kultur befinden und sich ihm vielleicht nie entwinden werden“ (S. 183). Gombrowicz wendet in seiner Auseinandersetzung mit Genet, den er in Paris kennengelernt hatte und zu dem er ein ambivalentes Verhältnis hatte, auf dessen Persönlichkeit und ungewöhnlichen Lebenslauf Nietzsches Kategorie der „Unschuld des Werdens“ an.

Maria Podraza-Kwiatkowska geht in ihrem Beitrag „Pornografia Witolda Gombrowicza i Liaisons dangereuses Choderlos de Laclos“ (S. 187-198) in erster Linie den intertextuellen Bezügen zur französischen Literatur des 18. Jahrhunderts am Beispiel von Choderlos de Laclos' Briefroman „Gefährliche Liebschaften“ – *Les liaisons dangereuses* (1793) und der Problematik der „verführten Unschuld“ nach, um damit u.a. auch zum besseren Verständnis von Gombrowicz's umstrittenem Werk beizutragen (S. 188).

Ein ganzer Komplex ist in der Publikation dem polnischen Drama bzw. dem polnischen Theater gewidmet. An der 1923 veröffentlichten und zwischen Kitsch und Kunst angesiedelten Komödie „Ptak“ (Der Vogel) von Jerzy Szaniawskis untersucht Herta Schmid die Verbindungen zwischen der aus der Phase des polnischen Symbolismus des „Jungen Polens“ (*Młoda Polska*) stammenden Tradition der Symbolik mit dem psychologischen Realismus (S. 203-220). Sie analysiert das bereits im Titel auftauchende symbolische Konstrukt des Vogels auf drei unterschiedlichen semantischen Ebenen und geht dem Dominanzverhältnis zweier kontrastiver Symboltypen – goldener Sonnenvogel und herrschaftskontinuierender Adler – nach.

Ulrich Steltner widmet seine Aufmerksamkeit dem polnischen Dramatiker Leon Kruczkowski und dessen Verhältnis zu den Deutschen, dessen Stücke im Westen und Osten Deutschlands sehr unterschiedlich, im Sinne einer beobachteten Spiegelbildlichkeit aufgenommen wurden (S. 221-234). Sein Drama „Niemcy“ (wörtlich „Die Deutschen“, der deutsche Übersetzungstitel lautete „Die Sonnenbrucks“), in der DDR an etwa 40 Theatern gespielt, gehörte zu den großen Erfolgen polnischer Theaterkunst im Osten Deutschlands, das poli-

tische Stellungnahmen provoziert hat. In der BRD war Kruczkowski dagegen vor allem mit dem Stück „Der erste Tag der Freiheit“ (Pierwszy dzień wolności, 1959) präsent.

Einen konzisen Überblick über die Entwicklung des polnischen Dramas in den letzten 15 Jahren im europäischen Kontext gibt Małgorzata Sugiera und stellt einen anderen, durch den eigenen theatralisch-dramatischen Kontext bedingten und sich deshalb vom britischen, russischen und deutschen Theater unterscheidenden „neuen Realismus“ des „reality drama“ fest (S. 235-248). Dabei zeigte sich die Antwort der so genannten „Pornogeneration“ (Pokolenie porno) auf die Rezeption neuer ausländischer Stücke vor allem britischer und deutscher Autoren in fortgesetzten, überwiegend negativen Reaktionen. Das neue Drama in Polen muss der Meinung zahlreicher junger Dramatiker zufolge „schockieren, erschüttern und erschrecken“, um den durch das Fernsehen erfolgreich getäuschten Zuschauer aufzuwecken (S. 246).

Elżbieta Tabakowska geht in ihrem Beitrag auf Fragen der literarischen bzw. poetischen Übersetzung, auf die Personenbeziehungen im Original- und Übersetzungstext an ausgewählten Textbeispielen näher ein: „O relacjach osobowych w przekładzie“ (S. 249-258).

Auch der Breslauer Germanist Marek Zybura beschäftigt sich mit einem Problem der Übersetzungswissenschaft, nämlich dem Autorenrecht der deutschen Übersetzung von Władysław St. Reymonts vierbändigen Roman „Die Bauern“/„Chłopi“ (S. 259-270). Der Einfluss der deutschen Übersetzung auf die Verleihung des Nobelpreises (1924) an Reymont ist hinlänglich bekannt. Zybura interessiert vor allem die „Geheimgeschichte einer berühmten Übersetzung“ und der Tatbestand, wer tatsächlich der Autor jener „genialen Übersetzung“ und damit „der Vater“ des literarischen Erfolgs dieses polnischen Schriftstellers außerhalb Polens war (S. 259).

Ein Teil der polnischen Beiträge wurde (u.a. von Ursula Kiermeier) ins Deutsche übertragen, andere wurden bedauerlicherweise nur in polnischer Sprache, ohne eine entsprechende deutsche Zusammenfassung gedruckt wie die Texte von M. Dąbrowski, M. Podraza-Kwiatkowska, E. Tabakowska, M. Zybura.

Der Sammelband leistet einen wichtigen Beitrag zur polonistischen Forschung, eindeutig stellt er unter Beweis, wie wichtig es auch nach der Integration Polens in die Europäische Union ist, Gemeinsames und Unterschiedliches in der polnischen Kultur und Literatur ebenso wie kulturelle Wechselbeziehungen zur deutschen und europäischen Kultur differenziert, geschichtsbewusst und theoretisch fun-

diert zu erforschen. Dazu bedarf es aber einer starken Westslawistik und Polonistik, die nicht voreiligen, unüberdachten und kurzsichtigen Sparzwängen geopfert werden darf.

Hans-Christian Trepte, Leipzig

Pommern in der Literatur nach 1945. Materialien einer Konferenz in Külz, 11.–14. September 2003. Materiały z konferencji w Kulicach, 11–14 września 2003 r., hrsg. v. der Stiftung Europäische Akademie Külz-Kulice / Fundacja Akademia Europejska Kulice-Külz, redaktionelle Betreuung v. Liasaweta von Zitzewitz. Kulice: Stiftung Europäische Akademie Külz-Kulice / Fundacja Akademia Europejska Kulice-Külz 2005, 267 S. (Zeszyty Kulickie. Külzer Hefte. 3); Pomorze w literaturze po 1945 roku. Materiały z konferencji w Kulicach, 11–14 września 2003 r. Materialien einer Konferenz in Külz, 11.–14. September 2003, hrsg. v. der Fundacja Akademia Europejska Kulice-Külz / Stiftung Europäische Akademie Külz-Kulice, redaktionelle Betreuung v. Liasaweta von Zitzewitz. Kulice: Fundacja Akademia Europejska Kulice-Külz / Stiftung Europäische Akademie Külz-Kulice 2005, 203 S. (Zeszyty Kulickie. Külzer Hefte. 4).

Die Stiftung „Europäische Akademie Külz-Kulice / Fundacja Akademia Europejska Kulice-Külz“ veranstaltete 2003 eine Konferenz über Pommern in der Literatur nach 1945, zu der Germanisten, Polonisten und Geschichtswissenschaftler aus Polen und Deutschland eingeladen wurden. Den wissenschaftlichen Ertrag der Konferenz dokumentieren die zwei zu besprechenden Bände, ein polnisch- und ein deutschsprachiger. Die Bände sind insofern nicht identisch, als im polnischsprachigen drei Beiträge fehlen: von Ewa Hendryk „Rückbesinnung und Wiederbegegnung mit der verlorenen Heimat in der deutschen Erinnerungsliteratur aus Hinterpommern“, von Wioletta Knüttel „Hinterpommern in der deutschsprachigen Literatur nach 1945. Stolper Schriftsteller und ihre Werke“ und von Monika und Stephan Wolting „Orte in Literatur und Kunst zwischen Oder- und Weichselmündung. Ein Reisebegleiter“.

Die Autoren erkunden Pommern, eine der Regionen, die von Brüchen und Diskontinuitäten der deutsch-polnischen Geschichte gezeichnet sind, mit dem Ziel, „einen Überblick über die Literatur

der Region Pommern nach 1945 zu erarbeiten und bestimmte Entwicklungstendenzen aufzuzeigen“ (so die Herausgeberin im Vorwort, S. 9). Die Beiträge wenden sich vor allem deutsch- und polnischsprachigen Prosatexten zu, die die Region zwischen Stettin und Danzig in vielfältiger Weise thematisieren. Der ausschlaggebende Grund für die Auswahl der behandelten AutorInnen ist „weder der Geburtsort noch der Wohnsitz einer Schriftstellerin oder eines Schriftstellers zu der Zeit, als das Werk entstand, sondern ihre geistige Verbundenheit mit Pommern“ (Vorwort, S. 10).

Der Band wird von einem Überblicksartikel, besser wäre: einer Skizze, „Die Deutschen in uns. Optik und Dynamik des Deutschlandbildes in der polnischen Literatur seit 1945“¹ von Jacek Wesołowski eröffnet, in dem viel Raum der Rekonstruktion des vorwiegend negativen Bildes der Deutschen in jenen Texten der polnischen Literatur, die nach 1945 noch im Zeichen des Kriegserlebnisses stehen, gewidmet wird. Die drei polonistischen Untersuchungen, auf die sich für den Verfasser die Forschungsliteratur zu diesem Thema reduziert, stammen aus dem Jahr 1963, 1972 und 1988, was insofern seinen Ausschlag in dem Text findet, als er sich kaum auf den Paradigmen- (und Generations-)Wechsel in der polnischen Wahrnehmung alles Deutschen in den 90er Jahren bezieht. Auch verfährt der Autor manchmal erstaunlich oberflächlich in Fragen der Auswahl und Wertung der behandelten Texte: Er konzentriert sich auf politisch eindeutige Autoren und weicht vor der Darlegung komplexerer Standpunkte (wie denen von Różewicz, der nur nebenbei erwähnt wird, oder von Gombrowicz, der komplett ausgelassen wird) zurück. In dem eher referierenden als analysierenden Text kommen sich außerdem zwei Ordnungsprinzipien, eines nach zentralen Motiven der behandelten Werke und ein chronologisches, gelegentlich störend in die Quere.

Auch der zweite Artikel hat Überblickscharakter: Dorota Mazurczak liefert spiegelsymmetrisch zu Wesołowski nun eine Synthese des Bildes der deutsch-polnischen Beziehungen in der westdeutschen Belletristik der Jahre 1949–1980. Die Verfasserin unterscheidet „drei grundsätzliche Themenbereiche: das deutsch-polnische Grenzgebiet in der Zwischenkriegszeit, Erfahrung des Zweiten Weltkrieges und Heimatverlust“ (S. 43). Fehlende kritische Distanz zu den wieder eher

¹ Es ist äußerst verwirrend, wie in dem Text mit den Titeln der ins Deutsche übersetzten polnischen Werke umgegangen wird. Sie werden im Haupttext wörtlich übersetzt, und in den Anmerkungen ergänzt die Übersetzerin davon abweichende deutsche Titel und Erscheinungsjahre.

referierten als analysierten Werken und der Verzicht auf deren literaturhistorische Kontextualisierung, ja sogar die Ausblendung des Entstehungskontextes führen zu positivistischer Konzentration auf ausgesuchte inhaltliche Aspekte. Als literarisch gleichwertig werden deshalb Texte von Erhard Wittek, Kurt Ihlenfels, Siegfried Lenz, Horst Bienek oder Eugen Rakette (um nur einige Beispiele zu nennen) behandelt.

Auch den nun eher auf die Region Pommern selbst konzentrierten Beitrag von Roswitha Wisniewski „Bemerkungen zur deutschsprachigen Literatur Pommerns nach 1945“ kann man als einen Überblick bezeichnen. Die Verfasserin unterscheidet „ganz grob pommersche Literatur der Zeit nach 1945 (...) in solche Werke, die die Thematik von Flucht und Vertreibung nicht oder nur am Rande behandeln, und solche, die diese Thematik in den Mittelpunkt ihrer Werke stellen.“ (S. 71) In die Sparte „Pommersche Literatur mit allgemeiner Thematik“ gehören neben Ehm Welk auch Hans Fallada, Alfred Döblin, Heinrich George, Hans Werner Richter, Wolfgang Koeppen, Uwe Johnson sowie Roman Frister und Helene Blum-Gliewe. Im zweiten Teil wird pommersche Vertreibungsliteratur, in deren „Zentrum (...) die Beschreibung oder die lyrische Behandlung des für die betroffenen Menschen unendlich grausamen Geschehens am Kriegsende [steht]“ (S. 86), dargestellt.

Erazm Kuźma widmet daraufhin seinen methodologisch reflektierten Beitrag der polnischsprachigen Literatur in Westpommern nach 1945. Aus polonistischer Perspektive geht der Verfasser zuerst auf seine Schwierigkeiten mit dem Thema ein bezüglich Auswahl der Schriftsteller, Grenzen der Region, Begriffes der Literatur und Gefahr der Konstruierbarkeit eines Ganzen. Nach der Schilderung der „Gesetzmäßigkeiten, welche die polnische Literatur in Westpommern bestimmten“ (S. 98), beispielsweise „die Etatisierung der Literatur“ (S. 104), d.h. die Rolle des Staates (oder treffender gesagt der Partei) als Hauptmäzen, der/die von den 50er bis in die 80er Jahre den Literaturbetrieb in den Provinz steuerte, werden „neue Phänomene in der polnischen Literatur in Westpommern in den letzten Jahren“ (S. 106) unter dem Aspekt der literarischen Kommunikation beschrieben. An drei Fallbeispielen, „dem Funktionswandel von Märchen, Legenden und Sagen in Westpommern“, „am Werk von Artur Daniel Liskowacki und (...) am Werk von Dariusz Bittner“ (S. 108), wird aufgezeigt, „wie man aus der regionalen literarischen Kommunikation herausgelangen kann“ (Ebenda).

Der einzige monografische Artikel des Bandes aus der Feder Carola

L. Gottzmanns ist Hanna Stephan und den Leitmotiven und Grundthemen in ihrem Werk gewidmet. Eine einfühlsame „Werkbiografie“ führt durch alle Etappen des Schaffens der Schriftstellerin, die eine Studentin von Martin Heidegger war, von den mittelalterlichen Themen als Romanautorin über Gedichte aus der Kriegs- und der unmittelbaren Nachkriegszeit, „die trotz aller Zerrissenheit nie Trost und Hoffnung missen lassen“ (S. 126 f.), über ihre Flucht- und Vertreibungsromane bis zu ihren Jugendbüchern und Tiergeschichten.

Jörg B. Bilke widmet sich in seinem Überblicksbeitrag unerwünschten Erinnerungen am Beispiel Flucht und Vertreibung in der DDR-Literatur. In seinem leidenschaftlichen Text setzt sich der Verfasser, offensichtlich provoziert von einem Interview von Günter Grass im Umfeld der Veröffentlichung der Novelle „Im Krebsgang“, mit der Darstellung von Flucht und Vertreibung nicht nur mit literarischen Texten, sondern – von einem 1995 im „Neuen Deutschland“ publizierten Artikel ausgehend – auch mit historischen und literarischen Nachschlagewerken der DDR auseinander. Bilke erinnert an die Auseinandersetzungen um die deutsche Ostgrenze in der SED-Führung vor der Unterzeichnung des „Görlitzer Abkommens“ (Anführungszeichen im Original, S. 137), mit dem die Ideologisierung des Themas einsetzte. „[D]anach konnten Flucht und Vertreibung nur so dargestellt werden, dass sie als unausweichliche Folge des ‚faschistischen Krieges‘ erschienen.“ (Ebenda) Konsequenterweise verwendet der Verfasser die Bezeichnung „Ostdeutschland“, wenn er die ehemals deutsche Gebiete im Osten meint, und „Mitteldeutschland“ für die DDR.

Die deutsche regionale Erinnerungsliteratur wird von Ewa Hendryk in ihrem Beitrag „Rückbesinnung und Wiederbegegnung mit der verlorenen Heimat in der deutschen Erinnerungsliteratur aus Hinterpommern“ analysiert vor dem Hintergrund der neuen Sensibilität der 70er Jahre einerseits und der deutschen Wende 1989 andererseits, die mit dem steigenden Heimattourismus eine „Wiederbegegnungsliteratur“ begünstigte. Den meisten Werken der Erinnerungsliteratur sei neben starker Ich-Bezogenheit der verklärende Sprachgestus der Erinnerung eigen, zwiespältige, „zwischen Frohsinn und Wehmut wechselnde Stimmungen“ (S. 179), „schlichte[.] Erzählweise, ohne stilistische Experimente, mit ihrem süßlichen, geblühten Stil“ (S. 180).

Im Gegensatz zu Hendryks durchaus kritischer Lektüre bietet Wioletta Knütel in ihrem Aufsatz „Hinterpommern in der deutschsprachigen Literatur nach 1945. Stolper Schriftsteller und ihre Werke“ eine eher identifikatorische Lektüre „der pommerschen Nachkriegs-

literatur“ (S. 183), die sie nach den Motiven: Land und Natur, Orte der Kindheit, Menschen und ihre Lebensformen, Krieg, Flucht und Vertreibung ordnet.

Mit der literarischen Identitätssuche der zweiten Generation der Umsiedler in Szczecin setzt sich am Beispiel von Inga Iwasiów und Artur D. Liskowacki Bożena Chołuj auseinander. Die literarisch anspruchsvollen Werke dokumentierten einen neuen Umgang mit der deutschen Vergangenheit, den die Verfasserin als eine „äußere und innere archäologische Arbeit“ (S. 204), „ein permanentes Sich-Abarbeiten an der noch nicht bewältigten Ankunft ihrer Eltern an diesem Ort“ (Ebenda) beschreibt. Aus dieser Haltung, ergänzt von einem kritischen Blick auf die polnische Vergangenheit und Gegenwart der Stadt, resultiert eine „Auflösung der homogenen Ich-Auffassung“ (S. 213), die „eine Identifizierung mit Szczecin nicht möglich“ mache (S. 214). Daraus ergebe sich ein neuer Denkstil, der nicht in Idyllen oder Heilsgeschichten münde, sondern Brüche und Diskontinuitäten sichtbar mache (Ebenda).

Wie Literatur den Politikern den Weg weisen kann, führt in seinem zwischen Geschichte, Politik und Literatur changierenden Beitrag „Versöhnung zwischen Deutschen und Polen im Spiegel der Danziger Literatur“ Jerzy Samp aus. Zur Danziger Literatur zählt der Verfasser neben dem in Danzig umstrittenen Günter Grass auch Autoren der Vertreibungsliteratur wie Horst Schleunig, Gerhard Jeske (und führt Titel wie „Gute, schlimme, schlimmste Zeiten“, „Süß und bitter, Spurensuche...“, „Die Wahrheit über den Untergang Danzigs 1945“ an) oder Volker Braun, aber auch Schriftsteller der älteren Generation wie Marion Gräfin von Dönhoff, Christian Graf von Krockow und Modeste Weidendahl, sowie auf polnischer Seite Paweł Huelle, Stefan Chwin, Waldemar Nocny, Wojciech Wencel sowie die der älteren Generation angehörenden Bolesław Fac und Kazimierz Radowicz.

In einem in persönlichem Ton gehaltenen Erlebnisbericht „Wie ich Pommern kennen lernte – oder der Versuch, das regionale Gedächtnis zu rekonstruieren“ stellt Jolanta Nitkowska-Węglarz dar, wie sie in Pommern heimisch wurde.

Der Band wird beendet mit der Vorstellung eines noch in Planung befindlichen Reiseführers von Monika und Stephan Wolting: „Orte in Literatur und Kunst zwischen Oder- und Weichselmündung. Ein Reisebegleiter“.

Der Ertrag der Konferenzbände ist eine vorwiegend positivistische Bestandsaufnahme der Literatur aus und über Pommern nach 1945, vermischt mit etwas deutsch-polnischem, meistens längst bereits be-

kanntem Kontextwissen und nicht zuletzt persönlicher Betroffenheit und Leidenschaft. Das entspricht selbstverständlich dem Konzept der Tagung und wohl auch den Erwartungen des anvisierten Zielpublikums, das offensichtlich im Umfeld der deutschen Vertriebenen und sich nun heimatlich mit Pommern identifizierender Polen gesucht wird. Ob es dieses Publikum in Deutschland noch und in der angenommenen Weise in Polen überhaupt gibt, können nur die Verkaufszahlen zeigen.

Gabriela Ociepa, Wrocław

Brigita Speičytė, Poetinės kultūros formos; LDK [Lietuvos Didžiojo Kunigaikštystės; S. K.] palikimas XIX amžiaus Lietuvos literatūroje [Dichterische Formen der Zivilisiertheit; das Erbe des Litauischen Großfürstentums in der litauischen Literatur des 19. Jahrhunderts]. Vilnius: VU leidykla 2004, 424 S.

Sich literaturwissenschaftlich mit dem 19. Jahrhundert in Litauen zu befassen, ist nicht ganz leicht. Zu heterogen erscheint die litauische Literatur jener Zeitspanne, zu dialektal geprägt zudem, zu selten erschienen literarisch ergiebigere Werke (zuviel verblieb ungelesen in Handschriften), und längst war der Glanz großfürstlicher Zeiten dahin. Eine Umbruchphase war es, jedenfalls literaturwissenschaftlich gesehen: Am Anfang des Jahrhunderts sind die Werke noch zu archaisch, als dass man sie schon modern nennen möchte, in seiner Mitte herrscht wegen der politischen Verhältnisse ein mehr oder minder großes Schweigen, und an seinem Ende kommt der Beginn der Moderne nur langsam auf, weil es jetzt zwar eine willige und fähige Schicht von Dichtern und Denkern gibt, aber das zaristische Druckverbot vieles verzögert. Aber nicht nur die Sachlage ist schwierig, auch die litauische Literaturwissenschaft macht es kompliziert. Denn sie hat teils aus verständlichem, patriotischem Kalkül, teils, weil es in das marxistische Geschichtsbild passte, über Jahrzehnte den Mythos gepflegt, die Entwicklung der litauischen Nationalliteratur sei aus sich selbst heraus geschehen. Ganz am Anfang stünden die Volkslieder (Bauern- und Arbeiterklasse!), dann sei Donelaitis mit einem realistischen Werk zum Dorfleben, den „Metai“ [Das Jahr] – eine 2968 Verse lange Handschrift, verfasst zwischen 1765 und 1775 –, gekommen, am Anfang des 19. Jahrhunderts hätte es mit den volks-

tümlichen Urnationalen (als welche Klementas, Strazdas, Poška, Valiūnas u.a. gelten) eine erste Blüte gegeben, und schließlich sei über Daukantas und Baranauskas alles weiter zu Maironis („Pavasario balsai“ [Frühlingsstimmen], 1895), mit dem die literarische Moderne tatsächlich einsetzt, verlaufen.

Vor diesem Hintergrund muss man Speičytės Dissertation gleich zweifach loben: Erstens setzt die Autorin dem Mythos von der Autogenese und anderen alten Theorien von der litauischen Kulturentstehung eine neue (Literatur-)Geschichte entgegen und zweitens versucht sie, der schwierigen literarischen Sachlage etwas Charakteristisches, Typisches und Gemeinsames abzurufen. So schlägt sie einen weiten Bogen über die Literatur des 19. Jahrhunderts, ohne ihr die Fesseln des Nationalen anzulegen, indem sie in den ‚litauischen‘ Werken polnisch- wie litauischschreibender Dichter des Jahrhunderts Metamorphosen der weiterwirkenden adeligen Gruppenkultur des offiziell untergegangenen Litauischen Großfürstentums sieht. In diesem Zusammenhang behandelt sie Werke von Stanevičius, Czartoryski, Poška, Bohusz, Mickiewicz, Bykowski, Klementas, Tomaszewski, Strazdas, Czeczot, Odyniec, Baranauskas, Kraszweski und weiteren.

In der Einleitung zu ihrer Dissertation wirft Speičytė zunächst einen kritischen Blick auf die bisherige litauische Literaturgeschichtsschreibung. Zu Recht bemängelt sie, dass andere als litauischsprachige Literatur nicht als Teil der eigenen Literaturgeschichte anerkannt werde, obwohl es ja klar sei, dass die Autoren des 19. Jahrhunderts in der Regel zweisprachig (litauisch und polnisch) gelebt und geschrieben hätten. Dann entwickelt Speičytė einen eigenen literaturhistorischen Zugang, und zwar einen kultursoziologisch-semiotischen, wobei sie sich vor allem auf Ideen Stephen Greenblatts und Jurij Lotmans stützt. Speičytė problematisiert in diesem Kontext weniger hermeneutische Grundprobleme – ein ‚eindeutiges‘, ‚klares‘ Verständnis der literarischen Fiktionen wird von ihr vorausgesetzt –, sondern vor allem das Verhältnis von Individuum und Kultur. So heißt es z.B. im Unterkapitel „Subjektivität und ihre literarische Repräsentation in der Kultur“ („Subjektyvumas ir literatūrinė reprezentacija kultūroje“): „In der Kulturpoetik wird auf den ja unproblematischen Unterschied zwischen Signifikanten und Signifikat, zwischen Ereignis und seinem textuellen Ausdruck verzichtet...“ („Kultūros poetikoje atsiskoma neproblemiškos skirties tarp signifikanto ir signifikato, tarp įvykio ir jo tekstinės išraiškos...“; S. 30). Ihr Impetus ist die Umgehung der marxistischen Naivität, dass das Werk die Wirklichkeit ‚eins-zu-eins‘ widerspiegeln. Diese will sie aber nicht durch hermeneutische

Analysen erreichen, sondern durch eine gereifte sozialwissenschaftliche Perspektive. Im Ergebnis rutschen Theorie und Praxis Speičytės häufiger in eine unscharfe Begrifflichkeit und dekonstruktivistisch-kultursemiotische Oberflächlichkeit ab, da der „ja unproblematische Unterschied zwischen Ereignis und textuellem Ausdruck“ oft nur vermeintlich unproblematisch ist: Bewusst werden die Unterschiede in der künstlerischen Modellierung von Wirklichkeit (Phantasie, Subtilität, Sprachvermögen, Kommunikationstechniken, ästhetische Normen etc.) nivelliert und textimmanente hermeneutische Arbeit marginalisiert betrieben. Es geht nicht mehr so sehr um die Texte selbst, sondern um „Möglichkeiten zu einer Kulturpoetik für Litauen“ (so z.B. der Titel eines Unterkapitels, „Lietuvos kultūros poetikos galimybės“; S. 45), um das Funktionieren der Literatur im 19. Jahrhundert.

Hier muss man noch einmal betonen, wie richtig es ist, dass die Autorin die gesuchten „Formen der Kultur“ („kultūros formas“ – der Begriff „Kultur“ greift hier in Richtung ‚Kultiviertheit‘, ‚Zivilisiertheit‘ aus), weil sie sie als Gruppenergebnis und als Eigenheiten adelig-gebildeter Kreise sieht, bereit ist, in litauischsprachigen *und* polnischsprachigen Publikationen der Zeit zu finden. In den an Einzelphänomenen orientierten, ‚analytischen‘ Kapiteln ihrer Dissertation verarbeitet Speičytė deshalb eine erstaunenswerte Anzahl von litauisch-, polnisch- und anderssprachigen Werken der Primär- und Sekundärliteratur zum jeweiligen Thema. Anhand wichtiger litauischsprachiger poetischer Texte jener Zeit (und zudem vieler polnischsprachiger) erfahren wir etwas über „das Ritterliche Ethos in Litauen – die Tradition des bürgerlichen Nationalismus“ („Riteriskasi Etosas Lietuvoje: Pilietinio tautiškumo tradicija“; S. 59 ff.) und über „das bäuerliche Ethos – Litauens Arkadien“ („Žemdirbiškasis etosas: Lietuvos arkadija“; S. 151 ff.), sowie noch über diverse romantische Metamorphosen beider (S. 239 ff.). In letzterem Hauptkapitel geht es ausführlicher um die ‚litauischen‘ Werke Mickiewiczs („Pan Tadeusz“ [Herr Tadeusz], 1834, u.a.), um Baranauskas’ „Anykščių šilėlis“ [Der Hain von Anykščiai], 1860/61, Kraszweskis „Anafielas“ [Anafielas], Trilogie, 1840–1845, und um die Übersetzung des ‚litauischen‘ Volksliedes, das sich in Mickiewiczs „Konrad Wallenrod“ (I, S. 137 ff.) findet, ins Litauische. Da ist es schade, dass gerade dasjenige Werk der Sekundärliteratur, von dem man annehmen darf, dass es am inspirierendsten auf die Doktorandin und ihren Blick auf das 19. Jahrhundert gewirkt hat, nicht auch im Zentrum der Darstellungen stehen darf – Maria Ossowskas „Ethos rycerski i jego odmiany“

(1973; 3. Aufl. 2000; jetzt auch auf dt.: „Das ritterliche Ethos und seine Spielarten“, 2007). Denn dem aufmerksamen Leser von Speičytės umfangreicher Arbeit wird nicht entgehen, dass die von ihr besprochenen literarischen Werke immer nur als „Varianten“, „Synthesen“, „Transformationen“ und „Reduktionen“ irgendwelcher ‚eigentlichen‘ oder ‚ursprüngliche(re)n‘ Formen der Kultur/Zivilisiertheit beurteilt werden, dass aber die ‚eigentlichen‘, also die tatsächlich typischen Formen nirgendwo dargestellt sind. Warum nicht? Weil Ossowska über sie schon ausführlich geschrieben hat. Man muss dieses Buch kennen, und schon sieht man den Bogen, den Speičytė durch das 19. Jahrhundert schlägt: Auch das Ethos der litauischen Adelligen des 19. Jahrhunderts war ein ritterliches, denn solcher Art war das Gruppenverhalten, das sie aus der Zeit des polnisch-litauischen Doppelstaates herübergerettet hatten. Und dieses Ethos hatte zwei Formen: eine patriotisch-bürgerliche und eine kultiviert-landmännische. Deshalb entstanden die Texte entweder als Ausdruck der einen oder der anderen Verhaltensform.

Von einer Arbeit, die Literatur derart als Gruppeninstitution versteht, darf man keine philologischen Spitzfindigkeiten und keine textimmanenten Detailanalysen erwarten (und muss ihr wohl auch den einen oder anderen handwerklichen Schnitzer in dieser Hinsicht nachsehen). Was hier zählt, ist die Idee, die den Reichtum der Literatur des 19. Jahrhunderts in Litauen zeigt und die zeigt, wie die so heterogenen Texte im Hintergrund mehr zusammenhält als litauischer Ur-Patriotismus und wie sie ungeachtet ihrer Sprachvarianz aus *einer* Kultur heraus geschrieben werden konnten. Und: Dass man sie in ihrer Gesamtheit und als Gruppenphänomen, d.h. als Selbstdarstellungen und Ausdruck von Kultiviertheit nicht gering schätzen sollte. Denn auch solche Ansichten gibt es ja, weil die Produktion an litauischsprachiger Literatur im 19. Jahrhundert in Art und Umfang nicht den hochgesteckten Erwartungen, die durch einen Vergleich mit anderen europäischen Literaturen entstanden, zu entsprechen scheint. Speičytės Buch wird nachdrücklich jedem, der mit dieser Zeit und diesem Raum beschäftigt ist, zur Lektüre empfohlen.

Stephan Kessler, Greifswald

Stereotyp und Geschichtsmythos in Kunst und Sprache. Die Kultur Mitteleuropas in Beiträgen zur Potsdamer Tagung, 16.–18. Januar 2003, hrsg. v. Katrin Berwanger u. Peter Kosta. Frankfurt a.M.: Verlag Peter Lang 2005, 690 S. (Vergleichende Studien zu den Slavischen Sprachen und Literaturen. 11)

Der umfangreiche Band enthält Beiträge von VertreterInnen unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen aus Russland, Polen, der Tschechischen Republik und Deutschland. Die Gliederung des Bandes lässt eine slavistische Schwerpunktsetzung vermuten, da der erste Teil „Allgemeine[n] Annäherungen und slawische[n] Sprachen im Vergleich“ sowie die Teile III bis V Beiträgen zur Russistik, zur Polonistik und zur Bohemistik/Slovakistik gewidmet sind. Viele der in diesem Band versammelten Beiträge sind jedoch auch im Rahmen der geschichts- und politikwissenschaftlichen Mythos- und Stereotypenforschung sowie für soziologische Untersuchungen im Feld geschichtsbezogener Denk-, Deutungs- und Wahrnehmungsmuster von Interesse, wie insbesondere der zweite Teil unter dem Schwerpunkt „Ostmitteleuropa und Slaven im Spiegel deutscher Kultur und romanischer Sprachen“ erkennen lässt.

Der breite Ansatz wird in der fundierten Einleitung der Mitherausgeberin Katrin Berwanger deutlich, in der notwendige Querverbindungen zu weiteren, an der Erforschung des zentralisierten Gegenstandsfeldes beteiligten Wissenschaften wie der Psychologie, der Soziologie, der Geschichtswissenschaft und der Politologie (S. XIII) skizziert werden. Die Mythosdefinition schließt an Bestimmungsversuche aus dem geschichtswissenschaftlichen Bereich an; für den Stereotypenbegriff wird auf soziologische Untersuchungen verwiesen. Berwanger rekurriert daneben auf literaturwissenschaftliche Veröffentlichungen, in denen davor gewarnt wird, innerhalb des für den Band ausgewiesenen Untersuchungsfeldes die literarischen Texte lediglich zu instrumentalisieren und somit „das Moment der ästhetischen Vermittlung (...) zu marginalisieren“ (S. XIV). Möglichkeiten, der Gefahr zu entgehen, „Literatur nur [als] eine Quelle und [als] ein[en] Sender von Geschichtsmythen und Stereotypen“ (S. XVII) aufzufassen, sieht Berwanger in der Berücksichtigung der „sprachlichen und poetischen Formung von Geschichtsmythen und Stereotypen“ (ebenda), der Untersuchung der „affirmative[n] Wirkung von Literatur und Kunst“ (ebenda) und dem Einbezug der Möglichkeit einer „demonstrierende[n] Wirkung von Literatur und Kunst“ (S. XVIII).

Anders als in Berwangers Einleitung angedeutet (S. XXIX), lassen sich die Einzelbeiträge jedoch nicht zu einem kohärenten Konzept zusammenfügen, sondern verdeutlichen eher den methodischen und auch definitorischen Pluralismus, der im Hinblick auf das Untersuchungsfeld bereits in den philologischen Disziplinen anzutreffen ist und nicht selten mit Rekursen auf Referenzliteratur aus unterschiedlichen Nachbarwissenschaften in Verbindung steht.

Bereits der erste Beitrag von Matthias Freise unter dem Titel „Stereotyp und Kulturmythos in der Kultur des 20. Jahrhunderts“ versucht der der Kulturwissenschaft unterstellten Intention, „Texte, Literaturen, Nationalitäten, Geschlechter und Individuen als Schnittpunkte von Ideologien, Konstrukten und Stereotypen“ (S. 3) wahrzunehmen, eine eigene Definition der zentralen Begriffe entgegenzustellen, indem das Stereotyp als „Abfallprodukt von Kultur“ (S. 4) und der Mythos als „Rohstoff des kulturellen Prozesses“ (S. 6) ausgewiesen werden. Zielsetzung einer derartigen Bestimmung ist es nicht nur, die Stereotypenforschung als Teil der Kulturwissenschaft zu eliminieren (ebenda), sondern darüber hinaus Kultur als „axiologische[n] Begriff“ (S. 5) und „Raum semantischer Interaktionsfähigkeit“ (S. 7) zwischen Mythos und Stereotyp zu verorten. Die in Geschichtswissenschaft und Soziologie festgestellte Komplementarität von Mythen und Stereotypen wird damit aufgehoben, nicht aber ihre Gleichzeitigkeit „als Entkoppelungsphänomene der Relation zwischen Mensch und Welt“ (S. 9). Die häufig hervorgehobene Aufgabe der Dekonstruktion von Mythen und Stereotypen diskreditiert Freise als „tendenziell totalitären Reflex“ (S. 14), der einer „schöpferischen ‚Arbeit am Mythos‘“ (wie Freise im unausgewiesenen Rekurs auf Blumenberg formuliert) weichen solle, um den „Spielraum der Kultur“ wieder zu öffnen. In diesem Sinne ist es nach Freise nicht mehr notwendig, Stereotypen zu „entlarven“, „sondern durch an Sinnlichkeit rückgebundene Verstandesprozesse überflüssig“ (ebenda) zu machen. Freises Argumentation ist notwendigerweise mit der Demontage des Stereotypenbegriffs in der Nachfolge Walter Lippmanns verbunden; sein Begriff des Mythos, den er als „Urzustand‘ der Kultur“ (S. 7) kennzeichnet, verfehlt wichtige Erkenntnisse der interdisziplinären Mythosdiskussion aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Beitrag kann als interessantes Gedankenexperiment bezeichnet werden, das im Hinblick auf Applikationsmöglichkeiten allerdings fragwürdig erscheint.

Anders verfährt Peter Kosta, der sich in seinem Beitrag „Zum Tschechenbild bei den Polen und zum Polenbild bei den Tschechen

aus Sicht der Stereotypen- und Prototypensemantik“ zu einem sprachpsychologisch und philosophisch fundierten semantischen Konzept bekennt, in dem „die Kategorie jeweils um ein Zentrum organisiert ist (...) und (...) ihre Ausdehnung nicht durch Abgrenzung zu einer Nachbarkategorie, sondern durch den (variablen) Abstand der Randbereiche zum Zentrum bestimmt ist“ (S. 52). Stereotypen bestehen dann „aus denjenigen Eigenschaften, die einen Prototyp (...) [aus]machen, d.h. es sind Eigenschaften eines typischen Vertreters der Kategorie“ (S. 53). Dieses Konzept verbindet Kosta mit einem Stereotypenbegriff sozialwissenschaftlicher Provenienz, durch den Stereotype „als inkorrekte Generalisierungen“, „Ergebnis fehlerhafte[r] Denkprozesse“, „Kategorisierungen und Konzepte“ (S. 57), „Generalisierungen mit Rigiditätscharakter“ sowie „Gewohnheiten“ (S. 58) aufgefasst werden. Er gewinnt so die notwendige theoretische Grundlage für die Untersuchung nationaler Stereotype, wie sie bei Polen über Tschechen und umgekehrt zu beobachten sind.

Der zweite Teil des Sammelbandes wird eröffnet durch einen Beitrag des polnischen Germanisten Hubert Orłowski „Zur Territorialität von Stereotypen im frühen 18. Jahrhundert: der Begriff ‚Wirt(h)schaft‘ im preußisch-polnisch-litauischen Grenzland“. Auf breiter Materialbasis aus dem „Staatsdiener-Schrifttum“ untersucht Orłowski den von ihm zentralisierten Begriff, dessen zeitgenössische Bedeutung er durch Rekurs auf Wörterbücher des 18. Jahrhunderts klärt (S. 86 f.). Seine Untersuchungsergebnisse zeigen einen „kaskadenartigen Übergang vom ‚neutralen‘ zum stereotypisierenden Begriff“ (S. 91). Orłowski relativiert die These „von einem direkten Übergang des stereotyp ‚veramteten‘ Begriffs ‚Wirt(h)schaft‘ zum folgenschweren Stereotyp ‚polnische Wirtschaft‘ der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts“ (ebenda), indem er „Zwischenglieder und Vermittler“ aufspürt. Deutlich wird die Korrespondenz des Bedeutungswandels des Begriffs „Wirt(h)schaft“ mit den von Orłowski benannten „Phase[n] preußischer Binnenkolonisation“ (ebenda) und der Situation nach der Ersten Teilung Polens (S. 92). Überdies wird die Konnotation des Begriffs zunehmend durch die Koppelung an nationalitätsbezeichnende Adjektive mitbestimmt, wie die Gegenüberstellung von „liederlicher lithauischer“ (S. 91) bzw. „polnischer Wirtschaft“ (S. 93) mit „nachahmungswürdige[r] ‚Englische[r] Wirtschaft““ (S. 94) verdeutlicht. Auch ist die im Amtsschriftum intendierte Gegenüberstellung zwischen „modernisierende[r] (Land-)Wirtschaft (...) [und] vormoderner ‚preußischer Wirtschaft““ bedeutsam für die begriffliche Veränderung. Durch seine sorgfältige Untersuchung der Vorgeschichte des

Stereotyps „polnische Wirtschaft“ liefert Orłowski einen weiteren wichtigen Beitrag zur Heterostereotypie in Deutschland während der frühen Neuzeit.

Das Stereotyp „polnische Wirtschaft“ wird auch im Beitrag Helmut Peitschs zentralisiert, mit dem „Forsters Verabschiedung vom Stereotyp“ nachgezeichnet werden soll. Peitsch will unter Nutzung von Forsters Vorrede zur Übersetzung von Thomas Paines’ „Rights of Man“ verdeutlichen, dass Forster „mit der prinzipiellen Anerkennung der Volkssouveränität die Naturalisierung von Herrschaftsverhältnissen – wie sie das Stereotyp leistet – überwindet und deshalb die Verschleifung von Verfassung und Nationalcharakter im Bild von ‚polnischer Wirtschaft‘ verabschiedet“ (S. 100). Er versucht zunächst, die These zu widerlegen, das Stereotyp sei als Kehrseite einer deutschen Selbstzuschreibung zu verstehen, und weist Auffassungen über England und die Niederlande als Gegenbilder aus (S. 103 f.). Überdies identifiziert er „Unreinlichkeit“ als von Forster emotional am stärksten behaftete Implikation des Stereotyps. Deren Ableitung aus der Verfassung der Adelsrepublik kann er nur an zwei Stellen von Briefen Forsters ausmachen, wobei im zweiten Fall, der Gegenüberstellung der Universitäten Göttingen und Wilna, „Wissenschaft, Ordnung und Fleiß, mit hiesiger [d.h. in Wilna vorherrschender] Unwissenheit, Anarchie und Gleichgültigkeit“ (S. 108) konfrontiert werden. Gerade dieser Befund jedoch widerlegt die These, dass nicht das deutsche Autostereotyp die Antipode zur „polnischen Wirtschaft“ bildete. Abgesehen von der gelegentlichen Inkohärenz der Argumentation Peitschs wird auch Orłowskis deutlicher Hinweis auf die historisch konkrete Verankerung des von Forster vertretenen Polenbildes als „Resultat epochengebundener Wertvorstellungen und Erkenntnisse“,¹ der erst später durch Enthistorisierung die stereotype Verwendung des Begriffes zum Zwecke unterschiedlichster Legitimierungen folgte, verkannt.

Thomas Gerber widmet sich in seinem Beitrag einer bereits oft untersuchten Thematik, dem „Bild des Polen in der deutschen Lyrik während der Zeit des polnischen Novemberaufstandes 1830/31 – die thematische Determiniertheit des Sujets“. Der Aufsatz ist erwartungsgemäß wenig innovativ, zumal Gerber unbegreiflicherweise nahezu ausschließlich auf ältere Forschungsliteratur zurückgreift. Seine Feststellung, dass die in der ersten Hälfte der 1830er Jahre entstandenen Gedichte mit Polen-Bezug „in ihrem Kern politische und soziale

¹ Vgl. Hubert Orłowski, „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit. Wiesbaden 1996, S. 54.

Probleme der zeitgenössischen deutschen Geschichte [reflektieren]“ (S. 133), ist längst in der neueren Forschung herausgestellt worden.

Marek Rajch verdeutlicht zu Beginn seiner Ausführungen zu „Geschichtsmythen in der polnischen Volksliteratur und die preußische Zensur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ die Situation der preußischen Verwaltung in den okkupierten polnischen Gebieten, die sich nicht nur mit der Kontrolle der polnischen Bevölkerung auseinandersetzen hatte, sondern darüber hinaus auch mit einem „beherrschten Herrscher“ (S. 147), den polnischen Eliten, die die Wiedererlangung der staatlichen Souveränität auch mit der eigennützigen Intention der Wiederherstellung ihrer eigenen Machtpositionen verfolgten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden weiten Bevölkerungsteilen durch Volkserzählungen im Rückgriff auf als glorreich oder verdienstvoll apostrophierte Phasen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen polnischen Geschichte „in der Vergangenheit [gesuchte] Analogien zur Gegenwart sowie Belehrung und Tröstung“ (S. 148) vermittelt; darüber hinaus wurde so – bei Rajch kaum erwähnt – die Überwindbarkeit der preußisch-deutschen Besatzer veranschaulicht. Die preußischen Behörden reagierten auf dieses Schrifttum nicht nur mit Verboten, sondern nutzten es – wie Rajch hervorhebt – darüber hinaus, um sich über Stimmungen, Initiativen und Vorhaben der polnischen Nationalbewegung zu informieren. Rajch belegt seine Thesen mit treffenden Beispielen (ebenda); als Defizit kann lediglich angemerkt werden, dass der im Titel benannte Begriff des Geschichtsmythos zu unbestimmt bleibt.

Elke Mehnerts Beitrag „Fritz trifft Ivan – oder die Quadratur der russischen Seele“ stellt heraus, dass angesichts weit verbreiteter Stereotype über Russland auch unter den erleichterten Bedingungen nach dem Ende des Warschauer Pakts kaum substanzielle Anstrengungen unternommen wurden, negative Russland-Images durch die Nutzung von „Originaleindrücken“ zu balancieren, zu relativieren oder zu korrigieren – ein Phänomen, das auch umgekehrt feststellbar ist (S. 176). Nach einer kurzen Phase der Russland-Euphorie zu Beginn der 1990er Jahre erlahmte das Interesse; die alten Stereotype dienen heute nicht selten dazu, Russland die Europazugehörigkeit (S. 174) und darüber hinaus – von Mehnert nicht erwähnt – die „Europafähigkeit“ abzusprechen. Anhand von drei noch wenig bekannten Autoren der jüngsten Generation, Wladimir Kaminer, Ingo Schulze und Judith Hermann, weist Mehnert schlüssig nach, in welcher grundsätzlicher, im Fall Schulzes sogar erschreckender Weise weiterhin die alten Stereotype genutzt, kolportiert, ja sogar aktuali-

siert werden (S. 177-181) – kurzum: Fritz hat Ivan noch immer nicht wirklich getroffen.

Holger Klatte beginnt seine Ausführungen zum „Bild der Tschechen in der deutschen Literatur“ mit einer völlig unzureichenden Stereotypendefinition (S. 183). Es folgt ein äußerst defizitärer historischer Abriss der Wechselbeziehungen und Wanderungsbewegungen zwischen Deutschen und Tschechen (S. 184 f.); dabei wird die im 19. Jahrhundert in der tschechischen Literatur intentional erinnerte Sonderstellung des Königreiches Böhmen innerhalb des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation nicht einmal erwähnt. Danach stellt Klatte durch die Analyse von Reiseberichten Stereotype fest (S. 185-193), die er aber in ihrer Relevanz kaum deutet. Die mangelhafte Aussagefähigkeit dieses Beitrags hängt offensichtlich mit der Vernachlässigung einschlägiger Forschungsliteratur zusammen.

Der dritte Teil mit Beiträgen zur Russistik wird eingeleitet durch den Aufsatz „Schlüsselkonzepte des sprachlichen russischen Weltbildes“ der russischen SprachwissenschaftlerInnen Irina Levontina, Aleksej Šmelev und Anna A. Zalizniak. Obwohl sich Sozialwissenschaftler und Historiker an der Prämisse, „[e]ine Sprache zu beherrschen bedeutet also auch die Weltanschauung (...) zu teilen“ (S. 225) mit Recht reiben werden, versuchen die AutorInnen, aus einer Vielzahl – bisweilen sehr humorvoller – sprachspezifischer Ausdrücke aus dem Russischen Mentalitätsmerkmale zu bestimmen (S. 226-242). Sie begründen so die These, „dass die Sprache die im entsprechenden Sprachkollektiv existierenden mentalen Stereotypen nicht nur widerspiegelt, sondern im Gegensatz, sie dem Sprechenden aufzwingt“ (S. 229). Diese Verallgemeinerung wirft ein weiteres Mal die oft diskutierte Frage nach dem Verhältnis von Stereotypen und Sprache auf (vgl. den Beitrag von Alicja Nagórko, in dem Stereotype als „Konzepte, mentale Identitäten, die unser Verhalten steuern und sich sowohl im sprachlichen als auch im außersprachlichen Verhalten niederschlagen“ [S. 410], ausgewiesen werden).

Natal'ja V. Ufimcevas Beitrag „Kulturelle Stereotype im Kernbereich des sprachlichen Bewusstseins“ beginnt mit der für Historiker und Sozialwissenschaftler seltsam anmutenden Behauptung, dass „[u]nter einer *ethnischen* Kultur [Hervorhebung d. V.] (...) eine historisch entstandene spezifische Art der Tätigkeit“ (S. 245) verstanden wird. Der Beitrag dient der Vorstellung des Forschungsprojekts „Vergleichende Untersuchung des sprachlichen Bewusstseins der Slawen“, die anhand der Assoziationen bei 30 „Wort-Stimuli“ eines durch Befragung von Studierenden aus Russland, der Ukraine, Weißrussland

und Bulgarien eruierten Kernbestands (S. 247 f.) vorgenommen wird (S. 248-255). Dabei stellt die Autorin Übereinstimmungen fest, die sie zu einer nicht ganz unbedenklichen Schlussfolgerung verleiten: „Man sollte eher von spezifischen Übereinstimmungen im System ethnischer Konstanten sprechen, die sicherlich aus der gemeinsamen Herkunft, Geschichte und Glaubensauffassung herrühren“ (S. 256).

Der vierte Teil des Sammelbandes mit Beiträgen zur Polonistik wird durch Alicja Nagórkos Aufsatz „Sind wir bei der semantischen Erklärung von Ethnonymen auf Stereotype angewiesen? Oder: Stereotype als Werkzeug der Semantik“ eingeleitet. Ihre vielversprechende Fragestellung legitimiert Nagórko durch den Nachweis der defizitären Berücksichtigung von Ethnonymen in polnischen Wörterbüchern neuesten Datums (S. 407 ff.). Insbesondere betont sie die Notwendigkeit der Untersuchung von Wortbildungsparadigmen, die Lücken aufweisen, „die eine Aussagekraft besitzen, wenn man bedenkt, dass Derivationsprozesse durch die Semantik der Basis motiviert sind“ (S. 409). Nagórko illustriert ihre theoretische Grundannahme anhand einer breiten Materialgrundlage aus gängigen Wörterbüchern und Pressemeldungen. Dabei verweist sie auf den Wert der in Wörterbüchern aufgelisteten Sprichwörter und Redewendungen für die Semantikforschung; gleichzeitig wird erkennbar, dass es auch Phraseme (z.B. „polnische Wirtschaft“) gibt, die in einer anderen Sprache (hier dem Polnischen) keine adäquate Entsprechung haben (S. 416 f.). Nagórko verweist darüber hinaus auf Abstrakta (z.B. „polskość“, S. 415), die definitorische Komplexe für Ethnonyme bilden können, aber nicht in Sprichwörtern auftauchen, sondern einer höheren Diskursebene angehören und den Bezug zu identitätskonstituierenden Werten aufweisen (S. 419). Im Hinblick auf die Feststellung dieser Werte plädiert Nagórko für die Untersuchung von Stereotypen, bei der aber zu berücksichtigen sei, dass beispielsweise „polskość“ eine affirmative Einstellung repräsentiere (S. 421).

Hans-Christian Trepte skizziert in seinem Beitrag „Geschichtskultur in Polen. Zur Auseinandersetzung mit Stereotypen und Geschichtsmysmen in der polnischen Literatur“ zunächst den vor dem Hintergrund der Teilungssituation „verständliche[n] historischen Determinismus der polnischen Literatur“ (S. 424), der „in (...) aus der martyrologisch-messianischen Tradition der polnischen Romantik hervorgegangenen Geschichtsauffassungen sowie in tradierten nationalen historischen Mythen und Legenden [wurzelt]“ (ebenda). Er greift in seinem literaturgeschichtlichen Überblick einschlägige Forschungsergebnisse auf und beleuchtet den Umgang mit bereits für das

19. Jahrhundert herausgestellten Deutungslinien in der polnischen Nachkriegsliteratur und schließlich in der Gegenwartsliteratur. Zwar ignoriert Trepte die insbesondere nach dem Januaraufstand 1863/64 durch den polnischen Positivismus einsetzende realistische (allerdings sehr unvollständige) Abkehr vom romantischen Messianismus, doch benennt er durchaus Wendungen polnischer Literaten (z.B. um die Jahrhundertwende) gegen die vorherrschende romantische Deutungstradition (S. 425 ff.). Letztlich konstatiert er aber zutreffend, dass „es auch nach 1945 keinen wirklichen Bruch im historischen Selbstverständnis der Polen gab“ (S. 427). Während die kommunistische Staatsführung zur Aufrechterhaltung der „Verbindung zur Mehrheit der polnischen Bevölkerung“ (S. 429) sich der althergebrachten nationalen Geschichtsmymen bediente, evozierte die Verhängung des Kriegsvertrags (1981) „Analogien zum Freiheitskampf der Polen während des 19. Jahrhunderts“ (S. 431), so dass es in den 1980er Jahren „zu einer Wiederauferstehung zahlreicher romantisch-messianisch geprägter Muster“ auch in der oppositionellen Literatur kam. Erst nach dem Systemwechsel – so Trepte – wurde die vorherrschende Tradition auch aufgrund der Unvereinbarkeit ihrer Basiselemente mit der neuen demokratisch-kapitalistischen Ordnung Polens durch einen thematischen Rückzug der Literatur in privat-persönliche Lebensbereiche in den Hintergrund gedrängt (S. 432); in der Gegenwartsliteratur sind bisweilen Ironisierungen des alten Selbstbildes zu finden (S. 423). Trepte verdeutlicht, dass die „polnische Literatur die zahlreichen Brüche, Verwerfungen und krisenhaften Dauerzustände der polnischen Gesellschaft traditionell mit ihren literarischen Texten dokumentiert hat, in denen die gesellschaftliche Realität fast immer an konkrete, ausgewählte historische Ereignisse geknüpft war“ (S. 427). Es gelingt ihm so, Literatur als einen grundlegenden Bestandteil von Geschichtskultur (deren Begriff bedauerlicherweise unbestimmt bleibt) auszuweisen.

German Ritz' Beitrag zu „Geschichtsmythische[n] Entwürfe[n] an einer Epochengrenze. Romantik und Geschichtsmythos“ ist hingegen einer interdisziplinären Mythosforschung kaum zuträglich. Rekuriert Ritz zu Beginn seiner Ausführungen noch auf einen geschichtswissenschaftlich geprägten Mythosbegriff (S. 439), so kennzeichnet er im Hinblick auf Słowacki den Mythos als eine „Textstrategie, die historische Figuren verändert“ (S. 441). Es ist daher kaum verwunderlich, dass die beiden für die polnische Romantik durchaus kennzeichnenden Mythostypen (Gründungsmythos und Opfermythos) von Ritz eher als Kategorien verstanden werden, mit Hilfe de-

rer er Słowackis Texte analysiert. Er begründet diese Vorgehensweise mit dem Hinweis, dass „[d]er Mythos (...) bei Słowacki kaum vorgefundener Text [ist]“ (ebenda).

Andrzej Gwóźdźs Ausführungen zum „Bild des Deutschen im polnischen Nachkriegskino“ sind gekennzeichnet von einer Fülle unzutreffender und fragwürdiger Aussagen, z.B. wenn im Hinblick auf West- und Ostdeutsche von den „beiden deutschen Nationen“ (S. 520) gesprochen wird, der Stereotypenterminus mit dem Mythosbegriff verwechselt wird (S. 523), Leonard Buczkowski die Aussage unterstellt wird, die Deutschen hätten 1944 versucht, „Chopin durch Jazz [zu] verdrängen“ (S. 524) oder gegen Ende des Beitrags die „Pop-Geschichte des Krieges“ (S. 528) beleuchtet werden soll – ein unausgewiesener Rekurs auf die Popkultur, die ihrerseits unreflektiert mit „Comicstrips“ (S. 529) in Verbindung gebracht wird. Diese Sorglosigkeit setzt sich bei der Analyse polnischer Filme fort; exemplarisch sei hier nur die Auseinandersetzung Gwóźdźs mit Aleksander Fords „Krzyżacy“ genannt, bei der sowohl der Verweis auf die literarische Vorlage als auch auf den Anlass der Produktion des Films, den 550. Jahrestag der Schlacht von Grunwald, fehlt. Der Beitrag folgt der Intention, die 1995 vom polnischen Regisseur Kijowski geäußerte Ansicht, dass polnische Filme als Beweis für eine auch 50 Jahre nach Kriegsende noch nicht erfolgte Annäherung zwischen Polen und Deutschen gelten könnten (S. 519), zu verifizieren. Insbesondere sind an der vom Verfasser am Ende seines Beitrags geäußerten These, dass die negativen „Imagotypen des Deutschen (...) eigentlich bis heute gelten“ (S. 531), grundlegende Zweifel anzubringen, zumal das polnische Exilkino der 1980er Jahre, dessen Exponenten zum Teil wieder nach Polen zurückgekehrt sind, unbeachtet bleibt.

Mikołaj Jazdon weist das polnische Kino – in ähnlicher Weise, wie dies Trepte für die Literatur gelungen ist – in seinem Beitrag „The Image of Foreigners in Polish Films after the Second World War“ als Reflektor und Kommentator der politischen und gesellschaftlichen Veränderungen aus. Ausländer wurden in polnischen Filmen der kommunistischen Zeit – sofern sie überhaupt vorkamen – weitgehend peripherisiert (S. 533), Deutsche erschienen i.d.R. als natürliche Erbfeinde, Russen – entgegen der polnischen Erfahrung, wie Jazdon betont – als enge Freunde (S. 534). Erst in den 1980er Jahren änderte sich diese Darstellung, indem nun auch – zumindest in historischen Spielfilmen – Russen als Invasoren und Unterdrücker dargestellt wurden. Interessant sind Jazdons Ausführungen insbesondere zur Charakteristik der Angehörigen weiterer Nationen im Kino der kommunisti-

schen Zeit, so des Italieners als temperamentvoll, offen und spontan, des US-Amerikaners als selbstbewusst, wohlhabend und leicht naiv, des Engländers als phlegmatisch und Tee trinkend, des Spaniers als galant und entschieden, des Franzosen als romantisch und leidenschaftlich (S. 534 f.). Dabei orientierte sich das polnische Kino – wie Jazdon hervorhebt – stark an der Literatur und an populären Filmen aus dem Ausland. Jazdon weist aber auch darauf hin, dass bereits in den 1970er und 1980er Jahren Regisseure wie Zanussi und Wajda die Perspektive der „Fremden“ nutzten „to look at Polish reality (...) as an absurd reality full of intolerance and injustice“ (S. 536). Nach dem Systemwechsel in Polen veränderte sich die Situation nach Angaben Jazdons langsam, aber systematisch (S. 537). Polnische Filme reflektierten in den 1990er Jahren die Tatsache, dass Ausländer in Polen zur Alltagserscheinung wurden (S. 538). Die Charakteristik wurde dabei v.a. an den Betätigungen der Menschen anderer Nationalität in Polen ausgerichtet. Insbesondere hinsichtlich der Migranten aus ost- und südosteuropäischen Ländern (ebenda) liegt dabei – von Jazdon unerwähnt – die Gefahr einer u.U. sehr gefährlichen Stereotypisierung nahe. Jazdons Ausführungen belegen, wie notwendig es ist, das sehr einflussreiche Medium Film (wie auch das Fernsehen) wesentlich stärker in die Untersuchung mythifizierender Geschichtsdeutungen und stereotypisierender Alteritätsbilder einzubeziehen.

Der letzte der Bohemistik und Slovakistik gewidmete Teil wird durch Stefan Höhnes Beitrag zu „Nationale[n] Images in Böhmen. Perspektiven einer historischen Semantik“ eingeleitet. Höhne fundiert seine Untersuchung durch die Definition von Stereotypisierung „als Kategorisierungsleistung per Komplexitätsreduktion (...), hinter der man ein kreatives Potenzial vermuten kann“ (S. 560). Er gibt so den Blick frei auf einen möglichst neutralen Stereotypenbegriff, der es ermöglicht, Stereotype „seit dem 19. Jahrhundert über die Kennzeichnung von Andersartigkeit hinaus [als] Grundbestandteil nationale[r] Ideologien“ (ebenda) zu erkennen. Eine besondere Rolle bei der Identitätsbildung weist Höhne zu Recht den sich im 19. Jahrhundert herausbildenden Massenmedien zu (S. 561), die den öffentlichkeitswirksamen Diskurs im Vorfeld der Revolutionen von 1848 maßgeblich beförderten (S. 562). Anhand einer Schrift Fenner von Fennebergs und eines Essays Moritz Wilhelm Heffters arbeitet Höhne die unterschiedlichen Muster von sprachlich begründeter und genetisch verankerter Abgrenzung heraus. Er wertet den Essay Heffters als repräsentatives Beispiel für die Publizistik vieler Autoren im Vormärz, durch deren Analyse die Funktion von Feindbildern im politischen Diskurs

besonders gut erkannt werden könne: „Konstrukte einer (nationalisierten) Erbfeindschaft fungieren als eine überzeitliche Erscheinung und erhalten so geschichtliche Evidenz, aus der praktisches politisches Handeln abzuleiten wäre“ (S. 573). So sehr dieser Quintessenz im Hinblick auf Heffter zugestimmt werden kann, so stark muss das Urteil im Hinblick auf Fenneberg, dessen Schrift Höhne im Kontext eines publizistischen Diskurses sieht, der „die Wahrnehmung des jeweils Andersnationalen nicht ausschließlich antagonistisch auffasst, sondern auf Gemeinsamkeiten unterschiedlicher Ethnien abhebt“ (S. 568), hinterfragt werden.

Den Untersuchungsschwerpunkt von Gudrun Langers Beitrag „Frühling, Fröhlichkeit und ideales Mittelmaß. Zur sanguinischen Prägung des tschechischen Autostereotyps im 19. Jahrhundert“ bildet der Einfluss der Temperamentenlehre auf die Stereotypenbildung im 19. Jahrhundert. Langer verweist zunächst darauf, dass die von französischen und deutschen Literaten den Tschechen zugeschriebene Melancholie und Schwermut in diagonalen Entgegensetzung zum tschechischen Autostereotyp stehe (S. 577). Dieses sei vielmehr „sanguinisch“ geprägt, das „melancholische“ Element diene demgegenüber eher der Konstruktion von Fremd- und Feindbildern (S. 583) sowohl hinsichtlich der Deutschen (und Österreicher) (S. 585) als auch der Russen (S. 590). Langer rekurriert damit auf die von Franz Stanzel formulierte These, die Literatur des 19. Jahrhunderts habe bei der Konstruktion von Nationalcharakteristika auf die Humoraltypologie zurückgegriffen (S. 578), so dass tschechische Autoren die sanguinische *mediocritas* mit dem der Klimatheorie entnommenen Konzept der idealen Mittelzone in ihrem Selbstbild verbinden konnten (S. 581). Diese Selbstzuschreibungen entsprachen nach Langer auch „der geschichtsmythischen Rekonstruktion der nationalen Biographie“ (S. 580) im Muster der „heroischen Niederlage“ in der Schlacht am Weißen Berg. Entscheidend sei in dem durch dieses Deutungsmuster der nationalen Vergangenheit dominierten Selbstverständnis das „mythisch-zyklische Geschichtsbild des Obrození“ (S. 585) gewesen, für das die mit der idealen Mittelzone verbundenen „Topoi des Goldenen Zeitalters, (...) der Fruchtbarkeit und entsprechend (...) psychische Ausgeglichenheit und hohe[s] Kulturniveau“ (S. 581) angemessen erschienen. An dieser Stelle würde sich ein Bezug auch zu einem weiteren tschechischen Autostereotyp der „kulturnost“ anbieten, das sich vor allem in Abgrenzung zu den slawischen Nachbarvölkern der Tschechen herausgebildet hat. Langers schlüssige Argumentation zeigt am tschechischen Beispiel, dass die

Berücksichtigung der Temperamentenlehre und der Klimatheorie im Hinblick auf die Mythos- und Stereotypenbildung im 19. Jahrhundert vielversprechende neue Erkenntnisse zutage fördern könnte.

Der von Katrin Berwanger und Peter Kosta herausgegebene Band dokumentiert ein breites Spektrum unterschiedlichster, oft (sub)disziplinär begründeter Ansätze zur Annäherung an die mentalitäts- und ideologiegeschichtlichen Phänomene nationaler Geschichtsmymen und mit ihnen verbundener Heterostereotype. Neben einigen wenig innovativen oder (bewusst) disziplinär beschränkten Beiträgen enthält der Sammelband etliche Aufsätze, die eine Fülle von Anregungen und neuen Perspektiven offerieren, die auch für die den Philologien benachbarten Disziplinen von erheblichem Nutzen sein können. Dem von den Herausgebern formulierten Anspruch, mit der Dokumentation der Potsdamer Tagung „wieder einige Bausteine mehr zu diesen Forschungsbereichen“ (S. XI) hinzugefügt zu haben, wird der Band auf diese Weise gerecht, und es bleibt zu wünschen, dass er von einer breiten wissenschaftlichen Öffentlichkeit auch jenseits der Slavistik wahrgenommen wird.

Eugen Kotte, Vechta

Der Text und seine Spielarten im polnischen Barock. Bausteine zu einer Epochensynthese, hrsg. v. Herta Schmid. München: Verlag Otto Sagner 2005, 208 S. (Die Welt der Slaven. Sammelbände – Sborniki. 23).

In der polnischen Kultur- und Literaturgeschichte kommt dem Barock und seiner polnischen Ausprägung, dem Sarmatismus, eine besondere Bedeutung zu. In diesem Sinne stellt die späte Veröffentlichung der Beiträge eines internationalen Kongresses, der zum Thema „Der Text und seine Spielarten im polnischen Barock“ bereits vom 24.–26. November 1995 an der Universität Potsdam stattfand und an dem Polonisten aus Polen, Deutschland und den Niederlanden teilnahmen, einen wichtigen, immer noch aktuellen, wissenschaftlich fundierten Beitrag zur weiteren Verbreitung des polnischen Barock und seiner kulturellen Errungenschaften im deutschsprachigen Raum dar. Der Band mit seinen überwiegend literaturwissenschaftlichen Beiträgen gliedert sich in vier Kapitel: I. Zur Methodik einer Literaturgeschichte des Barock (S. 16-46) mit einem Grundsatzbeitrag;

II. Beiträge zu einer ergozentrischen Literaturgeschichte des polnischen Barocks mit fünf Aufsätzen (S. 46-59); III. Beiträge zu einer interdisziplinären Literaturgeschichte des polnischen Barock (S. 103-150) mit vier Beiträgen; IV. Beiträge zur Wort- und Sprachgeschichte der polnischen Barockliteratur. Das letzte Kapitel umfasst zwei Texte, die nahelegen, dass eine Literaturgeschichte des Barock ohne Berücksichtigung der Sprachwissenschaft kaum machbar ist.

Der Untertitel der Publikation „Bausteine zu einer Epochensynthese“ verweist darauf, dass zwar der Barock im Mittelpunkt fast aller Beiträge steht, doch nicht alleiniger Beziehungs- und Gesichtspunkt bleiben muss. Die trinationale Zusammensetzung der Verfasser der einzelnen Beiträge, zumeist Polonisten und Slawisten, wie auch ihr komparatistisches Interesse führten zu oft vergleichenden Betrachtungen des Barock unter Berücksichtigung paralleler, zeitverschobener und nationalspezifischer Erscheinungen im gesamteuropäischen Kontext, aber auch im Rückbezug auf vorhergehende Epochen wie der Renaissance und des Mittelalters. So analysiert der deutsche Slawist Witold Kośny (Berlin) in seiner in deutscher Sprache verfassten Barockbearbeitung das spätmittelalterliche Prosawerk „Historyja o Otonie“ (S. 81-91) von Tomasz Nargielewicz in seinen Filiationen mit der älteren deutschen, französischen und polnischen Literatur, um im Vergleich das Besondere des polnischen Barock resp. des Sarmatismus an Fabelführung und Motivid herauszuarbeiten. Die beiden niederländischen Beiträge von Henriette Alida Menting und Jan IJ Van der Meer (Amsterdam) berücksichtigen neben der polnischen Literatur auch die russische und niederländische bzw. die polnische und italienische Literatur. Menting beschäftigt sich in ihrem Beitrag „Concetto-Prinzip von M.K. Sarbiewski in Simeon Polockijs ‚Komidija pritci o bludnem syne‘“ mit der Frage, ob Polockijs Concetto-Auffassung auf Sarbiewskis Concetto-Definition zurückzuführen ist (S. 60-72). Van der Meer setzt die Auseinandersetzung mit dem Drama in der polnischen Literatur fort und zwar am Beispiel „der Moral in den Barockkomödien Stanisław Herakliusz Lubomirskis“ (S. 60-72).

Einen sehr gut strukturierten Überblick über „Fragen zum Barock“ ermöglicht der in die Problematik der Epoche einführende Grundsatzbeitrag von Alina Nowicka-Jeżowa (Krakau), der Bedingungen einer synthetischen Literaturgeschichtsschreibung der Barockepoche und deren Ziele generell thematisiert und zur Diskussion stellt. So warnt die polnische Autorin in ihren Ausführungen insbesondere vor Dilettantismus, der sich immer dann einstelle, wenn sich der Literaturwissenschaftler zu weit von seiner eigentlichen Wissenschaftsdis-

ziplin entferne und der Versuchung unterliege, konkrete literaturwissenschaftliche Methoden und Analysen zugunsten einer allgemeinen Kulturgeschichte aufzugeben. Deshalb fordert Nowicka-Jeżowa eine Rückkehr zur „ergozentrischen“ Literaturwissenschaft, eine Wiederbesinnung auf die Literarizität der Texte.

Einige Autoren gehen in ihren Beiträgen nicht nur auf die fremden Sprachen und Literaturen in der polnischen Barockliteratur ein, sondern richten ihren vergleichenden, grenzüberschreitenden Blick auch auf nichtliterarische Kunstbereiche wie beispielsweise Henriette Stößl (Potsdam), die auf die Funktionsweise emblematischer Strukturen bildlicher Darstellungen am Beispiel von Daniel Naborowskis Gedicht „Impreza: Calando Poggiando, To Na Dól, To Do Góry“ näher eingeht und Naborowskis „Impreza“ mit der Emblemauffassung des Arianers Józef Domanewski vergleicht (S. 103-115). Mit der Emblematik beschäftigt sich auch Sabine Mödersheim (Madison/Freiburg), die in ihrer Fallstudie „Bild und Buchstabe: Emblematik und visuelle Poesie in Stettin“ (S. 116-128) den Zusammenhang zwischen dem Emblemgedicht und den traditionellen Formen visueller Poesie untersucht. Paweł Stępień (Warschau) „Amarant‘ heißt ‚nicht welkend‘. Die Geheimnisse der neoplatonischen Architektur der ‚Roksolanki‘ (Ruthenischen Mädchen) von Szymon Zimorowic“ und Herta Schmid (Potsdam) „Das Concetto im polnischen Barock. Am Beispiel Zbigniew Morsztyns und mit einem Blick auf Bruno Schulz“ (S. 151) untersuchen dagegen „bimediale Kombinationen bzw. innere Aufnahmen nicht literarischer Kunstarten“ (S. 9) in literarischen Texten. Stępień nähert sich in seinem Vergleich zwischen den genannten und zwei Idyllen seines Bruders Bartołomiej Zimorowic der Thematik Dichtung und Architektur, indem es ihm gelingt, den Einfluss eines architektonischen Bauprinzips in „Roksolanki“ nachzuweisen, das er in zwei Schemata darstellt, der veranschaulichten Symmetrie im Zyklus und der mathematisch errechneten symmetrieübergreifenden „göttlichen Proportion“. Herta Schmid, die mit dem Grundthema des Concetto am Beispiel Zbigniew Morsztyns und mit einem Blick auf Bruno Schulz einen Bogen zurück zu den ergozentrischen Aufsätzen im zweiten Kapitel des Sammelbandes schlägt, untersucht, wie Morsztyn zunächst der zeitgenössischen Concetto-Mode folgt, dann aber versucht, sich von ihr zu lösen, indem er die bisher strukturbestimmende Funktion auf andere Verfahren überträgt. Am Beispiel von Bruno Schulz' Jahreszeitenerzählung „Martwy sezon“ versucht sie in der Barockpoetik einen funktionalen Vorläufer der Moderne zu erkennen.

Für die Texte des Barock sind „Makkaronismen“ kennzeichnend, die mit Wörtern und Sätzen aus einer anderen Sprache durchsetzt sind bzw. aus einer Mischung verschiedener Sprachen bestehen. Im polnischen Falle kommen diese fremden Einschübe vor allem aus dem Lateinischen, dem Griechischen und Französischen, zum Teil aber auch aus anderen slawischen Sprachen. Diese Problematik stellen polnische Wissenschaftler dar wie Janusz Rieger (Warschau) in seinem Beitrag über rusinisch-ukrainische Schriftsteller, die in polnischer Sprache schrieben – „Kilka uwag o polszczyźnie pisarzy-Rusinów“ (S. 197-208), Dariusz Chemperek (Lublin) in seinem Aufsatz über Probleme der Entstehung, Translation und Rezeption des Werkes „Descriptio gentium“ von Maciej Kazimierz Sarbiewski und Daniel Naborowski – „Descriptio gentium‘ Macieja Kazimierza Sarbiewskiego i Daniela Naborowskiego. Problemy powstania, translacji i recepcji utworu“ (S. 93-102).

Rieger stellt die interessante Frage, aufgrund welcher Kriterien die zweisprachigen ruthenischen Barockschriftsteller einer bestimmten Nationalliteratur zugeordnet werden können. Entgegen bisher vorherrschenden Auffassungen, diese Autoren automatisch der polnischen Literatur zuzurechnen, sieht er in der bisher von der Forschung kaum berücksichtigten Sprache das wichtigste Zuordnungsprinzip. In den herausgestellten sprachlichen Besonderheiten (u.a. sich abwechselnde lateinische und kyrillische Textpassagen, Makkaronismen, die Verwendung von Archaismen, Entlehnungen, die Verwendung von Antonymen, Synonymen und Vergleichen) erkennt Rieger eine für die Werke dieser Autoren typische „wechselseitige Durchdringung der Kulturen und Traditionen“ (S. 195).

Alicja Nagórkos (Berlin) Beitrag „Ethnolinguistische Analyse des Lexems ‚Gospodarz‘ und seine Derivate“ (S. 186-196), in dem die Sprachwissenschaftlerin den Bedeutungswandel des Titelwortes „gospodarz“ im polnischen Kontext und in Bezug auf seine deutschen Äquivalente untersucht und Riegers bereits vorgestellter Aufsatz ergänzen sich in ihren Untersuchungen zum Thema „Wort- und Sprachgeschichte der polnischen Barockliteratur“ hervorragend und bilden das vierte und letzte Kapitel des Bandes. Nagórko geht in ihrer Analyse von der ethnolinguistischen Annahme aus, dass sich im lexikalischen System auch ein „ethnozentrisches Weltbild“ verbergen würde (S. 186). In der besonderen Bedeutungsgeschichte des Lexems „gospodarz“ glaubt Nagórko eine Neigung der polnischen Kultur zur Personalisierung aller menschlichen Beziehungen und eine Ablehnung des Amtlichen zu erblicken, während die engere Bedeutung

von „godspodarz“ im Deutschen mit einer anderen Kultureinstellung in Verbindung gebracht werden müsse.

Den in polnischer bzw. in deutscher Sprache publizierten Beiträgen schließt sich eine in einer „kontrastiven Sprache“ (siehe Vorbemerkungen) verfasste Zusammenfassung für jene Leser an, welche die eine oder die andere Sprache nicht beherrschen. Auf diese Weise ermöglicht der Sammelband eine schnelle Orientierung und einen Gesamtüberblick für einen eingeschränkten, vor allem slawistisch-polonistisch interessierten Leserkreis.

Die „Bausteine zu einer Epochensynthese“ des polnischen Barock stellen einen wichtigen Versuch dar, sich dieser Epoche Länder, Literaturen und Kunstgattungen übergreifend zu nähern, ihren großen geistigen, künstlerischen und literarischen Reichtum im europäischen Kontext zu erkennen, anzueignen und zu verbreiten. Zugleich bildet der Band mit seinem differenzierten Textmaterial eine für die Lehre, vor allem aber die weitere interphilologische und interdisziplinäre Forschung wichtige und solide Grundlage – eine besondere Stärke dieser Fachpublikation.

Hans-Christian Trepte, Leipzig

Andrea Ajzensztejn, Die jüdische Gemeinschaft in Königsberg. Von der Niederlassung bis zur rechtlichen Gleichstellung. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2004, 364 S. (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa. 10).

Die Gemeindemonografie ist eine traditionelle Darstellungsform der jüdischen Geschichtsschreibung. Sie kann verschiedene Ziele verfolgen: sie kann im eigentlichen Sinne lokalhistorisch die Entwicklung einer konkreten Gemeinde möglichst breit aufarbeiten; oder sie kann am Beispiel dieser einen Gemeinde wenige, spezifische Fragestellungen untersuchen und deren Geschichte damit in einen übergeordneten Problemzusammenhang stellen.

Die vorliegende Arbeit leistet vor allem ersteres, wenngleich die Autorin Andrea Ajzensztejn in ihrer Einleitung betont, dass „die Ausarbeitung von Regional- und Lokalstudien (...) als Grundlage zum Entstehen eines Gesamtbilds der Geschichte der Juden in Deutschland dienen“ könne (S. 6) und sie ihre Arbeit in diesem Sinne als Baustein einer größeren – kollektiv zu leistenden – Gesamtdarstellung begreift,

deren Bezugsrahmen allerdings weniger „gesamt“ deutsch als vielmehr preußisch ist. Den Schwerpunkt ihrer Untersuchung legt Ajzensztejn auf die inneren und äußeren „Faktoren der Entwicklung und Bewußtseinsbildung der jüdischen Gemeinschaft in Königsberg“ (S.7) von der offiziellen (d.h. obrigkeitlich genehmigten) Einrichtung einer Gemeinde im Jahr 1722 bis zur Begründung des Norddeutschen Bundes im Jahr 1866. Der eigentlichen Darstellung vorangestellt ist ein kursorischer Überblick über die zunächst noch vereinzelte Niederlassung jüdischer Familien in Königsberg seit dem 17. Jahrhundert. Zeitlich schließt die Arbeit damit zu einer 1996 von Stefanie Schüler-Springorum veröffentlichten Monografie auf, die den Zeitraum 1871–1945 abdeckt.¹ Damit ist nun erstmals die Gesamtgeschichte der jüdischen Gemeinde (wenn auch nicht der Juden insgesamt) in Königsberg durch neuere Publikationen abgedeckt.

Die Arbeit ist, neben dem einleitenden Teil, in zwei große zeitliche Blöcke (von der Gemeindegründung bis zu den Napoleonischen Kriegen sowie vom Wiener Kongress bis zum Norddeutschen Bund) gegliedert, innerhalb derer jeweils „klassische“ Themen einer Gemeindemonografie wie politisch-rechtliche Rahmenbedingungen, Wirtschaftsleben, Institutionen und Sozialstruktur der Gemeinde sowie (innerjüdische) religiöse Auseinandersetzungen behandelt werden. Darüber hinaus wird jeweils ein gesonderter Abschnitt dem Thema „Die Königsberger Universität und die Juden“ gewidmet. Eher unterbelichtet bleiben dabei die tagtäglichen, unmittelbaren sozialen Beziehungen zwischen den jüdischen und nichtjüdischen Bewohnern von Königsberg. Hier kommt die Autorin über Gemeinplätze wie „beide Kreise blieben meistens unter sich“ (S. 330) kaum hinaus.

Königsberg war im 18. Jahrhundert eines der Zentren der jüdischen Aufklärung in Preußen, wo unter anderem 1784 die Zeitschrift „Hameassef“ („Der Sammler“) in deutscher und hebräischer Sprache begründet wurde. Dementsprechend viel Raum widmet die Autorin im ersten Block ihrer Darstellung diesem Thema, indem sie die Protagonisten (wie Markus Herz, Isaak Abraham Euchel oder David und Wulff Friedländer) dieser Bewegung und deren Aktivitäten (neben der bereits erwähnten Zeitschrift etwa die Gründung der so genannten „Gesellschaft der Freunde“, einer Art sozial engagierter Loge als Gegenentwurf zu den traditionellen Bruderschaften) vorstellt. Außerdem geht sie auf die Bedeutung Kants für die jüdische Aufklärung

¹ Stefanie Schüler-Springorum, *Die jüdische Minderheit in Königsberg / Preußen 1871–1945*. Göttingen 1996.

und namentlich auf seine jüdischen Studenten wie Markus Herz (der nicht nur zu einer der zentralen Figuren der jüdischen Aufklärung, sondern auch zu einem engen Mitarbeiter Kants wurde) ein.

Im zweiten, dem 19. Jahrhundert gewidmeten Block verschiebt sich der Schwerpunkt von dieser im Wesentlichen geistesgeschichtlichen auf eine mehr politikbezogene Perspektive. Ajzensztejn schildert hier vor dem (knapp skizzierten) Hintergrund der politischen Ereignisse vom Wiener Kongress über den Vormärz und die Revolution von 1848 bis hin zur Gründung des Norddeutschen Bundes die Bemühungen Königsberger Juden um eine politische und rechtliche Emanzipation und die Auswirkungen dieses „Wandlungsprozesses“ auf die innere Entwicklung der jüdischen Gemeinde.

Insgesamt wird ein breites Spektrum von Fragen und Themen angesprochen, was einerseits dem Leser einen guten Überblick vermittelt; andererseits aber zu Lasten der analytischen Tiefenschärfe geht. Der von der Autorin zu Recht gewählte Fokus auf Königsberg als Zentrum der jüdischen Aufklärungs- und später Emanzipationsbewegung kommt in der sehr kleinteilig angelegten Arbeit als tragendes und strukturierendes Element nicht zur Wirkung.

Ungenutzt gelassen hat Ajzensztejn auch die Gelegenheit, die Bedeutung Königsbergs als Schnittpunkt zwischen Ost und West und damit auch als Ort des Aufeinandertreffens und der möglichen Vermittlung verschiedener jüdischer Lebenswelten genauer zu betrachten (sie widmet diesem Thema lediglich eine weniger als kursorische Erwähnung von gerade einmal drei Seiten). Damit bleibt sie einer Spielart jüdischer Geschichtsschreibung verpflichtet, die säuberlich zwischen so genannten Ost- und Westjuden trennt und sich für Übergänge, Schnittmengen und Austauschprozesse eher nicht interessiert.

Wer sich also von der vorliegenden Studie einen analytisch zugespitzten Zugriff oder inhaltliches und methodisches Neuland erhofft, wird sicher enttäuscht sein. Wer aber einen deskriptiven, auf Fakteninformationen konzentrierten Überblick über die Geschichte der jüdischen Gemeinde Königsbergs von ihrer Gründung bis zur rechtlichen Gleichstellung der Juden in Preußen sucht, der ist mit dieser Arbeit gleichwohl gut bedient.

Heidmarie Petersen, Leipzig

Baltic Postcolonialism, hrsg. v. Violeta Kelertas. Amsterdam/New York: Rodopi 2006, VI, 464 S. (On the Boundary of Two Worlds: Identity Freedom, and Moral Imagination in the Baltics. 6).

Während „Okkupation“ zum festen Bestand der baltischen lieux de mémoire gehört, denkt man beim Begriff „Kolonialismus“ normalerweise nicht an das Baltikum. Estland, Lettland und Litauen gelten weder bei den Einheimischen noch bei Menschen außerhalb des Baltikums als *postcolonial*. Dennoch steht das „nachkoloniale“ Wesen dieser Gesellschaften im Mittelpunkt des neuen von Violeta Kelertas (University of Chicago) herausgegebenen literaturwissenschaftlichen Sammelbands.

Ausgangspunkt des Bandes ist der nachgedruckte Aufsatz von David Chioni Moore (Macalester College) „Is the Post- in Postcolonial the Post- in Post-Soviet? Toward a Global Postcolonial Critique“.¹ Nach der Einführung der Herausgeberin, die die Geschichte der Verwendung des Postkolonialismus-Begriffs auf das Baltikum nachzeichnet, führt Moores Aufsatz Argumente für diese Verwendung an und plädiert für die Einreihung des gesamten postsowjetischen Raumes, von Magdeburg bis Tiflis, in die nachkoloniale Welt und somit auch in den nachkolonialen Forschungsansatz.

Viele der restlichen 13 Autoren (insgesamt 20 Beiträge von 15 Autoren) des Sammelbandes rechtfertigen explizit den Begriff *postcolonial* in Bezug auf die baltischen Staaten und greifen einige der gleichen Argumente mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen auf. Danach hätten baltischen Staaten alle wesentlichen Merkmale der Postkolonialität. Sie litten unter einer langen, alle Aspekte des Lebens prägenden Fremdherrschaft. Die auch in anderen kolonialen Gebieten angewendeten Herrschaftstechniken kämen im Baltikum zum Einsatz: militärische Unterwerfung, politische Bevormundung und Unterdrückung, wirtschaftliche Ausbeutung, demografische, kulturelle und sprachliche Verdrängung usw. Dennoch, konstatieren Moore u.a., werde der Begriff stets für Asien, Lateinamerika, Afrika und sogar zum Teil für die Vereinigten Staaten, nicht aber für den postsowjetischen Raum verwendet.² Warum? Da sei zum einen die unter

¹ Publications of the Modern Language Association of America 116 (Jan. 2001), Nr. 1: Special issue on Globalizing Literary Studies, S. 111-128.

² Dies gilt im deutschen Sprachraum genauso. Man sucht beispielsweise in Jürgen Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte. Formen. Folgen*. München 2003, vergeblich nach irgendeiner Erwähnung der ehemals russischen und sowjetischen Kolonien im Kaukasus,

westlichen Intellektuellen (aber ganz besonders unter einflussreichen französischen Denkern der 1950er Jahre) verbreitete Abneigung festzustellen, die Sowjetunion zu verurteilen und den Marxismus als historischen Gegensatz zum kolonialen Imperialismus aufzugeben. Der Kolonialismus werde als spezifischer Auswuchs des Kapitalismus verstanden. Zum anderen stehe zumindest im Baltikum die für die westlichen Kolonialreiche typische kulturellen Hierarchie zwischen Zentrum und Peripherie auf dem Kopf: die Repräsentanten der russisch-sowjetischen Kolonialmacht wurden in den baltischen Staaten eben nie als mit kulturellen Techniken überlegen ausgestattete Herrscher verstanden, sondern eher als „asiatisch“ geprägte Eroberer. Die Assoziation kolonisierter Völker mit außer-europäischen Ethnien und die baltischen Völker mit Europa spiele dabei eine wesentliche Rolle.

Die Beiträge untersuchen Beispiele aus der baltischen Literatur (oder in einem Fall aus der deutschen und sowjetischen Propagandasprache) und graben auf verschiedenen Ebenen nach Anzeichen kolonialer Erfahrungen oder, im Falle der nach 1991 geschriebenen Werke, nach Restspuren dieser Erfahrungen. Dieses etwas merkwürdig anmutende Verständnis von „Post-“ folgt der breiten Postkolonialismusforschung, wobei sowohl die Kolonialzeit selbst als auch die darauffolgende, von der Kolonialzeit nachhaltig geprägte (Post-)Zeit zum Gegenstand dazu gehören. Es handelt sich dabei um Spuren kolonialer oder kolonial geprägter Selbstbilder, Allegorien, Sprache und Identität. In der baltischen Literatur wird Kolonialität unter anderem in *mimicry* (das nie ganz gelungene Nachahmen der fremden Herrscher), Trauma sowie in zeitlicher und örtlicher Desorientierung sichtbar.

Mehrere Autoren beziehen sich auch auf Überschneidungen zwischen postkolonialen und postmodernen Phänomenen in der untersuchten Literatur, so Karlis Račevskis (Ohio State University), der *postcolonial* und *postmodern* Elemente beide als Versuche, die fundamentalen Prinzipien des Westens in Frage zu stellen, verstanden haben will, und Karl Jirgens (University of Windsor), der beide als Wege zur psychischen Freiheit bezeichnet. Mehrere Autoren machen auch auf das koloniale Potenzial der Globalisierung und rapiden Verwestlichung, also von *McWorld* in der Jetztzeit, aufmerksam.

Für literaturwissenschaftlich eher weniger bewanderte Leser (wie der Verfasser dieser Rezension) sind manche Begriffe vielleicht etwas

Zentralasien oder Europa. Dagegen umfassen die Ausführungen von David Chioni Moore alle Ostblockstaaten.

schwer zu verdauen, z.B. Begriffe wie „motility“, „*au-delà*“, „interstitial“ und die Differenzierung zwischen „other“ und „Other“. Die „*libidinal economy of lovers*“ mag auch dazugehören. Dagegen wird die Begegnung mit den Ideen der wesentlichen Theoretiker der *postcolonial studies* durch ihre Anwendung an einem bekannten Gegenstand erleichtert. Werke von Homi Bhabha, Ngugi wa Thiong'o, Gayatri Chakravarty Spivak und andere tauchen immer wieder auf und liefern vielen Beiträgen Ideen und Impulse.

Während einige Beiträge die bis ins Mittelalter zurückreichende Kolonialzeit der baltischen Völker konstatieren, liegt eine Schwäche des Bandes, eine Schwäche, die Kelertas eingesteht, darin, dass nur ein Beitrag explizit die vorsowjetische Kolonialzeit zum Gegenstand hat, ein Aufsatz von Piret Peiker (Turku) über die estnische Adaption eines deutschen Romans im 19. Jahrhundert. Er zeigt, wie dieser Kolonialroman über die Spanier in Peru in der estnischen Fassung andere Perspektiven – eben die der Kolonisierten – betont.

Ein einfallsreicher Beitrag, der etwas aus der Reihe tanzt, ist der Aufsatz von Arūnas Sverdiolas (Lithuanian Academy of Sciences), der die Situation in Litauen unter der Sowjetherrschaft als Leben in einer „Retorte“ und seit der Wende einerseits mit einem Sieb, andererseits mit einem Bienenstock vergleicht. So veranschaulicht er überzeugend und bildhaft den Übergang vom engen kulturellen Raum der Kolonialzeit zum offenen Raum der Nach-Kolonialzeit. Litauer stehen den kulturellen Inhalten des postkolonialen Zeitalters praktisch traditionslos gegenüber und rezipieren sie daher ohne die jahrzehntelangen kulturellen Ablagerungen, die für eine Teilnahme am Diskurs mit anderen Völkern oder sogar mit anderen Litauern notwendig wären: Russisch wird vergessen, aber Englisch noch nicht verstanden, vorangehende Diskurse werden übersprungen, innerlitauische Diskurse finden in völliger Isolation voneinander statt (jeder in seiner eigenen Bienenwabe). Das Ergebnis ist zum Beispiel, dass man in Litauen Camus als dessen Zeitgenosse begegnet – ohne den „Stammbaum“ vorangegangener Rezeption, ohne „Archäologie“, also ohne durch die kulturellen Ablagerungen der Zwischenzeit durchgraben zu können.

Die Sammlung richtet sich sowohl an Postkolonialismus-Interessierte, die in Osteuropa „schnuppern“ wollen, als auch an diejenige, die sich im Baltikum auskennen, aber eine Bereicherung des Faches durch die Anwendung von Postkolonialismus-Theorien erwarten. Das Buch lässt sich auch als Programm oder Aufruf lesen, als Aufforderung, über den Tellerrand der Baltistik oder gar der Osteuropastudien zu

blicken und Theorien aus fremden Fächern anzuwenden oder Vergleiche mit exotischen Gebieten anzustellen.

Mark R. Hatlie, Tübingen

Deutschland, Russland und das Baltikum. Beiträge zu einer Geschichte wechsellvoller Beziehungen. Festschrift zum 85. Geburtstag von Peter Krupnikow, hrsg. v. Florian Anton u. Leonid Luks. Köln (u.a.): Böhlau 2005, 408 S., Abb. (Schriften des Zentralinstituts für Mittel- und Osteuropastudien. 7).

Von Bischof Alberts Nordosterweiterung der katholischen Welt zur Osterweiterung von NATO und EU im Jahre 2004: der zeitliche Rahmen, den diese Festschrift sich steckt, ist mit gut 800 Jahren zwar gewaltig. Als (späte) Würdigung für das weite Betätigungsfeld des Rigenser Historikers Peter Krupnikow erscheint dieses Spektrum allerdings durchaus als angemessen. 18 Aufsätze jüngerer und älterer Kolleginnen und Kollegen beschäftigen sich mit historischen, politologischen sowie kunst- und literaturhistorischen Fragen, die meist lettländische oder zumindest baltische Zusammenhänge direkt zum Gegenstand haben. Anspruch und Tiefgang sind unterschiedlich verteilt, globalgeschichtliche Reflexionen wie biografische Perspektiven stehen unmittelbar neben historiografischen Übersichten, aktuellen Betrachtungen und persönlichen Erinnerungen, wie etwa denjenigen von Harro von Hirschheydt an die Umsiedlung der Deutschbalten aus Kurland 1939 (S. 227-244). Nimmt man die dem Band beigefügten 22 kurzen Texte über „Begegnungen mit Peter Krupnikow“ als Maßstab, ist Verena Dohrns zum Teil ihrem Buch „Baltische Reise“¹ entnommener Beitrag „Ein Spaziergang im jüdischen Riga“ (S. 187-200) sicher das Tüpfelchen auf dem i in dieser Festschrift: In vielen der am Ende des Bandes zusammengestellten „Begegnungen“ tritt Krupnikow als grandioser Stadtführer auf, der in seinen Schilderungen auf Spaziergängen durch Riga meisterhaft Geschichte lebendig werden zu lassen imstande ist. – Texte, zumal in derartigen Sammelwerken, haben naturgemäß nicht immer diese beneidenswerte Fähigkeit. Damit kommen wir zu einer knappen Übersicht über die hier versammelten mal mehr, mal weniger wissenschaftlichen Texte.

¹ Verena Dohrn, *Baltische Reise. Vielvölkerlandschaft des alten Europa*. Frankfurt a.M. 1994.

Mit Riga und seiner Geschichte ist außer Dohrns die Vergangenheit in der Gegenwart spiegelnden Impressionen nur noch die biografische Skizze von Volker Baron von Buxhoeveden über seinen Urahn Bischof Albert von Riga verbunden (S. 35-54). Dieses Porträt einer ambivalenten Persönlichkeit zwischen diplomatischem Staatsmann und gewaltbereitem Missionar wird trefflich ergänzt von Hans-Heinrich Noltes Versuch einer Einordnung der Kolonialisierung und Missionierung des Ostbaltikums im 13. Jahrhundert in globalgeschichtliche Zusammenhänge (S. 19-34). Der Einbezug in ein von Rom aus kontrolliertes Rechtssystem wird von Nolte bewusst stärker betont als die nicht erst durch Huntington instrumentalisierte Etablierung des Lateinertums im unmittelbaren Grenzgebiet zur Orthodoxie. Infolge der Säkularisierung des Westchristentums habe sich schließlich das Europa konstituiert, zu dem die baltische Religion nun zweifellos gehörte. Dass sich in Alt-Livland keine protonationalen Strukturen entwickelt haben, deutet der Autor als „Baustein für die spätere imperiale Periode“ in der Region (S. 31). Mit dem Erbe eines Teils dieser imperialen Periode, den so genannten „guten Schwedenzeiten“, beschäftigt sich Ilvars Misāns in seinem hübsch betitelten historiografischen Überblick – „Gute Zeiten? Schlechte Zeiten?“ (S. 67-85). Deutlich arbeitet er heraus, wie abhängig die Beurteilung der schwedischen Vormacht von der jeweiligen politischen Konjunktur in Lettland war. Seinem Appell, dass das 17. Jahrhundert kein Stiefkind der lettischen Geschichtsschreibung bleiben dürfe, kann man sich nur anschließen. Lesenswert sind auch Imants Lancmanis' Reflexionen über das Erbe Kurland-Semgallens in der lettischen Geschichte (S. 87-108). Schließlich bietet das zwischenzeitlich zur Kolonialmacht aufgestiegene kurländische Fürstentum trotz seiner Unterstellung unter die Rzeczpospolita und später St. Petersburg in gewisser Weise die einzige „vorzeigbare“ Staatstradition des Landes, weshalb manch ein Lette im Juni 2006 bei der Fußball-WM ja auch zu Trinidad & Tobago gehalten haben soll. Die lettischen Wappentiere Greif und Löwe hingegen seien trotz ihrer polnischen Herkunft „zu innig verehrten und geliebten Symbolen der Unabhängigkeit Lettlands“ geworden (S. 94). Die von Lancmanis kundig präsentierten Spuren kurländischer Geschichte in Europa reichen von Pariser Prinzessinnen über klamme Preußen bis zur tschechischen Nationalschriftstellerin Božena Němcová. Bei der heutigen Generation von Letten, so sein Fazit, könne auch weniger von einer Identifikation mit Kurland als Staatsgebilde die Rede sein; vielmehr handele es sich um „unzählige kleine Affinitäten mit dem magischen Geist Alt-Kurlands“

(S. 107). Peter Krupnikow könnte gewiss noch einiges Magische hierzu beisteuern.

Zwei weniger mit dem Baltikum verbundene Beiträge haben historische deutsch-russische Männerfreundschaften im Blick – virtuelle wie reale. Leonid Luks vergleicht den Antisemitismus eines Heinrich von Treitschke mit dem des berühmten russischen Schriftstellers Fedor Dostoevskij (S. 155-186), während Ludmila Thomas bei der Untersuchung der politischen Biographie des langjährigen sowjetischen Außenministers Georgij Čičerin (S. 201-225) interessanten Hinweisen auf die enge persönliche Beziehung zum deutschen diplomatischen Vertreter in Moskau Graf Ulrich von Brockdorff-Rantzau nachgeht. Jürgen Zaruskys kluge Beobachtungen über die Entstehung von Valerij Grossmans Jahrhundertroman „Leben und Schicksal“ (S. 245-276), dessen im Kontext des Systems subversive Freiheitskonzeption schon in früheren Werken nachzuempfinden sei, beschäftigt sich wie Luks' Beitrag zuvor mit Facetten des russischen Antisemitismus. Leider scheint Zaruskys Sicht auf den Zweiten Weltkrieg vom großmächtigen deutsch-russischen Kontext so verengt zu sein, dass er es sich nicht nehmen lässt, die nicht nur im Baltikum und nicht nur von der lettischen Präsidentin Vaira Vīķe-Freiberga vorgebrachte These, der Zweite Weltkrieg habe erst „1990“ (nicht: 1991 oder gar 1994?) geendet, als irritierende „ethno-nationalistische Sicht“ zu brandmarken. Wie der Autor sicher weiß, ist eine solche „eigene“ Perspektive auch der russischen Seite nicht ganz fremd, was freilich nichts beschönigen soll. Seine Behauptung, die Auffassung der Präsidentin werde „dem epochalen Geschehen nicht gerecht“ (S. 276), muss sich aber der Frage stellen, was sich denn ein solches „epochales Geschehen“ nach Ansicht des Autors alles erlauben darf im Hinblick auf die Beschneidung von Freiheit. Hatte sich nicht gerade Grossmann mit Recht gegen derartige Übergriffe des Staates zur Wehr gesetzt?

Gerhard Simons Überlegungen zur „Entkolonialisierung in der Sowjetunion“ aufgrund der nahezu klassischen *korenizacija*-Politik der Förderung nationaler Eliten in den Sowjetrepubliken (S. 277-289) stammen zwar meist aus seinem Standardwerk aus der Endphase des Kalten Kriegs,² doch haben sie an Aktualität nichts verloren, stellt man sie in den Kontext der Vergangenheitsdebatten etwa in den baltischen Republiken, die sich allmählich auch in die Brežnev-Zeit vorwagen. War also die Perestrojka in der westlichen und südlichen Pe-

² Gerhard Simon, Nationalismus und Nationalitätenpolitik in der Sowjetunion. Von der totalitären Diktatur zur nachstalinischen Gesellschaft. Baden-Baden 1986.

riperie der UdSSR eine direkte Folge der Nationalitätenpolitik des „affirmative-action empire“ (Terry Martin)? Simon zufolge muss hier von einer nur halbherzig durchgeführten „Entkolonialisierung“ ausgegangen werden, deren Ergebnisse immer wieder durch Russifizierungsschübe aufgeweicht wurden – genau durch diese Rückschritte wirkte sie jedoch mobilisierend und motivierend auf die nationalen Partieliten, „mehr zu fordern und den Rückzug der Russen und des Russischen zu verlangen“ (S. 284).

Die Entwicklung im Baltikum nach 1991 ist schließlich Gegenstand der abschließenden Beiträge, wobei man eine kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Baltikumpolitik vergeblich sucht, wie sie kürzlich etwa Kristina Spohr Readman vorgelegt hat.³ Natürlich war Derartiges vom ehemaligen Botschafter der Bundesrepublik in Riga, Eckart Herold, nicht zu erwarten (S. 291-299), der hier mit einer knappen Einführung in die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Lettland vertreten ist. Auch Kristina Hansens Überblick über die Beziehungen Moskaus zu Estland (S. 302-317) bleibt etwas an der Oberfläche der faktischen Chronologie, obgleich sie sehr zu Recht nicht mit kritischen Worten über den „beständige[n] Versuch zur Einmischung in die innerbaltischen Angelegenheiten“ aus dem Osten spart (S. 314). Russisch- bzw. estnischsprachige Quellen, die dem Beitrag etwas mehr Tiefe verleihen könnten, sucht man hier allerdings vergebens. Ähnliches gilt auch für Philipp Kerns Ausführungen zu den russisch-europäischen Wirtschaftsbeziehungen unter Vladimir Putin (S. 319-334) und Florian Antons ausführliche Darstellung des Problemfelds „Lettland in Europa“ (S. 335-364), aber vielleicht plagt sich hier auch nur der Historiker-Rezensent mit den universitären Anforderungen an politikwissenschaftliche Texte, stammen doch alle drei genannten Texte von jüngeren Politologen.

Abschließend bleibt – von formalen Ungereimtheiten in der nicht vollständig vereinheitlichten Form der Fußnoten einmal abgesehen – ein durchaus positives Fazit dieser ansprechenden Festschrift. Die hier versammelten Beiträge, von denen naturgemäß nicht alle an dieser Stelle vorgestellt werden konnten, bieten interdisziplinäre Einblicke in ein komplexes Beziehungsgeflecht in Vergangenheit und Gegenwart. Der Jubilar wird mit Sicherheit seine Freude an den ihm gewidmeten Beiträgen und den hier versammelten persönlichen Erin-

³ Kristina Spohr Readman, *Germany and the Baltic Problem after the Cold War. The Development of a New Ostpolitik 1989–2000*. London 2004.

nerungen an sein Wirken haben (bzw. bereits gehabt haben). Ob im Süden Deutschlands oder am Ostseestrand der Rigaer Bucht, sei ganz ihm überlassen.

Karsten Brüggemann, Tallinn

Linus Eriksonas, National Heroes and National Identities: Scotland, Norway and Lithuania. Brussels: P.I.E.-Peter Lang 2004, 320 pp.

Who are the Lithuanians? In the second half of the nineteenth century, it was not hard to answer this question. Lithuanians were not Poles, and, certainly, were not Russians. Yet this was far from sufficient grounds for the newly found historical actor that claimed to be a legitimate heir to the Grand Duchy of Lithuania, a huge multilingual state whose territory stretched from the Baltic to the Black Sea.

As Czesław Miłosz once wittily pointed out, modern Lithuania emerged out of philology and language. In fact, it could be asserted that a bunch of neo-Romantic literati were instrumental in providing Lithuania with a new pattern for collective identity, self-comprehension, and historical narrative. In a way, Lithuania was rediscovered through the moral and historical imaginations, by inventing traditions, by setting up a historical memory to forge a gallery of political and historical heroes, and by fuelling collective sentiment.

For instance, Vytautas Magnus, the Grand Duke of Lithuania, who symbolizes the political power, might, and prestige of the medieval state of Lithuania, also comes as a reminder of Lithuanian religious tolerance. Vytautas Magnus invited Europe's Jews to Lithuania and granted them privileges for commerce and trade. In any case, the fact is that Vytautas Magnus joined the gallery of Lithuanian historical heroes as late as the second half of the nineteenth century – the hero was needed and, therefore, was forged in a typical nationalistic setting.

However, some liberal-minded Lithuanian humanists and public intellectuals tend to underline that it would be naïve now to expect to be able to build a resilient and viable identity on the grounds of celebrating the size of the territory of the Grand Duchy of Lithuania or its military successes and conquests. Some historians recently went so far as to suggest that it makes much more sense to be identified

in the West as someone from the country of Czesław Miłosz or Emmanuel Lévinas than as someone from the country that celebrates its pagan past and medieval heroes, and rejoices in basketball, searching for the geographical center of Europe in the middle of nowhere.

Modern identity is inevitably not only inherited, but more frequently is consciously and freely constructed. And there is no sin in this. Not because this would be a sort of frivolous and irresponsible attitude toward one's collective identity, culture, or surroundings, but only because in our world there are no more road signs. As Zygmunt Bauman has observed, we all inevitably are becoming more or less responsible for our identity, which, in our era, has gone from being an inheritable and learnable phenomenon to becoming a matter of choice and individual responsibility, and even an achievement to be proud of. The modern project did not liberate us from identity – on the contrary, it is becoming even more important and relevant than it was before. But the modern project, unfortunately, empowers us, or perhaps condemns us, to take care of it ourselves, not infrequently in a dramatic manner.

Linas Eriksonas's book "National Heroes and National Identities: Scotland, Norway and Lithuania" might well be described as the hotbed of the aforementioned issues. A comparative study of the creation of the galleries of national heroes, the book also opens up a discursive space for the analysis of why and how these galleries emerge. Combining intellectual history, cultural history, and interdisciplinary study of nationalism, Eriksonas achieves a comparative analysis of the myths and legends that were instrumental in shaping three modern nations through the remembrance or revival of the symbolic galleries of their heroes, awakening their collective sentiment, and historical memory.

At the same time, it could be suggested along the lines of Eric Hobsbawm's studies, that such galleries were far from an innocent reflection on the past or a mere remembrance of a distant and remote epoch – in fact, they represent "the invention of traditions," in Hobsbawm's parlance, or a marriage of political will and ideologically mobilized cultural memory. Obviously, those galleries of heroes could play – and did play in some cases – quite a sinister role allowing authoritarian or totalitarian regimes to instrumentalize and forge history using it as an excuse for illiberal policies or as a license to kill. Yet we would overgeneralize and would try to overreach if we claimed all of them to have had dangerous political and moral implications. Not only conservative imagination or radical and integral

nationalism, but liberal imagination and democratic sensibilities as well can benefit from the narratives and ideas revolving around national heroes. The political setting within which those things surface, operate or are translated into social action is of critical importance. This message of Eriksonas's book is quite important.

The "Wallace Book" in Scotland, the cult of the Hero-King – that is, St. Olav – in Norway, and the myth of Vytautas Magnus, the Grand Duke of Lithuania, thoroughly analyzed by Eriksonas, allow us to remember Thomas Carlyle's "Heroes and Hero-Worship" – the book that was to become both a sort of a reflection of the modern infatuation with historic figures, patron saints, founders, forerunners, etc., and a self-fulfilling prophecy. The hero becomes, in the nineteenth century, a sort of key word and a clue to understanding how some symbolic codes of culture, historical narratives, and political sensibilities work.

As regards Lithuania's case, the myth of Vytautas Magnus was forged by nineteenth-century Lithuanian neo-Romantics who praised medieval Lithuania up to the skies for her alleged virtues, uniqueness of pagan ritual, and culture. Out of their wish to rewrite Lithuanian history redefining Lithuanian-ness and separating it from Polish and other Slavic influences or segments of common legacy of the Grand Duchy of Lithuania, they began glorifying Lithuania's archaic past. However, it did not imply any profoundly illiberal or anti-democratic leanings in this case – curiously enough, such romantic nationalists as the pater patriae Jonas Basanavičius and Jonas Šliūpas were liberal-minded persons (although a cosmopolitan and ethnic prejudice-free Basanavičius, who defended the dignity and rights of Lithuanian Jews, should be distinguished from Šliūpas whose writings betray him to have been rather antisemitic).

Lithuanian late Romantics, or neo-Romantics, represented an important – and very liberal – tendency in Lithuanian nationalism that included not only Jonas Basanavičius and Jonas Šliūpas, the founders of the "Aušra" [The Dawn] movement, but also Vincas Kudirka, founder of the "Varpas" [The Bell] movement and the author of the Lithuanian national anthem. Although quite unpleasant anti-semitic innuendoes can easily be found in Kudirka's satires and pamphlets, his use of such rhetoric can be explained: in early twentieth-century Lithuania, antisemitism was related to anti-urbanism, which was deeply rooted in the collective consciousness of the Lithuanian intelligentsia, itself descended from the peasantry. Needless to say, these movements were inscribed with linguistic and cultural nation-

alism. This sort of nationalism, though sometimes exaggerated, was rather inclusive and liberal. The “Aušra” movement leaders, for example, described a Lithuanian as anyone who had once breathed Lithuania’s air.

Linas Eriksonas’s book is rich in scope and historical breadth, well documented, insightful, incisive, and provocative. It has the best qualities of a comparative study, yet it can hardly avoid some vulnerable points that result from an ambition to embrace many phenomena and to cover an immense historical and discursive territory. The propensity to overreach is one of the typical symptoms of studies like this. On the other side, such works tend to employ what their authors take as a universally valid methodological key trying to unlock all possible locks with it and to answer all questions. Needless to say, it is more reliable to allow the context and major issues in question to speak for themselves and to serve as a point of departure in searching for a method or at least for a critical perspective, and not the other way around.

The book might have benefited from a more elaborate concept of nationalism and also from a chapter or a more developed introduction devoted to the methodological and theoretical problems concerning the concept of nationalism and myriad of its definitions. It is easy to identify Eriksonas as a disciple of Miroslav Hroch, an eminent Czech historian and scholar of small peoples’ national rebirth processes. With all due respect to Hroch and his disciple’s scholarship, this study, however, would have been richer had it included more Lithuanian scholarly sources – not necessarily those of Eriksonas’s fellow historians but, for instance, sociologists who contributed important works to the study of Lithuanian identity and nationalism. Suffice it to mention the works of Vytautas Kavolis, a great Lithuanian émigré sociologist in the United States whose work would have served as the best guide into the moral imagination of modern Lithuania. We cannot lightly assume that anything goes when dealing with Lithuanian identity and nationalism issues or that what works when dealing with Scotland and Norway will automatically work for Lithuania as well. More attention to Lithuanian contributions would not have done any harm to this book. Last but not least, the author of the book ought to have provided the Index.

Yet these critical remarks can in no way diminish the originality and scholarly value of this book which appears as an exciting read and as a daring and thought-stimulating piece of historical enquiry. That the search for heroes is not an exclusively modern obsession, that it

dates back to classical political thinkers and writers, that Machiavelli's concept of *virtù* has to do with Cicero (the relation with whom has been overlooked by intellectual historians and political theorists – see p. 26), and that the search for heroes allow us to understand the logic of modernity with its attempts to legitimize itself through archaic codes, stories, and tales – all this we learn from Linas Eriksonas's enlightening book which deserves to be regarded as a big gain for European historians, not to mention Eriksonas's colleagues in Britain, Norway, and Lithuania.

Leonidas Donskis, Kaunas

Forschungen zur baltischen Geschichte, Bd. 1 und 2, hrsg. v. Mati Laur u. Karsten Brüggemann. Tartu: Akadeemiline Ajalooselts 2006 u. 2007, 286 u. 309 S.

Dank der Initiative von Mati Laur und Karsten Brüggemann liegen die ersten beiden Bände eines neuen Periodikums zur Geschichte des Baltikums und des östlichen Ostseeraums vor. Die „Forschungen zur baltischen Geschichte“ füllen mit ihrer dehnbaren regionalen und weiten historischen Ausrichtung eine Lücke in der bestehenden Zeitschriften-Landschaft und haben das Potenzial, ihren Platz auf Dauer zu behaupten. Sie ist eine international ausgerichtete Fachzeitschrift, die neue Schwerpunkte setzt. Der durch Umsiedlung und Exil bewirkten Zentrierung der internationalen baltischen Forschung in deutschen, schwedischen und amerikanischen Zeitschriften hält sie ein frisches baltisches Kooperationsprojekt entgegen, das die alte Universitätsstadt Tartu als Zentrum der baltischen historischen Forschung reetabliert. Diese kluge Standortwahl wird von den zeitgenössischen Entwicklungen in Wissenschaft und Demografie getragen und schafft die Voraussetzungen für ein dauerhaftes Bestehen.

Angesichts der im multilingualen baltischen Raum zentralen Sprachenfrage wählen die „Forschungen“ einen ebenso eigenwilligen wie mutigen Weg, indem sie die historische *lingua franca* des östlichen Ostseeraums, das Deutsche, als Publikationssprache wählen. Mit dieser Entscheidung widersetzen sie sich dem allgemeinen Trend zum Englischen als internationale Wissenschaftssprache, was Bedenken bezüglich der Rezeption des hier vorgelegten Wissensstandes aufkommen lassen mag. Doch ist für die fachinterne Kommunikation

zur baltischen Geschichte das Deutsche eine wohlbedachte Wahl, zumal englische Zusammenfassungen ohnehin für die notwendige Breitenwirkung sorgen. Dass ein Teil der Artikel nicht originär für die Zeitschrift verfasst wurde, sondern andernorts und in anderen Sprachen im Druck vorliegt, ist dabei kein Manko, sondern verweist auf das zentrale Anliegen der „Forschungen“, Wissensinhalte zu übersetzen und somit der internationalen Forschung neu zu erschließen. Die bislang fehlende Nennung der Übersetzer am Ende der Artikel sollte diesem Anliegen in Zukunft deutlicher Ausdruck verleihen.

Neben den ca. zehn Aufsätzen pro Band findet sich die Rubrik „Mitteilungen“, in der über Konferenzen, abgeschlossene Dissertationen und Habilitationsschriften, laufende Projekte, Förderpreise und die Struktur der jeweiligen nationalen (bislang vor allem estnischen und lettischen) Forschungslandschaft informiert wird. Ein umfangreicher Besprechungsteil mit ausgiebigen Rezensionen einschlägiger Neuerscheinungen schließt die jeweiligen Einzelbände der jährlich erscheinenden „Forschungen“ ab.

Der erste Band verdeutlicht den historisch und räumlich weiten Ansatz der „Forschungen“ und offenbart zugleich eine feine Komposition der Texte. Der Archäologe Valter Lang wirft in seinen einleitenden Überlegungen zum alten Problem der Definition der Wacke nicht allein verwaltungsgeschichtliche Hypothesen um und neue Fragen zur Kontinuität ländlicher Verwaltungsstrukturen über den in den schriftlichen Quellen überbetonten Bruch des 13. Jahrhunderts hinaus auf; er berührt mit seiner Zusammenschau von archäologischen und historischen Quellen im Ringen um die Bedeutung früherer Terminologie die Problematik der richtigen Übersetzung in diachroner Perspektive („Die Wacke im vorzeitlichen und mittelalterlichen Estland. Ein Beitrag zur Erforschung der vorzeitlichen Bodennutzung und des Steuersystems“, S. 7-28). Adäquates Übersetzen setzt Wissen um die historischen Fakten und ihre bewusste Verzerrung voraus – ein Aspekt, auf den auch Anti Selart in der zusammenfassenden Beurteilung seiner Studie zu „Fürst Konstantin von Polock und die Geschichte Livlands im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts“, die den Mythos des Aufeinanderprallens der orthodoxen und der katholischen Welt im baltischen Mittelalter zu dekonstruieren versucht, dezidiert und überzeugend hinweist (S. 29-44). Die Dekonstruktion politisch motivierter Mythen mit Hilfe historisch genauer Übersetzung muss dabei nicht zwangsläufig zu einer Negierung der beschriebenen Geschehnisse an sich führen, wozu die Diskurstheorie mitunter tendiert, son-

dern kann, ganz im Gegenteil, helfen, die historischen Geschehnisse genauer in den Blick zu bekommen – dies ist die Quintessenz des Beitrags von Sulev Vahtre über „Die Briefe an den Papst über den Estenaufstand 1343“ (S. 45-55). Vahtre, der im August 2007 verstarb, gestaltete mit seinen Forschungen zum Widerstand der Esten gegen die Unterwerfung im Mittelalter¹ und in seiner Lehre das estnische Geschichtsbild und Geschichtsverständnis im Übergang zur Selbstständigkeit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts maßgeblich mit – seine „Übersetzungen“ historischer Ereignisse waren im politischen Umbruch richtungweisend und machten ihn zu einem der wichtigsten estnischen Historiker des 20. Jahrhunderts.

Neu- oder Umbenennungen zeitlicher Perioden gliedern die Geschichte neu, wie Margus Laidre in seinem Beitrag „Der Hundertjährige Krieg (1558–1660/61) in Estland“ (S. 68-81) erneut vor Augen führt.² Der Vorschlag, das frühneuzeitliche Ringen um das *dominium maris baltici* zwischen Schweden und Polen im Baltikum von 1558 bis 1629 als „Zeit der Kriege“ zu bezeichnen, wurde schon von Vilho Niitemaa und Sulev Vahtre diskutiert.³ Laidre erweitert den Zeitraum dieser Kriegszeit bis zu den Friedensschlüssen von Oliwa und Kardis, in denen Polen und Russland die schwedische Position im Baltikum anerkannten, und bezeichnet ihn als „Hundertjährigen Krieg in Estland“. Mit dieser Bezeichnung verweist er explizit darauf, dass das Ringen um den Ostseeraum und die Nachfolge Alt-Livlands kein Sonderfall in der europäischen Geschichte war, sondern mit anderen Regionen verglichen werden kann. Gegen die Idee eines baltischen Sonderwegs in der Frühen Neuzeit argumentiert auch Ivar Leimus, der die bislang überbetonte livländische Blütezeit im 14. und 15. Jahrhundert überschattet sieht vom allgemeinen europäischen Wirtschaftsabschwung („Die spätmittelalterliche große Wirtschaftskrise in Europa – war auch Livland davon betroffen?“, S. 56-67).

Dem Zusammenhang von Bildung und Sprache bei der Erschaffung von Imperien gehen Tõnu Tannberg („*Numerus clausus* in der russi-

¹ Sulev Vahtre, Jüriöö (1343. a. ülestõus) [St. Georgsnacht (Der Aufstand im Jahr 1343)]. Tallinn 1980; ders., Muinasaja loojang Eestis. Vabadusvõitlus 1208–1227 [Die Entstehung des Mittelalters in Estland. Der Freiheitskampf 1208–1227]. Tallinn 1990.

² Vgl. auch Margus Laidre, Reformatioonist rahvusliku ärkamiseni 1520–1850 [Von der Reformation bis zum nationalen Erwachen 1520–1850], in: Eesti Identiteet ja Iseseisvus [Identität und Selbstständigkeit Estlands], hrsg. v. A. Berticau (u.a.). Tallinn 2001, S. 73-86.

³ Sulev Vahtre, Some Thoughts about the Periodization of Estonian History, in: Kleio. Special Issue in English (1994), S. 10-13; in Verweis auf Vilho Niitemaa: Kalervo Hovi, Baltian historia. 2. Aufl., Helsinki 1991. Zur Konzeption in der estnischen Geschichte allg. vgl. Laidres Aufsatz „Hundertjähriger Krieg“ (s. oben).

schen Armee. Über die religiösen und nationalen Beschränkungen bei der Komplettierung der Truppen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (S. 125-135) und Väino Sirk („Züge der stalinistischen Politik in Bezug auf die estnische Bildungselite“, S. 164-174) nach; Ago Pajur zeigt, dass auch das politische Großereignis der estnischen Geschichte, der Weg in die Eigenstaatlichkeit, als Geschichte eines Textes mit seinen unterschiedlichen Redaktionen geschrieben werden kann („Die Geburt des estnischen Unabhängigkeitsmanifests 1918“, S. 136-163). Ausdruck des Bemühens, den *bruta facta* der Geschichte eine Sprache zu geben,⁴ sind auch die Artikel zur baltischen Stadtgeschichte. So präsentiert Tiit Rosenberg seine jüngsten Forschungen zur Stadtentwicklung Walks („Die Stadt Walk/Valga im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts“, S. 108-124), und Enn Küng nimmt sich in seinem Beitrag über „Die Entwicklung der Stadt Nyen im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts“ (S. 82-107) eines erst nach dem politischen Zusammenbruch der Sowjetunion möglich gewordenen Untersuchungsthemas an, das bis dahin in dem Ruch stand, den mythischen Glanz des aus dem Sumpf geborenen nördlichen Palmyras, St. Petersburg,⁵ zu mindern.

Der zweite Band der „Forschungen“ hat nicht nur aufgrund der Verdichtung des estnisch-lettischen Kooperationsnetzwerks und der Hinzugewinnung lettischer und finnischer Autoren ein eigenes Gesicht. Gleich zu Beginn des Bandes findet sich neu hinzugefügt eine Ortsnamenskonkordanz, die lange Fußnotenankerkungen überflüssig macht (vgl. Bd. 1, S. 7). Inhaltlich hält er die Waage zwischen der Frühen Neuzeit und dem 20. Jahrhundert und könnte als Themenband zur Beziehungsgeschichte gelesen werden. Dies gilt bereits für den einführenden Beitrag von Piret Lotman über „Den Kirchenstreit zwischen schwedischen und deutschen Geistlichen in Nyen“ (S. 9-23), der inhaltlich an den ersten Band anschließt und die Beziehungen zwischen Staat, Stadt und Kirche anhand der neu erblühenden multi- und transnationalen Kaufmannsschicht der lange Zeit wenig beachteten Stadt im Schatten Petersburgs skizziert. Einem weiteren

⁴ Vgl. Stephan Otto, Können Tatsachen sprechen? Überlegungen zur Darstellbarkeit historischer Faktizität, in: Sprache der Geschichte, hrsg. v. Jürgen Trabant unter Mitarbeit v. Elisabeth Müller-Luckner. München 2005 (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien. 62), S. 65-74.

⁵ Trude Maurer, Das „nördliche“ und das „südliche Palmyra“. Berichte von Westeuropäern über Sankt Petersburg und Odessa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Nordost-Archiv XII: 2004 (2003): Metropolen im russischen Vielvölkerreich. Petersburg und Odessa seit dem 18. Jahrhundert, hrsg. v. Victor Herdt, S. 11-41.

Spezialgebiet der baltischen Geschichte wendet sich Mārīte Jakovleva in ihrer ausführlichen Darstellung über „Die Beziehungen zwischen Herzog Jakob von Kurland und Russland“ (S. 24-56) zu. Als neutraler Fürst musste Jakob allen an den Kriegswirren der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beteiligten Parteien, so auch Russland, bei der Durchreise der Gesandten, dem Heereszug und dem Gefangenenaustausch entgegenkommen. Dieser Intensivierung der kurländisch-russischen Beziehungen während des Krieges standen ihr Abflachen in Friedenszeiten und das imperiale Beziehungsgeflecht gegenüber, in dem sich Kurland im Verlauf des 18. Jahrhunderts immer fester verwoben fand, und das ganz eigene Formen der Beziehungen mit sich brachte. Die „Auswirkungen der autoritären Ideologie von Kārlis Ulmanis auf die lettische Geschichtsschreibung“ (S. 149-158) führten nach Ilgvars Butulis zu einer Heroisierung der Person Jakobs von Kurland in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, wobei er zum ersten „wahren Herrscher“ lettischer Nation gekrönt und lettisiert wurde. Dieses Phänomen nachträglicher nationaler Zuschreibung bedeutender Personen im kollektiven Gedächtnis vor allem kleiner Nationen verdient es, in Zukunft komparativ analysiert zu werden.

Ebenfalls der politischen Beziehungsgeschichte widmen sich die Beiträge von Kalervo Hovi zu den „Veränderungen der Schwerpunkte in der französischen Baltikumpolitik 1918–1927“ (S. 112-126) und Tõnu Tannberg „Der Kreml und die baltische Frage 1956“ (S. 173-196). Die französische Baltikumpolitik stützte sich mit der *de facto*-Anerkennung der Republiken Estland und Lettland im Jahre 1918 und der im Rahmen der Entente vorpreschenden *de jure*-Anerkennung im Januar 1921 auf die Hoffnung, das Pariser Bündnissystem über die Ausweitung der *groupe homologue* stärken zu können – eine Hoffnung, die auf politischen Missverständnissen und unerfüllten Wunschvorstellungen beruhte und der die politische Tatkraft fehlte. Der Kreml andererseits musste nach 1956 ein Überschwappen der revolutionären Energie von Ungarn in das Baltikum befürchten. Von dieser allgemeinen Angst zeugen die zunehmenden Verfolgungen von Konterrevolutionären in den ersten Monaten des Jahres 1957. Hoffnungen und Ängste als Motoren der politischen Beziehungsgeschichte waren auch bei der Implementierung des sowjetischen Staats- und Zeitverständnisses in die neu eingegliederten Staaten wirkungsmächtig, wie Vita Zelče in ihrem Beitrag über „Die ersten sowjetischen Zeitdokumente der Nachkriegszeit: Kalender für das Jahr 1945“ (S. 159-172) darlegt.

Der Frage nach den interethnischen Beziehungen im Baltikum gehen Aivar Pöldvee („Esten, Schweden und Deutsche im Kirchspiel

St. Matthias und Kreuz im 17. Jahrhundert“, S. 57-70) und die inzwischen verstorbene Ea Jansen in ihrem hier in deutscher Übersetzung vorliegenden wichtigen Artikel „Das ‚Baltentum‘, die Deutschbalten und die Esten“ (S. 71-111) nach.⁶ Pöldvees Studie arbeitet die Vielschichtigkeit protonationaler Identitäten im transnationalen Umfeld der baltischen Frühen Neuzeit heraus, das bereits deutliche Zeichen der Assimilation und der von oben forcierten Verschmelzung der einstmals freien schwedischen Bauern in den Stand der „undeutschen“ Leibeigenen trägt. Dabei wird deutlich, dass ethnische Identität im 17. Jahrhundert ein offenes Konzept war, wobei je nach augenblicklichem Nutzen die eine oder andere Zugehörigkeit betont und historisch bewiesen werden konnte. Zugleich – und durchaus nicht im Widerspruch dazu – waren ethnisch motivierte Ausgrenzungen eine allgemeine Erscheinung. Dieses Wechselspiel nationaler Zuschreibungen und Identitäten kann auch für die Nationalismus- und Kulturkontaktforschung der Moderne Anregungen bieten. So etwa muss auch die Gesellschaftsutopie eines sich regional definierenden, transnationalen „Baltentums“ als Gegenpart zur allgemeinen Nationalisierung der Gesellschaft ernst genommen werden, hat es doch, wie Ea Jansen aufzeigt, die Region maßgeblich geprägt.⁷

Mit dem Beitrag von Ineta Lipša über „Frauen in den Parlamentswahlen der Republik Lettland 1920–1934“ (S. 127-148) ist auch die Frauengeschichte als Teil der Beziehungsgeschichte im Band vertreten. Dabei geht es hier weniger um das Wahlverhalten der lettischen Frauen, die mit der Unabhängigkeitserklärung am 18. November 1918 das Wahlrecht zugesprochen erhielten, sondern um ihre sich allmählich bis in die 30er Jahre hinein steigernde Mitwirkung vor allem in der Sozialpolitik.

Die vorliegenden Bände der „Forschungen“ zeugen vom Erstarken der historischen Regionalstudien im Baltikum und von einer sich verstärkenden Kooperation zwischen estnischen, lettischen und deutschen Historikern. Man darf wohl davon ausgehen, dass sich dieses Beziehungsgeflecht im Laufe der Zeit verfestigen und ausweiten wird. Neben der Ausweitung auf internationaler Ebene könnte auch eine Zusammenarbeit mit den benachbarten Disziplinen der Narratologie, Geschichtsphilosophie, Wissenschaftsgeschichte etc. denkbar

⁶ Originaltitel: „Baltlus“, baltisakslased, eestlased, in: Tuna (2005), H. 2, S. 35-44; H. 3, S. 31-42.

⁷ Jaan Undusk, Ajalootõde ja metahistorilised žestid. Eesti ajaloo mitmest moraalist [Geschichtliche Wahrheit und metahistorische Gesten. Zur unterschiedlichen Moral der estnischen Geschichte], in: Tuna (2000), H. 2, S. 114-130.

sein. Doch will dieser Schritt wohl überlegt sein. Auch ohne ihn sind die „Forschungen“ anregend und so nötig, dass eine historische Baltikumforschung ohne sie bereits heute kaum mehr vorstellbar ist.

Ulrike Plath, Tallinn

Geschichte der Oberlausitz. Herrschaft, Gesellschaft und Kultur vom Mittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Joachim Bahlcke. 2., durchgesehene u. erw. Aufl. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2004, 368 S.

Oberlausitz, vergessenes, unbekanntes und doch vielfach interessantes Land: Über Jahrhunderte in einer rechtlichen Sonderstellung vor dem direkten Zugriff der Krone(n) bzw. dann des modernen Flächenstaates bewahrt, konnte die innerhalb des böhmischen bzw. dann sächsischen Herrschaftsverbundes keinem einzelnen Lehensherren unterstellte, sondern in zahllose Grundherrschaften zersplitterte Region um die sechs Städte Görlitz, Lauban, Zittau, Bautzen, Löbau und Kamenz lange Zeit der ansonsten üblichen Einpassung in konfessionell und schließlich auch ethnisch-national unifizierende Verwaltungsapparate entgehen. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass hier im Zeitalter der Konfessionalisierung (relative) konfessionelle Pluralität möglich war und mit den Sorben eine slawische Bevölkerungsgruppe in deutsch dominierter Umgebung überleben konnte. Die Oberlausitz verkörpert so die historisch eher unwahrscheinliche Möglichkeit einer historischen Entwicklung im rechtlichen Abseits (aber nicht außerhalb) schließlich absolutistisch regierter Staatsgebilde, was für sich allein schon bemerkenswert genug wäre, entspräche dieser (relativen) historischen Freiheit nicht auch noch ein stark ausgeprägtes regionales Bewusstsein, das in die Landschaft selbst gestaltend eingreifen und sie schließlich nach ihrer Aufteilung zwischen Sachsen und Preußen als kulturell eigensinnige Einheit bewahren konnte. Dadurch ist die Region von Bedeutung nicht nur für ihre Bewohner, sondern als herausragendes Beispiel ethnisch und kulturell vielfältiger Regionalität auch für die neuere mitteleuropäische kulturwissenschaftliche Regionalitätsforschung,¹ die Regionen nicht primär als naturhaft gegebene

¹ Vgl. Regionalität als Kategorie der Sprach- und Literaturwissenschaft, hrsg. v. Instytut Filologii Germańskiej der Uniwersytet Opolski. Frankfurt a.M. (u.a.) 2002.

Entitäten betrachtet, sondern als – kollektiv verbreitete – mentale Vorstellungen, quasi als die „mental maps“ jener „imagined communities“, als die seit Benedict Andersons gleichnamigem Buch *Nationen*, im Prinzip aber alle Kollektive, auch regionale und/oder ethnische verstanden werden. Den Kulturwissenschaftler interessiert dabei v.a. das Zustandekommen der Vorstellung einer in sich einheitlichen, quasi mit eigener ‚Identität‘ versehenen Region und die Wechselwirkung zwischen diesem Bild und der ‚äußeren‘ (politischen, sozialen und kulturellen) Wirklichkeit.

Dem kommt der hier zu besprechende, bereits in zweiter Auflage vorliegende Band schon durch seine wohlüberlegte Gliederung entgegen. Die für ein historisch umfassendes Überblickswerk, das sich ausdrücklich an die „breitere Öffentlichkeit“ (S. 8) wendet, selbstverständliche chronologische Darstellung der Geschichte der Oberlausitz bildet, auf mehrere Kapitel verteilt, natürlich den Hauptteil des Bandes; der jedoch wird eingerahmt von zwei einander ergänzenden Kapiteln, die der Identität der Region bzw. ihrer auffälligsten Bevölkerungsgruppe, den Sorben, gewidmet sind: Der Band wird eröffnet von einem vom Herausgeber selbst verfassten Beitrag über Landesbewusstsein und Geschichtsschreibung vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert und endet mit einem eigenen, noch einmal geschichtsübergreifenden Kapitel über die Sorben. Die Region und ihre Bevölkerung, mögen sie auch durch kulturellräumliche Gegebenheiten und die ‚große‘ Politik der in Mitteleuropa agierenden Großmächte maßgeblich bestimmt sein, erscheinen durch diesen Rahmen von Anfang an auch als autopoietisches System, als Subjekt historischer Prozesse, innerhalb derer historische, politische und kulturelle Selbstreflexion eine durchaus beachtliche Rolle spielen. Bahlckes Eröffnungsbeitrag konzentriert sich dabei auf die Institutionen des regionalen historischen Bewusstseins. Spätestens mit Gründung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften verfügte das interessierte Bürgertum seit 1738 über ein aktives Forum für Informationsaustausch, regionale Selbstbesinnung und Identitätsfindung. Nicht umsonst zählen einerseits (auch ökonomisch und technisch relevante) wissenschaftliche und historische, auch sorbische Forschungen und andererseits die „Erziehung und Bildung des Landvolkes“ (S. 28) zu den einander ergänzenden selbstgestellten Aufgaben dieser Gesellschaft, an deren Arbeit spätere konkurrierende (sorbische, deutschnationale und tschechische) Identitätswürfe anschließen konnten, die an die Region von innen und außen herangetragen wurden – die kulturelle Vielfalt der Oberlausitz spiegelt sich denn auch in einer ständigen Reflexion

darüber wider, wie sie sich selbst definieren, wie sie politisch und kulturell verfasst sein will. Auch wenn die (reichlich illusionären) Vorstellungen von möglichst weitgehender politischer Autonomie nie Erfüllung finden sollten: Ihre Sonderrolle verdankt die Oberlausitz dieser steten geistigen Arbeit an sich selbst, die es ihren Bürgern erlaubte, sich auch nach ihrer Aufteilung zwischen Sachsen und Preußen als Einheit zu erfahren und öffentlich zu inszenieren. Mit der Voranstellung dieses Kapitels vor den historischen Überblick wird die selbstreferentielle Dimension der Geschichte und Geschichtsschreibung in dieser Region deutlich, das Buch gewinnt eine geschichtsreflexive Dimension, es behandelt nicht nur Geschichte als Abfolge von Daten, sondern auch deren identitätsbildende und handlungstreibende Rekonstruktion als das Werk interessierter Akteure.

In den historischen Hauptkapiteln ist davon leider oft nur wenig zu spüren. In ihrer dem Mittelalter (bis 1346) gewidmeten Darstellung beschränkt sich Gertraud Eva Schrage streng positivistisch auf die wenigen gesicherten Fakten, die den Quellen zu entnehmen sind. Dass diese disziplinierte und zwangsläufig karge Art der Darstellung auch noch den Eindruck des oft Zufälligen und Anekdotischen erweckt, liegt freilich auch an Stil, Argumentation, Erklärungskunst und Faktenaufbereitung, was deutlich wird gerade im Vergleich mit den beiden daran sich anschließenden Beiträgen. Diese gehen erfreulicherweise strukturgeschichtlich vor und binden die reine Datenlast in Erläuterungen über gesellschaftliche Funktionszusammenhänge, über Hierarchien, unterschiedliche Lebensweisen, über Kult und Kultur ein. Der Leser wird nicht nur informiert, ihm wird auch erklärt. Norbert Kersken widmet sich der Zeit von 1346, dem ersten Zusammenschluss der sechs Städte zum „Sechsstädtebund“, bis 1635, dem Jahr, in dem die der böhmischen Krone unterstehende Oberlausitz dem Kurfürsten von Sachsen (der selbstverständlich alle Privilegien und Rechte der Grundherren feierlich bestätigte) als Lehen verliehen worden war; Alexander Schunka beschreibt anschließend die Oberlausitz in der Zeit von 1635 bis zur Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress 1815. Beide Beiträge zusammen ergeben ein buntes, informationsreiches und sachlich doch wohlgegliedertes Bild der Region.

In kulturhistorischer Hinsicht war die Zeit zwischen Reformation und Aufklärung sicherlich die bedeutendste in der Geschichte der Oberlausitz. Die Aufsplitterung der Herrschaft im Lande führte zu konfessioneller Vielfalt (Opfer der Gegenreformation flohen aus den habsburgischen Ländern hierher), die wiederum dem Geistesleben zugute kam. Jakob Böhme wirkte hier, der Graf von Zinzendorf, die von

ihm unterstützten Herrnhuter entfaltet von hier aus ihre weltweite Wirkung (und ihr Wirtschaftsimperium), Christian Weise war als Rektor am Zittauer Gymnasium tätig, Ehrenfried Walther von Tschirnhaus korrespondierte mit Spinoza und Leibniz, die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zog Gelehrte wie Johann Gottlieb Fichte oder Abraham Gottlob Werner in ihren Bann, Lessing und Fichte stammten aus der Region, in dem von den Herrnhutern gegründeten Pädagogium zu Niesky ging Schleiermacher zur Schule. Politisch ohnmächtig war die ökonomisch erfolgreiche Region geistig einflussreich und bedeutsam. Darüber würde man gerne noch mehr lesen.

Die Zeit von 1815 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges behandeln Leszek Belzyt und Hans-Werner Rautenberg in einem gemeinsam verfassten Artikel, in dem, Linien aus dem Eingangskapitel von Joachim Bahlcke wieder aufgreifend, das Einheitsbewusstsein in den Zeiten der Teilung behandelt wird, aber auch die Eingliederung der beiden Teile der Oberlausitz in die rasch sich modernisierenden Königreiche Preußen und Sachsen. Die Auflösung der überkommenen Ständeherrschaft ging in Sachsen mit einer königlichen Verordnung (24.1.1835) einher, der zu entnehmen ist, dass die Oberlausitz bis dahin „als Ausland“ betrachtet worden sei (S. 187). Damit war es nun zu Ende, die Oberlausitz wurde integriert, assimiliert, verwaltet und schließlich industrialisiert – und behielt doch ihr regionales Sonderbewusstsein. Besonderen Anteil daran hatte die seit dem Vormärz langsam sich organisierende sorbische Minderheit, die rasch in den (v.a. in Preußen geführten) Nationalitätenkampf der Regierung(en) gegen ethnisch minoritäre Bevölkerungsteile geriet und sich im Zeitalter der Industrialisierung und Massenwanderung dem Kampf um ihre kulturelle Identität zu stellen hatte.

Die lange Zeit zwischen Erstem Weltkrieg und Gegenwart wird in dem Band in einem einzigen Artikel von drei Autoren (Andreas Bednarek, Jonas Flöter, Stefan Samerski) behandelt. Mehrfache Systemwechsel, industrieller Fortschritt und zunehmender Raubbau an der Kulturlandschaft, Zwangsumsiedlungen infolge des Braunkohleabbaus über Tage, die wechselnde Sorbenpolitik in Weimarer Republik, Drittem Reich, DDR und Bundesrepublik, kirchliches Leben, Stadtentwicklung und Kultur – dies alles wird kurz und knapp, allzu kurz und knapp auf eng gedrängtem Raum zusammengefasst. Auch wenn die handbuchartige Anlage des Bandes ökonomischen Umgang mit dem zur Verfügung stehenden Raum verlangt: Eine etwas breitere Darstellung der uns nächsten jüngeren Geschichte hätte man sich doch gewünscht. Immerhin kristallisiert sich in diesem knappen Über-

blick heraus, dass die jüngere Geschichte der Oberlausitz im Zeitalter der Nationalitätenpolitik, der Minderheitenbekämpfung und daran sich anschließenden Minderheitenförderung mehr und mehr zur Geschichte der Sorben wird, wiewohl und vielleicht auch gerade weil diese zunehmend von Assimilations- und Abwanderungsprozessen bedrängt werden. Nie fanden sie soviel öffentliche Aufmerksamkeit wie in den Zeiten ihres langsamen Verschwindens.

Der letzte Abschnitt des Bandes, gleichsam das Gegenstück zum Eröffnungsbeitrag, widmet sich denn auch in einem nochmaligen historischen Längsschnitt ausschließlich den Sorben. Peter Kunze beschreibt vom 6. Jahrhundert bis zum Ende des 20. Jahrhunderts ihre Geschichte und Kultur, die wechselvoll verschiedenen Phasen ihres Zusammenlebens mit den Deutschen und schließlich ihre Verbände und Organisationen, die der Oberlausitz die ethnisch selbstbewusste Stimme dieses kleinen slawischen Völkchens als bedeutungsvoll eigenen Akzent hinzufügen, ihr vielleicht überhaupt erst ihre Eigenart verleihen. Dass der Beitrag (und mit ihm der gesamte Band) mit der Hoffnung schließt, die Sorben könnten „als Mittler zwischen Deutschen und Slawen (...) zur Verständigung, Freundschaft und gutnachbarlichen Beziehung zwischen den Völkern in der Mitte Europas“ beitragen, ist edel formuliert, blendet aber die aktuellen Probleme der sorbischen Minderheit ebenso aus wie die Frage, inwieweit diese außerhalb der Oberlausitz als eine in Deutschland lebende Minderheit überhaupt wahrgenommen wird. Die (sachgerechte) Fokussierung des Bandes auf die Institutionen des regionalen und ethnischen Selbstbewusstseins hätte durchaus zu der Frage berechtigt, inwiefern die derzeitige Form staatlicher Minderheitenförderung die derart geförderten Träger der sorbischen Kultur wirklich zu einer aktiven Rolle innerhalb der Bundesrepublik befähigt, inwiefern sie nicht in einer Art sich selbst genügender kultureller Quarantäne wirkungslos stillgestellt werden.

Eine Bibliografie von Joachim Bahlcke rundet den ansprechend gestalteten Band ab, dessen größter Nachteil von seiner Qualität zeugt: Er ist mit seinen nicht einmal 400 S. zu schmal. Man möchte gerne weiterlesen und mehr erfahren. Umso mehr, als dies das z.Zt. tatsächlich einzige Buch ist, das einen historisch gesicherten umfassenden Überblick über die Geschichte der Region bietet. Wer immer sich mit der Oberlausitz oder ihren Bevölkerungen beschäftigen will, kommt nicht darum herum.

Jürgen Joachimsthaler, Heidelberg

Johannes Hoffmann, Stereotypen – Vorurteile – Völkerbilder in Ost und West in Wissenschaft und Unterricht. Eine Bibliographie. Teil 2 und 3, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2008, 610 S. u. 2006, 686 S. (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund. 1,2 u. 1,3).

Was ist der Unterschied zwischen einem Europäischen Himmel und einer Europäischen Hölle? Im Eurohimmel ist die Polizei britisch, die Köche sind französisch, die Bankiers sind Schweizer, die Ingenieure deutsch und die Liebhaber italienisch. In der Eurohölle ist die Polizei deutsch, die Köche sind britisch, die Bankiers italienisch, die Ingenieure Franzosen und die Liebhaber schweizerisch!¹

Derlei nationalvergleichende Witze erzählt man sich allenthalben. Witze im Allgemeinen reflektieren, ebenso wie Redewendungen, auf überaus anschauliche und erheiternde Weise bestehende Stereotypen. Völkerwitze im Besonderen spielen auf „typische“ Eigenschaften und Verhaltensweisen von ethnischen und nationalen Personengruppen an. Sie erfreuen sich wenig überraschend einer besonders großen Beliebtheit und Beständigkeit in Politik und Gesellschaft. Stereotype Wahrnehmungen der Welt werden aber nicht nur durch Idiome und Witze, sondern durch eine Vielzahl weiterer Medien vermittelt wie Schulbücher, Geschichtsschreibung, Enzyklopädien, Publizistik, Belletristik und amtliche Dokumente sowie Kochbücher und Reiseführer, vor allem auch durch Karikaturen. Stereotype bedienen sich, ob nun narrativ oder visuell gefasst, meistens generalisierender Urteile, sprich Vorurteile, und vor allem der Verallgemeinerung einer vermeintlichen Wirklichkeit. Dabei wollen sie Orientierung in einer unübersichtlich gewordenen und immer schon gewesenen Welt bieten.²

Und da fangen die Probleme auch schon an. Einerseits wirken Bilder, die sich Völker, Nationen und andere Gruppen von sich selbst (Autostereotyp) und den Anderen (Heterostereotyp) machen, gruppenbildend und -stabilisierend im Sinne eines Wir-Gefühls. Die gemeinsamen Stereotype geben, indem sie bei den Mitgliedern der Gruppe die gleichen Emotionen wecken, das Gefühl von Sicherheit und Verbundenheit. Andererseits führt diese identitätsstiftende Funktion von stereotyper Wahrnehmung zur Konstruktion von Unterschiedenheit, indem sie dem „Wir“ ein fremdes „Anderes“ gegenüber-

¹ <http://maciek.piranho.de/nation.htm> (letzter Zugriff: 03.05.2008).

² Vgl. die Einleitung von Hans-Henning Hahn in: Teil 2, S. XI.

stellt. Die Erfahrung des Fremden und das Verhalten ihm gegenüber ist demnach stark von unseren Bildern im Kopf vorgeprägt und bestimmt. Selbst- und Fremdbilder sind für gesellschaftliche Diskurse somit von unvergleichlicher Relevanz, ihre Interaktion und Interdependenz machen sie gleichzeitig für politische Instrumentalisierung und Propaganda anfällig.³

Als wichtige Aufgabe der Stereotypenforschung als eines interdisziplinären Untersuchungsfeldes der Fächer Soziologie, Psychologie und Ethnologie sowie Geschichts-, Literatur- und Sprachwissenschaft stellt sich daher, in Sonderheit die Wechselbeziehung zwischen Genese, Funktion, Wirkung und Tradierung von Stereotypen in kollektiven Identitätsbildungsprozessen zu untersuchen und offenzulegen. Dies vermag – nach neueren Erkenntnissen – einen weitaus größeren Beitrag zur politischen Bewusstseinsbildung und zur Entwicklung kultureller Kompetenz etwa im Schulunterricht oder zur Konfliktprävention vor allem in der Außenpolitik zu leisten als die vormalige Beschränkung auf die bloße Beschreibung des Wahrheitsgehaltes von bestimmten Stereotypen und deren eventuelle Revision.⁴ Denn auch der Fall der Mauer 1989 und der moderne Massentourismus mit seinen bisher ungekannten Chancen der Begegnung von Menschen unterschiedlichster Provenienz haben nur unerheblich zum Abbau von Stereotypen, Vorurteilen und verzerrten Völkerbildern beigetragen. Stereotype, so die neuere Forschung, besitzen eine erstaunliche Resistenz gegenüber Empirie und rationalen Argumenten.⁵ Kritische Distanz zu identitätsbedingten Vorurteilen ist also das Ziel, die viel beschworene Medienkompetenz dabei die Voraussetzung.

Wie wichtig es ist, die Mechanismen der Benutzung und Wirkungsweise von Stereotypen, Vorurteilen und Völkerbildern bewusst zu machen, zeigt schon ein kurzer Blick auf den bundesdeutschen Geschichtsdiskurs zum Thema Vertreibung und deren musealer Repräsentation der vergangenen Jahre. Der Versuch der Neuformung der bundesrepublikanischen historischen Identität durch die Integration der eigenen Opfererfahrung in ein bis dahin primär von deutscher Täterverantwortung geprägtes kollektives Gedächtnis führte zu allerlei Irritationen, auch in den staatlichen Beziehungen zu Polen, Tschechien und Ungarn. Über deutsche Opfer zu sprechen, verbat sich nämlich bisher angesichts der Singularität des Holocaust und an-

³ Ebenda, S. XV.

⁴ Ebenda, S. XVII.

⁵ Ebenda, S. XIV.

derer NS-Verbrechen. In der Fremd-, aber auch Selbstwahrnehmung wurde die oft als kollektiv empfundene deutsche Täterschaft im Zweiten Weltkrieg bisweilen in eine geradezu bellizistische Tradition vom Mittelalter an bis zur Kulmination in den beiden Weltkriegen gestellt. Das Aufbrechen der kollektiven Beschuldigung der Vertriebenen als Mittäter und Hitlers „Fünfter Kolonne“ regte in der Folge auch zum Abbau dieser stereotypen Momente in der Wahrnehmung deutscher Geschichte an und blieb nicht ohne Reflex auf die polnischen, tschechischen oder ungarischen Vertreibungsdebatten. Es brachte sogar die schmerzlichen Anteile eigener Schuld bei der wilden Vertreibung zum Vorschein.

Hier haben die vom Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung⁶ in Braunschweig begleiteten deutsch-polnischen und deutsch-tschechischen Schulbuchgespräche bereits vor 1989 viel zur Aufklärung beigetragen. Mit Polen einigte man sich schon in den 1970er Jahren auf eine für beide Seiten akzeptable Problematisierung des Themas Vertreibung im Geschichtsunterricht, mit Tschechien immerhin gegen Ende der 1990er Jahre. Ausdruck des neuen Konsenses ist die 2002 vom tschechischen Schulministerium herausgegebene Lehrerhandreichung, die sich allein dem Thema „Odsun – Vertreibung“ widmet und die – wie auch die neueren tschechischen Schulgeschichtsbücher – eine Kollektivschuld der Deutschen ablehnt und eigene Täterverantwortung thematisiert.⁷ Dennoch zeigt die steile Brisanz des Themas Vertreibung im Dialog mit den ostmitteleuropäischen Staaten die ungleich stärkere historische Belastung auf, die den Weg zur Verständigung vielfach schwieriger und langwieriger gestaltet, als es noch bei der Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen von einer Erbfeindschaft zu einer Freundschaft der Fall war.

Ein überaus nützliches Hilfsmittel zum besseren Verständnis anderer Nationen und Völker hat Johannes Hoffmann, der Leiter der ehemaligen Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dort-

⁶ Zu den Tätigkeitsfeldern des Georg-Eckert-Instituts im Einzelnen und der Zusammenarbeit mit der UNESCO sei auf die Internetseite verwiesen: <http://www.gei.de> (letzter Zugriff: 03.05.2008).

⁷ Zdeněk Beneš, Jan Kuklík jr., Václav Kural, Jiří Pešek, Téma: Odsun – Vertreibung. Transfer Němců z Československa 1945–1947. Informační materiál pro učitele k výuce na základních a středních školách [Thema: Odsun – Vertreibung. Der Transfer der Deutschen aus der Tschechoslowakei 1945–1947. Informationsmaterial für Lehrer zum Unterricht an Grund- und Mittelschulen]. Praha 2002; Madlen Benthin, Die Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa. Deutsche und tschechische Erinnerungskulturen im Vergleich. Hannover 2007 (Studien zur internationalen Schulbuchforschung, 120).

mund, mit der dreibändigen thematischen Bibliografie vorgelegt. Teil 1 erschien bereits 1986 ebenfalls im Harrassowitz-Verlag und fand große Resonanz vor allem bei Imagologen und Osteuropahistorikern. Gut 20 Jahre später folgten nun in kurzem Abstand Teil 2 (2008) und Teil 3 (2006) der Bibliografie. Der zweite Band beinhaltet themenrelevante Monografien und Aufsätze der Jahre 1986–1994. Aber auch eine große Anzahl nachträglich festgestellter Titel aus der Zeit vor 1986 wurde mitaufgenommen und ergänzt somit den ersten Band. Das Prinzip der Nachlese wurde auch beim dritten Band beibehalten, der insbesondere themenbezogene Titel aus den Jahren 1992–2004 versammelt. Besonders hervorzuheben ist bei allen Bänden die Berücksichtigung von Schulbuchdiskussionen und -analysen sowie didaktischer Literatur überhaupt. Aufgrund der welthistorischen Zäsur von 1989 und dem Zusammenbruch der kommunistischen Systeme steht im letzten Band verständlicherweise der Problembereich der Neukonturierung staatlicher, kultureller, sozialer oder historischer Identität in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa im Vordergrund.

Gegenüber dem ersten Band ist die Gliederungsstruktur des zweiten und dritten Bandes um die neuen deutschen Bundesländer und Staaten Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas erweitert worden. Die Teilbände bestehen jedoch stets aus acht Großkapiteln mit jeweils mehreren Unterthemen, die minimal variieren können:

- A) *Zur Friedens- und Konfliktproblematik* (Teil 2: S. 1-84, Teil 3: S. 1-35) mit 17 Unterpunkten wie „Friedens- und Konfliktforschung“, „Friedenserziehung und Friedenspädagogik“, „Friedensbewegungen“, „Internationale Beziehungen“ oder „Kulturpolitik / Erziehung zu internationaler Verständigung, interkulturellem Lernen, zu politischer Toleranz und Friedensdenken“. Im neuesten Band taucht hier auch der Problembereich „Terrorismus“ auf. Die Kategorienbildung „Friedens- und Konfliktproblematik“, die vor allem in den 1970er Jahren zur Zeit der Entspannungspolitik florierte, erwartet man nicht zwingend an dieser Stelle. Sie wird jedoch aus der schlichten Tatsache heraus verständlich, dass jedwede Stereotypenforschung im größeren Kontext einer Friedens- und Konfliktforschung steht.
- B) *Stereotypen, Vorurteile und Völkerbilder in Wissenschaft und Unterricht* (Teil 2: S. 85-159, Teil 3: S. 37-134) mit 13 bzw. 14 Unterthemen wie „Stereotypen- und Vorurteilsforschung allgemein“, „nationale Stereotypen / nationale Vorurteile / Rassismus“, „Völkerbilder“ oder „Freund-, Feindbilder“ allgemein und beim schu-

lischen Lernen, weiter „das Bild des Auslandes, der Völker und Rassen insbesondere bei Schülern und Jugendlichen“, „Vorurteilsbewältigung / Völkerverständigung“, „Frauenbild / Männerbild“ sowie im dritten Band „soziale Vorurteile (gegen Behinderte, Homosexuelle, religiöse, Alters- und Berufsgruppen“.

- C) *Deutschlandbilder / Osteuropabilder* (Teil 2: S. 161-283, Teil 3: S. 135-295) mit 15 bzw. 16 Unterpunkten: „das Deutschlandbild allgemein“, „das Bild der Bundesrepublik Deutschland und der DDR aus der Sicht des jeweils anderen Deutschland“, „das Bild der Bundesrepublik“ oder „das Bild der DDR bzw. der östlichen Bundesländer“ allgemein oder in Geschichtsdidaktik und politischer Bildung, dann „politische Kultur und Identität Deutschlands“, „die deutsche Frage“, „das Preußen-Bild“, „das Bild der Weimarer Republik“ und „das Bild des nationalsozialistischen Deutschlands“, aber auch „das Osteuropa-, Ostmitteleuropa- und Südosteuropabild / das Bild der ‚Slawen‘ allgemein“, „das Deutschlandbild in Osteuropa / Geschichtsbild, Geschichtsbewusstsein in Ostmittel- und Osteuropa“ sowie „Osteuropakunde / Ostkunde im Unterricht“.
- D) *Völkerbilder betreffend Afrika* (Teil 2: S. 285-295, Teil 3: S. 297-313) mit zehn Unterpunkten, etwa zum Kontinent allgemein und in der Schule sowie zu verschiedenen Staaten Afrikas.
- E) *Völkerbilder betreffend Amerika* (Teil 2: S. 297-320, Teil 3: S. 315-339) mit fünf bzw. sechs Unterpunkten zu Nord-, Mittel- und im dritten Band auch Südamerika allgemein und im Unterricht sowie zu verschiedenen Staaten des Kontinents.
- F) *Völkerbilder betreffend Asien* (Teil 2: S. 321-368, Teil 3: S. 341-389) mit 17 bzw. 18 Unterpunkten nach obigem Prinzip.
- G) *Völkerbilder betreffend Australien (und Ozeanien)* (Teil 2: S. 369 f., Teil 3: S. 389 f.) ohne weitere Untergliederung.
- H) *Völkerbilder betreffend Europa* (Teil 2: S. 371-535, Teil 3: S. 391-612) mit jeweils 29 Unterpunkten, die auf allgemeine oder schulpädagogische Literatur zu Europa und den Staaten im Einzelnen verweisen.

Die eigentliche Bibliografie umfasst also gut 500 bzw. 600 Seiten. Der Umfang kommt nicht zuletzt durch die ausführliche Nennung relevanter Aufsätze von Sammelbänden zustande, was den Blick für den Forschungsstand erheblich weitet. Die einzelnen Teilbände der Bibliografie werden schließlich durch ein ausführliches Personenregister ergänzt, das Autoren, Herausgeber und Übersetzer nennt. Der zweite Band ist mit einer aufschlussreichen Einleitung von Hans Hen-

ning Hahn zur Stereotypenforschung ausgestattet.⁸ Eine Einleitung im klassischen Sinne kann sie aber nicht ersetzen. Daher muss an dieser Stelle auf diejenige von Hans Lemberg im ersten Band verwiesen werden. Sie gewährt Einblick in die Entstehungsbedingungen der Bibliografie, gibt Auskunft über den Begriff „Völkerbilder“ und den interdisziplinären Wissenschaftszweig der „Imagologie“.⁹

Allerdings werden auch hier nicht die Aufnahmekriterien der Bibliografie offengelegt. Ihre Entstehung aus der Praxis heraus – also aus der Vorbereitung von Lehrveranstaltungen, aus Lehrerfortbildungen, Diskussionen, Konferenzen und gezielten Benutzerhinweisen – kann dies nur bedingt erklären. Diesem Umstand ist es aber zu verdanken, dass sie neben den deutschen und fremdsprachigen Monografien und Aufsätzen auch manches an sonst schwer erfassbarer „grauer Literatur“ wie Tagungsprotokolle oder Lehrmaterialien berücksichtigt.¹⁰

Aufgrund der Forschungspräferenzen des Herausgebers auf dem Gebiet der Verständigung Deutschlands mit den Ländern Ost- und Ostmitteleuropas, insbesondere Polens, fällt die Zahl der registrierten Titel in den Abschnitten „*Deutschlandbilder / Osteuropabilder*“ oder „*Völkerbilder betreffend Europa*“ freilich weitaus höher aus. Dies ist aber auch der räumlichen Nähe und besonderen Problematik der zwischenstaatlichen Beziehungen geschuldet. Wenn auch die anderen Kontinente und Nationen nicht gleichermaßen wie Europa, vor allem Frankreich und Polen, vertreten sind, gewähren doch die verzeichneten Titelbestände selbst unter so entfernt klingenden Ländernamen wie Tibet, Kanada, Marokko und Australien einen ersten Einblick in das Thema.

Der Adressatenkreis dieser „Bibliografie aus der Praxis“ ist übrigens weiter zu ziehen als üblich. Er umfasst nicht nur Imagologen, sondern Forscher mit stereotypenbezogenen Fragestellungen aus allen Fächern, vor allem der Geschichtswissenschaft, Soziologie, Psychologie, Politologie, Pädagogik, Völkerkunde, Kulturwissenschaft und den meisten Philologien. Aber auch Multiplikatoren der öffentlichen Meinung wie Lehrer, Journalisten, Politiker, Reisende werden hier fündig werden. Denn neben der Spezialliteratur sind auch die grundlegenden Einführungen verzeichnet.¹¹ Die vorliegende Bibliografie möge nicht nur ihre Suche erleichtern, sondern zum besseren Verständnis

⁸ Teil 2, S. XI-XVII.

⁹ Teil 1, S. XI ff.

¹⁰ Ebenda, S. XII f.

¹¹ Ebenda, S. XIII.

andersnationaler Besonderheiten, Wünsche und Träume sowie der zum Teil irritierenden Ausdrucksweisen des jeweiligen Geschichtsbewusstseins in nationalen Meistererzählungen und Mythen oder in der Gedenktags- und Denkmalskultur führen: *Res tantum cognoscitur quantum diligitur*,¹² jede Sache wird nur so weit erkannt, so weit sie geliebt wird.

Madlen Benthin, Leipzig

¹² Selbsterklärtes Ziel von Johannes Hoffmann, Teil 3, S. X.

Inventing the Pasts in North Central Europe. The National Perception of Early Medieval History and Archaeology, hrsg. v. Matthias Hardt, Christian Lübke u. Dittmar Schorkowitz. Frankfurt a.M.: Verlag Peter Lang 2003, 344 S. (Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel. 9).

Unter dem englischsprachigen Titel „Inventing the Past in North Central Europe. The National Perception of Early Medieval History and Archaeology“ erschienen zumeist deutschsprachige Beiträge, die auf einer vom Arbeitsgebiet „Germania Slavica“ organisierten und durchgeführten Konferenz im November des Jahres 2000 im Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) zu Leipzig gehalten wurden. Idee und Konzept gehen auf vor allem zwischen deutschen und polnischen Archäologen und Mediävisten geführte Gespräche zurück, in denen sich zwei zu revidierende Forschungsfelder zeigten. Das betraf zum einen die vergleichende Erforschung der historischen Entwicklungen und Strukturen des Ostseeraums, also jener Geschichtsregion, die sich außerhalb der Kulturgrenzen des Römischen Reiches befand. Es ging dabei auch darum, die durch die bisherige Forschung entstandenen Trennungslinien zu überschreiten, die eine germanisch-skandinavische von einer slawisch-baltischen, eine nordeuropäische von einer osteuropäischen, eine deutsche von einer polnischen Perspektive schied. Zum zweiten galt es die in den nationalen Forschungstraditionen entstandenen Vorstellungen über die Ausbildung und Formung der einzelnen mittelalterlichen Gesellschaften und ihre angebliche für „frühnational gehaltene Ethnizität“ in Frage zu stellen und der multiethnischen und

multikulturellen Ausgangsbasis größere Aufmerksamkeit zu schenken. Diese Forschungsaufgaben stimmen auch mit denen des Arbeitsgebiets der *Germanica Slavica* im GWZO Leipzig überein, die Begegnungen zwischen Deutschen und Slawen im Mittelalter von nationalen Vorurteilen der Vergangenheit befreien und die weitgehende Germanisierung der östlich von Elbe und Saale gelegenen Gebiete, von einem umfassenden Quellenstudium ausgehend, beurteilen möchten. Dabei ist ein interdisziplinäres Herangehen unter Einbeziehung von Historie, Archäologie, Namenkunde und anderer wissenschaftlicher Disziplinen erforderlich.

Ein wichtiges Ziel war, in interdisziplinärer Runde traditionskritisch aufzuzeigen, wie Bilder von der Vergangenheit und von wissenschaftlichen Strategien zustande gekommen sind. Insgesamt 18 Referenten aus Dänemark, Deutschland, Finnland, Polen, Schweden und den USA näherten sich während der Konferenz dieser Thematik von unterschiedlichen Seiten her, 15 von ihnen legten ihre Ausführungen in der genannten Publikation noch einmal in schriftlicher Form vor. Dabei beließen einige Referenten ihre Beiträge weitgehend in der Vortragsform, während andere ihre Ausführungen vertieften, verifizierten und ihrem Text noch einen ausführlichen bibliografischen Anhang hinzufügten. Die Beiträge werden in vier englischsprachige Überschriften tragende Hauptgruppen unterteilt: I. *Archaeology and Ethnicity*, II. *Symbols of Ethnicity and their Perception*, III. *Images of the Others*, IV. *National Perceptions of History in the 20th Century*. Der Publikation schließt sich im Anhang Verzeichnis und Nachweis der Abbildungen, Personenregister und Autorenverzeichnis an (S. 334-345).

Jerzy Gąssowski (Pułtusk, Polen) stellt in seinem englischsprachigen Beitrag die Frage: „Is Ethnicity Tangible (in the pre- and early history)?“ (S. 9-17) und kommt zu der Feststellung, dass die mit dieser Debatte verbundenen Schwierigkeiten darauf beruhen, dass es kaum historische Quellen gibt und wir deshalb geneigt sind, in der entlegenen Vergangenheit ähnliche Gefühle, Emotionen und gesellschaftliche Organismen wie in unserer Zeit zu suchen. Das tangiert den „archäologischen Faktor von Ethnizität“ ebenso wie die sprachliche und religiöse Situation in der Zeit der Völkerwanderung und danach. Viele Fragen, die u.a. auch mit den im 5. und 6. Jahrhundert auftauchenden Slawen, ihrer Religion und Kultur verbunden sind, müssen häufig unbeantwortet bleiben.

Mit einer ähnlichen Thematik, nämlich der „Projektion des Nationalstaates in die Frühgeschichte. Ethnische Interpretationen in der

Archäologie“ (S. 18-42) beschäftigt sich Sebastian Brather. Dabei bezieht sich die „ethnische Interpretation“ im Wesentlichen darauf, archäologische Funde mit Völkern bzw. Stämmen zu identifizieren. Dabei berücksichtigt der Verfasser folgende Aspekte: 1. die ethnische Interpretation im nationalen Diskurs des 19. und 20. Jahrhunderts, 2. die Systematik ethnischer Interpretation, 3. die nationalstaatliche Fiktion der Homogenität, 4. methodische Probleme ethnischer Interpretationen.

Nationale Identitäten verdrängten im 19. Jahrhundert zunehmend andere, in Auflösung begriffene Bezugsgrößen oder Identifikationsmuster. Tatsächliche oder vermeintliche „ethnische Kontinuitäten“ wurden nunmehr auch für die Begründung nationaler Gebietsansprüche angeführt, so u.a. für den deutschen „Drang nach Osten“. Auch Przemysław Urbańczyk (Warschau) wirft in seinem Beitrag eine generelle Frage auf: „Do We Need Archaeology of Ethnicity?“ (S. 43-49). Vor allem seit der Romantik zeigten sich in Europa Tendenzen, nationale Identitäten im engen Bezug auf eine heroische Vergangenheit zu konstruieren. Auch die von Archäologen festgestellten „archäologischen Kulturen“ hängen nicht selten von subjektiven Entscheidungen des jeweiligen Forschers ab. Urbańczyk kommt dabei zu der Schlussfolgerung, dass eine wesentlich später entwickelte kulturelle Homogenität keinesfalls auf das Mittelalter transferiert werden dürfe, dass es im 10. und in den nachfolgenden Jahrhunderten in Europa keine „Nationen“ gegeben habe, sondern nur regional durch innere Organisation und äußere Beziehungen zwischen den einzelnen Gruppen gebundene Gesellschaften. Aus diesem Grunde sei bei einer politisch bzw. geopolitisch begründeten ethnischen Kontinuität durchaus Vorsicht geboten.

Klavs Randsborg (Kopenhagen) geht in seinem Beitrag „The Making of Early Scandinavian History. Material Impressions“ (S. 50-67) der Problematik der kulturellen Kontinuität in Südkandinavien unter Berücksichtigung des „Altdänischen Ethnos“ nach und stellt für diese Region (ähnlich wie auch für Nordskandinavien) eine „relative kulturelle Homogenität“ fest, die er auf die Rolle der Eliten, teilweise auch auf die Religion (Heidentum und Christentum!) zurückführt. Identität und Kultur werden auch in historischen Gesellschaften in erster Linie von ökonomischen und sozialen Beziehungen, von Politik und Kriegsdienst bestimmt. Dabei ist die „ethnische Dimension“ wahrscheinlich auch eine Frage dessen, was Menschen für wichtig erachten (S. 67).

George Indruszewski (Roskilde) wendet sich in seinem Text Schif-

fen als einem ethnischen Symbol im frühen Mittelalter und der Konstruktion historischer Paradigmen in Nord- und Mitteleuropa zu: „Early Medieval Ships as Ethnic Symbols and the Construction of a Historical Paradigm in Northern and Central Europe“ (S. 69-95). Dabei berücksichtigt er zwei wichtige Fragestellungen: 1. Scientific Perception of Ethnic Identity, 2. The Identity of Ships in Early Medieval Age.

Im Mittelpunkt der Ausführungen von Volker Schmidt (†) stehen „Die Prillwitzer Idole. Rethra und die Anfänge der Forschung im Lande Stargard“ (S. 96-108). Es geht hier um die ersten Nachrichten über die mecklenburgische Vorgeschichtsforschung, die in Ernst von Kirchbergs „Chronicon Mecklenburg“ (1378) zu finden sind und in einem engen Zusammenhang mit der slawischen Tempelburg Rethra stehen. Lokalisiert wurde diese Burg in Prillwitz, wo man auf dem Schlossberg die „sensationellen Funde“ der so genannten „Prillwitzer Altertümer“ (Idole) machte, die vom polnischen Schriftsteller und Weltreisenden Graf Jan Potocki, der sich auch mit slawischer Geschichte beschäftigte, gezeichnet und in seinen Reisebeschreibungen abgebildet wurden. Der Slowake Ján Kollár, Vertreter des Panslawismus, der ein unvollendetes dreiteiliges Werk zur slawischen Geschichte verfasste, beschrieb und kommentierte jeden einzelnen Fund und verteidigte dessen Echtheit. Es war der letzte Versuch, die Prillwitzer Idole, die sich als Fälschungen erwiesen, als „primäres Beweismittel für die Lokalisierung von Rethra in Prillwitz einzusetzen“ (S. 107).

Babette Ludowici (Leipzig) zeigt in ihrem Text „Magdeburg als Hauptort des ottonischen Imperiums. Bemerkungen zum Beitrag von Archäologie und Kunstgeschichte zur Konstruktion eines Geschichtsbildes“ auf, wie es zur Rekonstruktion eines ottonischen „Palastes“ in Magdeburg kam und weshalb diese Rekonstruktion bislang noch nie „ernsthaft in Frage gestellt worden ist“ (S. 113). Aufgrund neuerer Erkenntnisse stellt die Verfasserin fest, dass es derzeit keinen Beweis dafür gibt, dass es „in der ottonischen Pfalz Magdeburg eine völlig einzigartige profane Repräsentationsarchitektur gegeben hat“ und daher auch kein Gefälle zwischen einer „Hauptstadt“ Magdeburg und den „bislang als nachrangig eingeschätzten anderen früheren Herrschaftszentren Ostmitteleuropas“ zu erkennen ist (S. 126).

Arne Schmid-Hecklau (Leipzig) gibt einen interessanten Überblick über die „deutschen Forschungen zur ‚Reichsburg‘ Meißen“ (S. 127-135), die in der bisherigen Forschung vor allem als eine aus dem deutschen Reichsgebiet beeinflusste Befestigung eingeordnet wurde, was auch neuere Forschungen bestätigen. Stine Wiell (Haderslev)

geht wiederum dem „Dänisch-deutschen Streit um die großen Moorwaffenfunde aus der Eisenzeit nach“ (S. 136-154). Bei der Analyse der bildlichen Darstellungen frühgeschichtlicher Vergangenheit zwischen 1863 und 1998 stellt sie einige von den nationalpolitischen Beziehungen zwischen Dänen und Deutschen abhängige Haupttendenzen fest. „Internationalisierte Chronologie-Studien sowie naturwissenschaftlich fundierte Altersbestimmungen“ erlauben heute eine zuverlässige Einschätzung der vom ideologischen Geschichtsbild der Zeitgenossen nicht freien Funde.

Die nach der Ankunft deutscher Siedler in den östlichen Teilen Mitteleuropas entstehenden und sich festigenden Bilder von Slawen und Balten in der deutschen Geschichtswissenschaft und die parallele Widerspiegelung in der darstellenden Kunst wird in Christian Lübkes (Greifswald) Beitrag „Barbaren, Leibeigene, Kolonisten: Zum Bild der mittelalterlichen Slawen in der deutschen Geschichtswissenschaft“ thematisiert (S. 155-193). Dabei gilt der deutsch-slavische Beziehungskomplex als ein von der deutschen Geschichtsforschung bevorzugtes und von zeitbedingten Einflüssen stark geprägtes Thema. Während Herders positives Gedankengut über die frühen Slawen durchaus große Wirkung auf die deutsche Gesellschaft hatte, lieferte Gustav Freytag eine für die damalige Zeit charakteristische stereotype negative Zeichnung vom ‚leibeigenen‘ und ‚mit Scheu‘ erfüllten Slawen, die zumeist mit einer generellen Hochschätzung des Deutschen einherging. Die Langzeitwirkung des nach 1848 geformten geringschätzigen Slawenbildes wird an einem Objekt demonstriert, das zu einem deutschen Mythos geworden ist. Es ist die sich zu einer deutschen Ikone entwickelnde Figur der Uta von Naumburg, die in einen zugespitzten Gegensatz zu der aus der polnischen Dynastie der Piasten stammenden Prinzessin Reglindis, Gemahlin von Markgraf Hermann, gestellt wird.

Auch Matthias Hardt (Leipzig) zeigt in seinem Beitrag „Schmutz und träges Hinbrüten bei allen? Beispiele für den Blick der älteren deutschen Forschung auf slawische ländlich-agrarische Siedlungen des Mittelalters“ (S. 194-210), wie stereotypes negatives Denken das Bild von den slawischen Nachbarn bestimmt hat, wie die nationale Fragestellung „slawisch oder deutsch?“ „die deutschsprachigen Siedlungsgeschichten aus dem Bereich der ‚Germanica Slavica‘ in starker Weise beeinflusst und damit eingeschränkt hat“ (S. 210). Die Erklärung landschaftsbezogener Differenzen und struktureller Wandlungsprozesse mit daraus entstehenden Konflikten sollte weniger durch die nationale Zuordnung bestimmter Phänomene erklärt werden. Dazu

ist Inter- bzw. Multidisziplinarität und der Blick über enge Grenzen hinweg notwendig.

Eine Weitung des Blicks auf die Interaktionen von Kulturen unter Einbeziehung der baltischen Gebiete zeichnet Elaine Smollins (New York) Beitrag „The Aesthetics und Ethics of Archaeology: Lithuania 1900–1918: The Intersection of Baltic, German and Slavic Cultures“ (S. 211-235) aus, die vor allem Versuche von Archäologen untersucht, eine „Zukunft auf der Grundlage ihrer Funde zu entwerfen“ und u.a. mit Hilfe von gezielten Feldforschungen zum „reterritorializing“ der Idee von Litauen gegenüber russischen wie polnischen Ansprüchen beizutragen. Dabei geht die Verfasserin auf den „Realismus“ in der ersten Geschichte der litauischen Archäologie von Jonas Puzinas (1935) ebenso wie auf „Field-notebooks“ von Archäologen und Zeichnungen von entsprechenden Funden und deren Interpretation ein.

„Visionen nationaler Größe. Mittelalterperzeption, Ethnizität und Nationalismus in Finnland, 1905–1945“ (S. 236-265) lautet das Thema von Derek Fewster (Helsinki), der sein Augenmerk darauf richtet, wie die mittelalterliche Gesellschaft von der finnischen Öffentlichkeit während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wahrgenommen und in Lexika, Schulbüchern, historischen Romanen, Zeitschriften, Theaterstücken usw. dargestellt, zitiert oder zusammengefasst wurde. Der Mitte des 19. Jahrhunderts aufkommende finnische Nationalismus hob die Tradition, die Volksdichtung und Sachkultur des „unverfälschten präschwedischen Finnischturns“ wie auch den zeitlosen „Volksgest“ als konstituierende Elemente einer finnischen Identität hervor. „Die Konstruktion finnischer Vergangenheit und Ethnizität“ und der mittelalterlichen Gesellschaft als „imagined community“ war dabei „definitiv und dauerhaft“ (S. 246).

Leszek Paweł Śtupecki wirft mit seinem Beitrag eine sehr interessante Frage auf: „Why Polish Historiography has Neglected the Role of Pagan Slavic Mythology“ (S. 266-272). Im Unterschied zu anderen slawischen Ländern negieren Ende des 19. und im 20. Jahrhundert beginnende historische Untersuchungen in Polen weitgehend die vor der Christianisierung existente slawische Mythologie. Dafür führt Śtupecki folgende Gründe an: 1. den Mangel an glaubwürdigen historischen Quellen über die heidnische Zeit in Polen, 2. das Fehlen glaubwürdiger Quellen über das slawische Heidentum, 3. eine hyperkritische Einstellung gegenüber heidnischen Vorstellungen, aber auch die besondere Stellung Polens innerhalb einer zu hinterfragenden slawischen Gemeinschaft. Anstatt gemeinsame slawisch-heidnische Wurzeln zu betonen und damit panslawistischen Ideen Vorschub zu

leisten, schien es durchaus angebrachter und wichtiger zu sein, Polen mit der Annahme des Christentums westlicher Prägung (966) als einen integralen Bestandteil der westlichen Zivilisation zu sehen und entsprechende Mythen von der polnischen Herkunft zu kreieren.

In seinem umfassenden Beitrag zum Thema „Rekonstruktionen des Nationalen im postsowjetischen Raum. Beobachtungen zur Permanenz des Historischen“ (S. 273-333) macht Dittmar Schorkowitz (Berlin) auf zwei Defizite der historischen Osteuropaforschung aufmerksam: Die Rekonstruktion von Vergangenheit wird zum einen nur selten als „geschichtspolitisches Thema“ wahrgenommen, zum anderen mangelt es an einer „systematischen und kritischen Rezeption der neuen Historiographie Rußlands“, insbesondere der „Nationalgeschichtsschreibung im postsowjetischen Raum“ (S. 273). Dabei richtet der Autor sein wissenschaftliches Augenmerk auf den Zusammenhang von historischer Sinnstiftung und nationalistischer Perzeption, u.a. auch unter Berücksichtigung von Fragen der Identität, der „Historiographie im Wandel der Epochen und Systeme“ (S. 274 f.), der facettenreichen „Wiederkehr der Nationalgeschichtsschreibung“ (S. 287 f.) am Beispiel von „Uzbekistan, Tadžikistan, Kasachstan“ (S. 288 f.), „Armenien, Azerbaidžan“ (S. 291 f.), „Jugoslawien“ (S. 293 f.) sowie „Weißrußland, Ukraine, Kalmückien“ (S. 296 f.). Im Anschluss erörtert Schorkowitz die „rußländische Historiographie im Umbau“ (S. 304 f.), erörtert die „Herkunft der Ostslaven und die Entstehung des Kiever Reichs als Deutungsproblem“ (S. 312 f.), um schließlich auf die „Rußländische Geschichtsschreibung in nationaler und regionaler Perspektive“ einzugehen (S. 323 f.).

Hans-Christian Trepte, Leipzig

Georg Kreis, Mythos Rütli: Geschichte eines Erinnerungsortes. Mit zwei Beiträgen von Josef Wiget. Zürich: Orell Füssli 2004, 271 S.

Das Rütli, der sagenhafte Gründungsort der schweizerischen Eidgenossenschaft, stand im Sommer 2007 erneut für mehrere Wochen im Zentrum des medialen Interesses der Alpenrepublik. Nachdem in den Vorjahren die 1.-August-Bundesfeier auf der Wiese am Vierwaldstättersee von Rechtsradikalen massiv gestört worden war, entbrannte über die Durchführung der Veranstaltung eine heftige Debatte. Sie drehte sich hauptsächlich um die Kosten des Sicherheitsaufge-

bots, die sich Organisationskomitee, Anrainerkantone und Bundesregierung gegenseitig zu überbürden trachteten, und förderte teilweise erstaunliche Statements zu Tage. Der Chef der nationalkonservativ-isolationistischen „Volkspartei“, aus deren Reihen ein Jahr zuvor massive Proteste gegen eine Ausstellung des zur Gründungsurkunde der Schweiz verklärten, auf das Jahr 1291 datierten Bundesbriefes in Philadelphia gekommen waren, plädierte für eine Streichung der Feier, da das Rütli „nur eine Wiese mit Kuhdreck“ sei. Entgegen der sonst gerne zur Schau gestellten Heimattümelei – und in bemerkenswerter dialektischer Absetzung zu einem Wahlinserat von 1991, in welchem nämlicher Volksvertreter einen abgebildeten Kuhstall für sein Elternhaus ausgab – erschien ihm das Kostenargument gewichtiger als der Gründungsmythos – dies zumal, da an der Feier mit der amtierenden Bundespräsidentin eine sozialdemokratische Frau aus dem französischsprachigen Landesteil die Hauptrede halten sollte. Demgegenüber betonten linke und liberale Stimmen, unter ihnen auch der Autor des anzuzeigenden Buches, die symbolische Bedeutung der Rütliwiese als angeblichen Ursprung des demokratischen und plurikulturellen Landes.

Die Debatte verdeutlichte die Qualität der Rütliwiese als ein „lieu de mémoire“, der einem steten Deutungskampf der gesellschaftlichen Kräfte unterliegt und dessen Bedeutung mit der politischen Kultur – beziehungsweise im Falle der „Kuhdreck“-Rhetorik: mit dem Politmarketing – des Landes in dynamischer Interaktion steht. Zugleich wies der Streit um die Kosten auf ein Spezifikum der eidgenössischen Nationalwiese hin: Im Unterschied zu den Nationalheiligtümern anderer Staaten war das Rütli stets mit angeblichen schweizerischen Nationaltugenden wie „Bescheidenheit“ und „Schlichtheit“ konnotiert. Eine prunkvolle architektonische Sakralisierung des in der „freien Natur“ gelegenen „Ortes der Besinnung“ – das 1998 als Informationsstelle eingerichtete „Rütli-Memo“ ist als später Tribut an die schweizerische Bauernstaatsideologie in einem ehemaligen Kuhstall untergebracht – stand deshalb ebenso außer Debatte wie die Inszenierung allzu pompöser Festivitäten. Dem Rezensenten etwa ist diese „Schlichtheit“ in bleibender Erinnerung dank dem zeremoniellen Höhepunkt seiner militärischen Grundausbildung, als nach einer als „rite de passage“ konzipierten einwöchigen „Durchhalteübung“ ein Nachtmarsch zum Vierwaldstättersee führte. Auf dem Rütli wurde die versammelte Truppe dann nach einer patriotischen Rede des Einheitskommandanten an die bereitgestellten Tische befohlen, für Speis und Trank war indessen nicht gesorgt...

Die „Bescheidenheit“ der Nationalwiese mag mitunter auch ein Grund dafür sein, dass ihre Erforschung als Erinnerungsort trotz des Umstandes, dass etwa die Hälfte der Schweizer Bevölkerung diesen Ort mit der Schule, der Armee, dem Verein oder auf private Initiative hin besucht hat, bislang ein Desiderat war. Das anzuzeigende Buch, entstanden aus Anlass des 200-jährigen Jubiläums der Uraufführung von Friedrich Schillers „Wilhelm Tell“, schließt damit eine wichtige Lücke der Erforschung nationaler Erinnerungskulturen in Europa. Der Autor, als Präsident der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus anlässlich des schweizerischen Flüchtlingstags von 2002 auch schon Redner auf dem Rütli, geht dabei von der Prämisse aus, dass dem Mythos ein Kern aus einer schnell erzählten Geschichte und einer damit verbundenen einfachen Wahrheit sowie eine oszillierende Hülle eigne, die durch den vielfältigen, flexiblen und zeitabhängigen Umgang mit dem Kern gebildet werde. Im Zentrum seines Erkenntnisinteresses stehen dabei „die Phasen und Etappen, die Schwankungen, die Ausweitungen und Rückbildungen in den wechselnden Kontexten“.

Ein erstes Kapitel befasst sich mit den Nutzungen des Rütli im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert. Ausgehend von den alljährlichen Bundesfeiern, die von der Rütlikommission der „Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft“ ausgerichtet werden, und ihren medienwirksamen Störungen durch Rechtsradikale seit den ausgehenden 1990er Jahren rekapituliert der Autor die Alltagsnutzung durch Schulreisen, militärische Zeremonien, Jahresausflüge von staatsbürgerlichen Gesellschaften, Vereinen, Zünften, Studentenverbindungen, Jugendgruppen und Betrieben sowie Touristinnen und Touristen aus dem In- und Ausland. Insgesamt wird das Rütli jedes Jahr von rund 70 000 Personen aufgesucht. Jährlich wiederkehrende Ereignisse sind sodann die beiden rituellen Rütlischießen im Oktober und November, während die Reise zur Nationalwiese im Rahmen von Staatsbesuchen eher selten ist. Patriotische Großanlässe gab es auf dem Rütli im 20. Jahrhundert nur dreimal: Am 25. Juli 1940, genau einen Monat nach einer als anpasserisch empfundenen Rundfunkansprache von Bundespräsident Pilet-Golaz im Anschluss an die Kapitulation Frankreichs, versammelte General Henri Guisan als Oberbefehlshaber der Schweizer Armee alle höheren Offiziere auf der Rütliwiese und hielt eine Rede, die in der Folge als Wende zum unbedingten Widerstandswillen verklärt werden sollte. Ein Jahr darauf stand dann die 650-Jahr-Bundesfeier auf dem Programm. Das Rütli bildete dabei den Ausgangspunkt eines vaterländischen Staffellaufes, bei dem Dreiergruppen die Kantonsfahne, eine Abschrift des Bundesbriefes

und eine auf dem Rütli entzündete Fackel in die Kantonshauptorte trugen. Als Abschluss der Feierlichkeiten wurde in Anwesenheit von Magistraten und Prominenten und per Rundfunk ins ganze Land übertragen die Schillersche Schwurszene vor Ort inszeniert. Das 700-Jahr-Jubiläum im Jahre 1991 sah dann unter anderem einen Festakt auf dem Rütli, dem 5 000 Personen beiwohnten und an dem mit Alexander Dubcek ein Gast aus dem Ausland die Hauptrede hielt.

Die beiden folgenden Abschnitte rekonstruieren die Geschichte des erst im 14. Jahrhundert erstmals urkundlich fassbaren Rütli und seine Genese als sagenhafter Ursprungsort der Eidgenossenschaft. Die erste Erwähnung des Rütlischwurs findet sich im „Weißen Buch“ von Sarnen, das aus der Zeit um 1470 stammt und im Kontext des damaligen Propagandakampfes gegen das Haus Habsburg zu sehen ist. Die Schwursequenz bildet in dieser Chronik Teil der Gründungssage von der Knechtung der Bauern über die Tell-Geschichte bis zum – von der modernen Archäologie ins Reich der Sagen verbannten – „Burgenbruch“. In der Folge tauchte der Schwur in verschiedenen Chroniken wieder auf, wovon am wirkungsmächtigsten die um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstandene Darstellung des Glarner Magistraten Aegidius Tschudi war, der die Entstehung der Eidgenossenschaft auf 1307/08 datierte.

Die nächsten Kapitel befassen sich mit den Nutzungen des Rütlis in der Vormoderne und im 19. Jahrhundert. Im 16. Jahrhundert fiel im Zeichen der Hochkonjunktur des humanistischen Nationalgedankens schlagartig eine Vielzahl von Rütlimotiven auf Ofenkacheln, Gebäckmodellen, Zierpokalen und Münzen an. In der Folgezeit wurde die Rütliwiese sporadisch zum Schauplatz von Zusammenkünften, wenn Gefahr von außen oder durch innere Zwiste drohte. Der aufkommende Tourismus machte das Rütli dann im 18. Jahrhundert zu einer Reisestation von In- und Ausländern. Vor allem erlebte der Rütli Schwur nun aber im Aufklärungs- und Reformpatriotismus eine erneute Aufwertung als Bildmotiv. Eine zentrale Rolle für die Weitergabe der alteidgenössischen Befreiungstradition spielte das Geschichtswerk des Schaffhauer Gelehrten Johannes von Müller, dessen erster, die auf 1307 datierte Rütliwiesenszene enthaltender Band im Jahre 1780 erschien. Im Zeitalter der helvetischen Revolution ab 1798 versuchten sowohl die Innerschweizer Anhänger der Alten Ordnung als auch die Freunde der neuen Republik das Rütli und das Schwurmotiv für ihre politischen Ziele zu instrumentalisieren.

Im 19. Jahrhundert wurde die Wiese am Vierwaldstättersee dann endgültig zum Nationalheiligtum. In den 1820er und 1830er Jah-

ren war das Schwurmotiv Gegenstand zahlreicher romantisierender Gemälde, aber auch von Volkskalenderblättern, Wirtshauschildern, Tabakdosen oder Ziergegenständen. Zur gleichen Zeit entstand auch das bald berühmte Rütli. Die zunehmende Polarisierung zwischen Liberalen und Konservativen in den 1840er Jahren führte zu neuerlichen politischen Deutungskämpfen um das Rütli. Im Jahre 1859 wurde die Wiese von der „Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft“ für 55 000 Franken erworben. Die Gesellschaft übergab das Rütli im folgenden Jahr als „unveräußerliches Nationaleigentum“ dem Bundesrat und erhielt es von diesem zur Verwaltung wieder zurück. Von da an wachte eine spezielle Rütlikommission über das „stille Gelände am See“ und sah sich insbesondere dem Prinzip der Denkmalfreiheit verpflichtet. 1862 fand das erste Rütlichießen statt, sieben Jahre darauf wurde ein Schiffsteg für Dampfschiffe errichtet. Gleich zweimal war das Rütli sodann Schauplatz von 600-Jahr-Bundesfeiern. Die Erhebung des Ende des 18. Jahrhunderts entdeckten Bundesbriefes von 1291 zum eigentlichen Staatsgründungsdokument ermöglichte 1891 die Veranstaltung eines ersten Jubiläums, dem 1907 aber mit Blick auf das bis weit ins 19. Jahrhundert hinein angenommene Gründungsjahr noch eine zweite Feier folgte.

Nach einem Einschub von Josef Wiget, der die Entstehung der Eidgenossenschaft als spezifisch zentralschweizerischen Vorgang sowie die Entwicklung der Kooperationen der ur- und zentralschweizerischen Kantone bis in die Gegenwart resümiert, analysieren die beiden letzten Kapitel den Rütlichwur als Szene und als Bildmotiv. Mit Friedrich Schiller stammt die bei weitem wirkungsmächtigste literarische Verarbeitung der Schwurszene von einem Dichter, der selber die Schweiz nie besucht hatte. Hauptsächlich gestützt auf die Darstellungen Tschudis und von Müllers gelang es Schiller, in seinem Drama die beiden in einem Spannungsverhältnis stehenden Einzelgeschichten von Tells individuellem Tyrannenmord und der kollektiven Rütlierverschwörung sinnvoll miteinander zu verbinden. Nachdem das Stück zunächst vor allem in Deutschland populär war, namentlich in der Zeit der antinapoleonischen „Freiheitskriege“, avancierte es bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in der Schweiz zum wichtigsten Multiplikator des alten Befreiungsmythos. Die zentrale Schwurszene wurde in ungezählten Festspielen aufgeführt und brannte sich dadurch ins nationale Bewusstsein der Schweizer Bevölkerung ein. Dass der Gründungsmythos in verschiedenen Punkten inkonsistent war, fand dabei wenig Beachtung. Der Autor nennt und untersucht in diesem Zusammenhang drei Aspekte, nämlich die Frage, wer in den unter-

schiedlichen Darstellungen die drei schwörenden Eidgenossen waren, das Verhältnis zur Tellsgeschichte sowie die Datierungsfrage bzw. die Verbindung des Schwurs zum Bundesbrief. In einem längeren Exkurs geht er sodann der – insgesamt negativ beantworteten – Frage nach, inwiefern der Rütlimythos eine besondere schweizerische Schwörkultur evoziert hat. Das abschließende Kapitel zur Geschichte des Bildmotivs verbindet in gelungener Weise die formale Analyse eines reichhaltigen und heterogenen Samples bildlicher und plastischer Darstellungen der Schwurszene mit der historisch-politischen Kontextualisierung. Der beigegebene, rund 60 entsprechende Darstellungen enthaltende Bildteil ist ein wahres Juwel und deckt die ganze Bandbreite von patriotisch-erbaulichen über oppositionelle bis hin zu satirischen Verarbeitungen ab.

Insgesamt lotet Kreis' Darstellung das ganze Spektrum der mit dem Konzept „*lieu de mémoire*“ verknüpften Fragestellungen aus und behandelt dieselben in souveräner, von einer langjährigen Beschäftigung mit der Materie zeugenden Art und Weise. Ungeachtet der Tatsache, dass sich das Buch an einen über das zünftische Fachpublikum hinausreichenden Leserkreis richtet, synthetisiert es in innovativer Weise den aktuellen Forschungsstand unterschiedlicher Disziplinen und betritt es auch in verschiedenen Punkten wissenschaftliches Neuland. Nicht zuletzt deshalb hätte der Verlag dem Werk ein etwas sorgfältigeres Endlektorat angedeihen lassen dürfen.

Christian Koller, Bangor

Torsten Lorenz, Von Birnbaum nach Międzychód. Bürgergesellschaft und Nationalitätenkampf in Großpolen bis zum Zweiten Weltkrieg. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2005, 441 S. (Frankfurter Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Ostmitteleuropas. 10).

Torsten Lorenz' Dissertation gehört zu einer Reihe von in jüngster Zeit erschienenen Arbeiten, die sich der deutsch-polnischen Beziehungen unter einem lokal- oder regionalgeschichtlichen Blickwinkel annehmen und zugleich einen kulturwissenschaftlichen Ansatz formulieren. Wie Lorenz schreibt, geht es ihm um die „Formierung nationaler Gesellschaften im Kontext des wirtschaftlichen und sozialen Wandels, der Großpolen im ‚langen‘ 19. Jahrhundert erfasste und

seine Gesellschaft von einer ständisch-,traditionalen‘ zu einer bürgerlich-,modernen‘ transformierte“ (S. 19). Dabei sollen insbesondere die Akteure dieses Prozesses, die lokalen gesellschaftlichen Eliten, die politischen Funktionsträger und ihre jeweiligen Rollen innerhalb des angesprochenen Prozesses untersucht werden. Lorenz kritisiert zu Recht, dass frühere Studien polnischer wie auch deutscher Autoren sich meist ausschließlich entweder auf „Deutsche“ oder auf „Polen“ bezogen und „damit lokale Lebenszusammenhänge [dekomponierten], die schon allein aufgrund des Untersuchungsdesigns nicht erfasst werden konnten“ (S. 21). Deshalb war es nahe liegend, ein Untersuchungsgebiet unterhalb der Provinz- bzw. Wojewodschaftsebene zu wählen, das eine kleinteilige, detailgenaue und nahe an der historischen Alltagsrealität bleibende Untersuchung erlaubt.

Lorenz' Betrachtungsgebiet ist der im Westen der historischen Region Großpolen/Wielkopolska an der Grenze zu Brandenburg gelegene Kreis Birnbaum/Międzychód, der mit der zweiten Teilung Polens 1793 zu preußischem Territorium wurde. Nach dem Wiener Kongress 1815 war das Gebiet Bestandteil des Großherzogtums Posen, das nach 1848 zur Provinz Posen herabgestuft wurde und bis zur endgültigen Demarkation der neuen deutsch-polnischen Grenze 1920 zum preußisch-deutschen Staat gehörte. In der Zweiten Polnischen Republik war der Kreis Bestandteil der neu errichteten Wojewodschaft Posen. Die Arbeit untersucht in chronologischem Fortgang den gesamten Zeitraum von der zweiten Teilung bis zum Ende der Zweiten Republik und schließt mit einem kurzen Ausblick auf Okkupation und Vertreibung während und nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, mit denen die enge deutsch-polnische Nachbarschaft in dem Gebiet endgültig Geschichte wurde.

Die als Regionalstudie angelegte Arbeit umschließt zugleich eine lokale Fallstudie, da geschätzte zwei Drittel ihres empirischen Materials sich auf den Hauptort Birnbaum beziehen. Daneben findet auch die zweite Stadt des Kreises, Zirke/Sieraków Wielkopolski, häufige Erwähnung. Beide Orte waren zur Zeit der zweiten Teilung Kleinstädte mit 1700 bzw. 1200 Einwohnern, wobei sich Birnbaum im Laufe der Zeit trotz des Niedergangs des Tuchmachergewerbes und der Bevölkerungsabwanderung nach Westen als regionales wirtschaftliches Zentrum halten konnte, was Zirke dagegen nicht gelang. Auch in demografischer Hinsicht unterschieden sich beide Orte in markanter Weise, denn während in Birnbaum über den größten Teil des Untersuchungszeitraums der deutsche Bevölkerungsanteil überwog, waren in dem weiter östlich gelegenen Zirke die Polen in der Überzahl.

Dieser demografische Unterschied zwischen West und Ost galt im Großen und Ganzen für das gesamte Kreisgebiet. Die unterschiedliche ethnokulturelle bzw. nationale Zusammensetzung der beiden Stadtbevölkerungen führte immer wieder auch zu Unterschieden in den jeweiligen nationalitätenpolitischen Optionen, die es Lorenz erlauben, eine größere Bandbreite der in den preußischen Ostprovinzen anzutreffenden Verhältnisse miteinander zu vergleichen.

Im Wesentlichen bestätigt Lorenz die aus der allgemeinen Entwicklung Preußisch-Polens im 19. und frühen 20. Jahrhundert bekannten Befunde. Er betont, dass sich bereits lange vor der als Wegscheide der nationalitätenpolitischen Entwicklung gekennzeichneten Revolution von 1848 die Anfänge des Zerwürfnisses zwischen Polen und Deutschen abzeichneten. Dafür war u.a. eine sich bereits im 18. Jahrhundert zuspitzende konfessionelle Intoleranz verantwortlich, die der Überlieferung nach die zum Zeitpunkt der Teilungen mehrheitlich protestantischen Birnbaumer die preußische Besatzung als Befreiung begrüßen ließ. Konfessionelle Fragen trugen immer wieder zur Verschärfung der nationalen Spannungen bei, da parallel zu den beiderseitigen Nationalisierungsprozessen die Identifizierung der Deutschen mit dem Protestantismus und der Polen mit dem Katholizismus geläufig wurde. Dabei gerieten die zwischen konfessioneller und nationaler Loyalität hin- und hergerissenen deutschen Katholiken immer wieder zwischen die Fronten. Lorenz weist darauf hin, dass anders als meist in der polnischen Historiografie angenommen, Bismarcks Kulturkampf der 1870er Jahre keine primär antipolnische Stoßrichtung hatte, sondern reichsweit auf die Zurückdrängung des „Ultramontanismus“ abzielte. Allerdings verschärfte die Gängelung der als staatsgefährdend apostrophierten katholischen Kirche zwangsläufig die nationalitätenpolitischen Spannungen. An einem Fallbeispiel aus Zirke zeigt Lorenz, wie sich konfessionelle und nationale Motive bündelten und der Widerstand der polnisch-katholischen Gemeinde und Kirchenhierarchie gegen einen vom Staat oktroyierten Ortspfarrer diesen schließlich zur Aufgabe zwangen.

Zu Beginn des Zeitraumes nahmen die preußischen Könige und ihre regionalen Administratoren noch eine nationalitätenpolitisch und konfessionell neutrale Position ein und betrieben eine allein der dynastisch definierten Staatsräson verpflichtete Politik. Die preußische Verwaltung trat in der Überzeugung an, in einem von Missständen und Entwicklungsrückständen gekennzeichneten Landstrich die Ideen des aufgeklärten Absolutismus durchsetzen zu müssen. Bereits damals kursierte das Schlagwort der „polnischen Wirtschaft“; es meinte

zunächst die Unaufgeklärtheit und Unbildung des einfachen Volkes, die religiöse Intoleranz und das gegenüber dem Westen bestehende zivilisatorische Gefälle, bevor es sich später in ein moralisch aufgeladenes ethnisches Stereotyp verwandelte. Die Verantwortung für diese Zustände wurde einem modernisierungsfeindlichen polnischen Adel und Klerus angelastet. So lag es nur in der Logik der preußischen Staatsräson, dass Hoffnungen unerfüllt blieben, die gerade die polnische Adelsgesellschaft zu Anfang auf eine politische Liberalisierung und Autonomiegewährung setzte. Vielmehr wurden die Reste der ständischen Selbstverwaltung bis zu den 1830er Jahren allmählich durch staatliche Organe ersetzt. Während sich die zentralistisch-etatistischen Modernisierungsmaßnahmen der preußischen Verwaltung jedoch nur langsam umsetzen ließen, griff die polnische Gesellschaft seit den 1830er Jahren zur Selbsthilfe und entwickelte eine frühe Form der „organischen Arbeit“, noch bevor die Nationalbewegung im Gefolge zweier gescheiterter Aufstände Abstand von einer gewaltsamen Lösung der polnischen Frage nahm. Die Gründung des Posener Basars 1838 als genossenschaftlicher Organisation und der „Gesellschaft für Hilfe der lernenden Jugend“ durch den Posener Arzt Karol Marcinkowski sind die bekanntesten Beispiele hierfür; der Marcinkowski-Verein hatte eine, wenn auch auf niedrigem Niveau stagnierende Ortsgruppe in Birnbaum.

Das Ziel dieser Selbsthilfeaktivitäten war die Schaffung eines wirtschaftlich erstarkten und national bewussten polnischen Bürgertums, das die soziale Lücke zwischen Adelsgesellschaft und Landbevölkerung schließen und dem deutschen und jüdischen Bürgertum der Städte mit größerem Selbstbewusstsein entgegentreten konnte. Denn auch die revidierte preußische Städteordnung von 1831, obwohl in nationaler Hinsicht neutral formuliert, wirkte sich insofern nationalitätenpolitisch diskriminierend aus, als sie die politische Partizipation auf kommunaler Ebene einem Steuerzensus unterwarf und deshalb die in der Regel ökonomisch schwächere polnische Bevölkerung benachteiligte.

Bezeichnenderweise wurde die Städteordnung in Birnbaum erst 1833, in Zirke sogar erst 1840 umgesetzt; die Begründung war, dass in mehrheitlich polnisch bewohnten Städten angeblich keine ausreichende Zahl gebildeter Männer zur Übernahme der städtischen Ämter zur Verfügung stand. Die latente politische Benachteiligung führte die Aktivisten der polnischen Nationalbewegung frühzeitig dazu, ihr Hauptaugenmerk auf die Auseinandersetzung auf wirtschaftlichem Feld zu legen. Das machte sie zu den Erfindern des Wirtschaftsna-

tionalismus, der Parole des „swój do swego“ („jeder zu den Seinen“), d.h. des Boykotts von Geschäftsinhabern und Gewerbetreibenden der anderen Nationalität(en). Jedoch weist Lorenz an zahlreichen lokalen Beispielen nach, dass die Marktteilnehmer allein aus wirtschaftlicher Rationalität oft die Vorgaben des Wirtschaftsnationalismus unterließen; gerade Geschäftsinhaber hatten ein geringes Interesse daran, durch aggressiven Nationalismus ihre andersnationale Kundschaft zu düpiieren, und diese orientierte sich ihrerseits in ihrem alltäglichen Leben gleichfalls eher an ihrem Geldbeutel als an den Ideologemen der nationalen Akteure.

Gleichwohl ging die zunehmende Politisierung der Nationalbewegung auch nicht an der Peripherie der Provinz spurlos vorbei. Nach dem „letzten Aufblitzen der vormärzlichen deutschen Polenbegeisterung“ in der Revolution von 1848 (S. 83) löste die Kabinettsordre des Königs, kraft derer die westlichen Teile der Provinz Posen an den Deutschen Bund angeschlossen wurden, Proteste der polnischen Bevölkerung aus. Es war charakteristisch, dass sich diese Bewegung zunächst noch vorwiegend aus der Befürchtung speiste, von einer protestantischen Bevölkerung majorisiert zu werden, so dass sich viele deutsche Katholiken nach einem entsprechenden Aufruf des Erzbischofs von Posen der Protestbewegung anschlossen, obwohl sie vorher für den Anschluss eingetreten waren. Die Bildung der „Polnischen Liga“ im Sommer 1848, welche an die „organische Arbeit“ im Sinne des Marcinkowski-Vereins anknüpfte und bis zum Herbst zahlreiche Kreis- und Ortskomitees in der gesamten Provinz hervorbrachte, markierte einen weiteren Schritt zur Politisierung der polnischen Nationalbewegung.

Es hieße aber das Bild verzeichnen, darin bereits den Beginn eines unumkehrbaren, unversöhnlichen Auseinanderdriftens von Polen und Deutschen zu sehen. Lorenz kann an zahlreichen Beispielen nachweisen, dass in der Lebensrealität der Provinz eine friedliche deutsch-polnische Nachbarschaft selbst über die Reichsgründung von 1871, den Kulturkampf und schließlich die eskalierenden antipolnischen Maßnahmen um die Jahrhundertwende hinaus viel normaler war, als sich dies aus Berliner oder selbst Posener Perspektive darstellen mochte. Der Deutsche Ostmarkenverein etwa, 1894 als Agitationsverband gegründet, der für die Durchsetzung vermeintlicher deutscher ökonomischer und demografischer Interessen in den Ostprovinzen mit einer scharf antipolnischen Politik auftrat und zur wichtigsten Stütze der Kolonisierungs- und Germanisierungspolitik in den Ostprovinzen wurde, scheiterte im Kreis Birnbaum am Wider-

spruch der Interessen seiner aus einfachen Gewerbetreibenden zusammengesetzten Mitgliedschaft einer- und den Beamten andererseits, die im Vorstand saßen und stärker die Linie des Gesamtvereins vertraten; sein Birnbaumer Ortsverein wurde deshalb 1907 aufgelöst (S. 166-171). Vereine wie etwa die Birnbaumer Schützengilde zeichneten sich eher durch soziale als nationale Exklusivität aus und nationalisierten sich erst zu einem späten Zeitpunkt. Die Handwerkervereine blieben nach Lorenz' Befund stets national gemischt. Die im Sinne der nationalitätenpolitischen Akteure der ersten Generation politisch erfolgreichsten Verbände blieben dagegen die polnischen Genossenschaften.

Diese vergleichsweise konfliktarme lokale Situation vermochte jedoch nicht zu verhindern, dass der Erste Weltkrieg als Katalysator der weiteren nationalitätenpolitischen Eskalation bis zum endgültigen Bruch wirkte. Zunächst wurde noch der „Burgfrieden“ auf die polnischen Untertanen der preußisch-deutschen Monarchie ausgedehnt, und die meisten polnischen Bürger dienten dem Staat loyal an allen Heimat- und Kriegsfronten. Zugleich jedoch schuf der Krieg die Rahmenbedingungen, unter denen sich der politische Widerstand der polnischen Nationalbewegung organisatorisch in Stellung bringen und die staatliche Unabhängigkeit vorbereiten konnte. Lorenz zeichnet detailliert nach, welche politischen Entwicklungen dahin führten, dass der Kreis Birnbaum nach einem längeren Schwebezustand 1920 dem wieder gegründeten polnischen Staat angegliedert wurde. Die polnische Optionspolitik der ersten Hälfte der 1920er Jahre bereitete schließlich die physische Verdrängung der deutschen Bevölkerung vor, wie sie endgültig nach 1939/45 vollzogen wurde. Die nationalitätenpolitischen Restriktionen, die zuvor die polnische Bevölkerung erfahren hatte, richteten sich nunmehr gegen die deutsche Minderheit. Die polnischen Behörden zielten darauf ab, möglichst jeden über die Grenze abzuschieben, der sich bei der nationalen Option als Deutscher erklärt hatte. Die entsprechenden formaljuristischen Bestimmungen wurden flankiert von zahlreichen politischen und wirtschaftlichen Druckmitteln, wie etwa der Drohung mit der Einziehung zum Militärdienst oder einem faktischen Berufsverbot für Freiberufler, um die deutschen Optanten unterhalb der Schwelle direkter Gewaltanwendung zur Ausreise zu drängen.

Die Stärken des Buches liegen nicht so sehr darin, grundstürzend neue Erkenntnisse über die Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen auf einer sozial- und kulturgeschichtlichen Ebene vorzulegen. Vielmehr sind sie eher in der Konkretisierung und Differenzierung des Geschichtsbildes zu suchen, etwa wenn Lorenz zeigt, dass die

Stadtväter der Provinzorte in der späten Kaiserzeit keineswegs einem preußisch-deutschen Hurratriotismus anhängen, sondern eher um die Bewahrung der prekären lokalen Balance zwischen den Nationalitäten bemüht waren. Auch in dem umfassenden Kapitel über das Vereinswesen wird deutlich, dass die bürgerschaftlichen Assoziationen nicht durchweg der nationalistischen Agitation der einen oder anderen Seite erlagen, sondern oft weiterhin eher als Orte der zwi-schennationalen Geselligkeit und der berufsständischen Interessenvertretung fungierten. Das Kapitel über die Zweite Polnische Republik stellt insgesamt empirisch-faktografisch etwas weniger zufrieden, weil es vielleicht ein wenig zu stark auf die polnische Optantenpolitik der frühen 20er Jahre fokussiert ist. Wo lagen jedoch letztlich die Ursachen für die weitere Verschärfung der – sich jetzt gegen Deutsche und Juden richtenden – nationalitätenpolitischen Maßnahmen? Handelte es sich um eine erklärliche Reaktion auf den zuvor erfahrenen Druck, um eine kompensatorische Politik eines mit seinen sozioökonomischen Problemen und Gefährdungen von außen kämpfenden Landes oder den Einfluss der polnischen Nationaldemokratie, die ja gerade in Großpolen ihre Hochburg hatte? Es entsteht der Eindruck, dass es der Nationaldemokratie insgesamt gelang, die Provinz- bis hinunter zu den Lokalbehörden zu durchdringen und zu kontrollieren, und dass die jeweilige Politik von zentralen und lokalen Behörden in größerer Übereinstimmung stand. Für die Zeit nach Piłsudskis Putsch 1926 und der Kaltstellung des parlamentarischen Systems bleibt Lorenz jedoch die Antwort schuldig, wie das Verhältnis zwischen lokalen, regionalen und zentralen Behörden neu austariert wurde und ob hierbei die nationalitätenpolitischen Kontinuitäten überwogen. In diesem Zusammenhang hätte man sich eine ähnlich gründliche Analyse des Zusammenwirkens von zentralstaatlichen und lokalen Faktoren gewünscht, wie sie Lorenz für die Zeit der preußisch-deutschen Herrschaft vorgelegt hat. Diese kritischen Anmerkungen sollen jedoch nicht den positiven Eindruck schmälern, den diese gründlich recherchierte, material- und gedankenreiche und flüssig geschriebene Arbeit hinterlässt.

Andreas R. Hofmann, Leipzig

National Identity in Russian Culture. An Introduction, hrsg. v. Simon Franklin u. Emma Widdis. Cambridge (u.a.): Cambridge University Press 2004, 240 S.

Der Titel dieses anregenden Bandes ist mit Bedacht gewählt, denn die Herausgeber hatten keineswegs im Sinn, eine umfassende Einführung in die Entwicklung einer russischen nationalen Identität zu liefern. Da ein solches Unterfangen ohnehin uferlos scheint, machten sie aus der Not eine Tugend: Mit dem notwendigen Mut zur Lücke bietet ihr Buch gezielt ausgewählte Einblicke in die unterschiedlichen Formen, in denen Elemente der russischen Kultur eine „russische“ Identität widerspiegeln. In ihren besten Momenten kann man den hier versammelten Beiträgen bescheinigen, in doppelter Hinsicht einen Werkstattbericht darzustellen. Zum einen dokumentieren sie verschiedene Herangehensweisen, mit deren Hilfe das, was wir gemeinhin unter „nationaler Identität“ verstehen, dechiffriert werden kann. Zum anderen tauchen wir zuweilen in die eigentlichen Konstruktionsbüros der Nation ein und sehen, wie zu verschiedenen Zeiten russische Intellektuelle mit Hilfe unterschiedlicher Medien Kohärenz und Differenz zu stiften suchten.

Das Sammelwerk ist in vier Abschnitte gegliedert: „Identities in time and space“, „Contrastive identities: ‚Us‘ and ‚Them‘“, „Essential identities“ und „Symbols of identity“. Die um die 20 Seiten starken Beiträge folgen meist einem einheitlichen Schema, indem sie nach eher allgemeinen Ausführungen eine Fallstudie vorstellen. So präsentiert der erste Aufsatz von Simon Franklin „Russia in time“, wobei es dem Autor in erster Linie um etwas geht, was man die historiografische Zeit nennen könnte, d.h. die Verortung des Landes in der jeweils konstruierten Geschichte. So anregend Franklins allgemeiner Überblick auch ist, vermögen seine Fallstudien zur Gestaltung eines Briefmarkenblocks am Ende der Sowjetunion sowie über die Veränderung der Symbolik ukrainischer Banknoten in den 1990er Jahren nicht recht zu überzeugen, da sie zu punktuell sind und man sie nur schwer mit den wirkungsmächtigen Quellen seines Überblicks in Einklang bringen kann. Emma Widdis versucht sich anschließend an einer Darstellung von „Russia as space“, was freilich ebenso Skizze bleiben muss. Nach einer einleitenden Vorstellung diverser historischer Raum- und Expansionskonzepte betreffen ihre Fallstudien die Repräsentation der „Unermesslichkeit“ (*neob* „*jatnost*“) in einer Art metaphorischer Geografie zwischen unkontrollierbarem

Chaos (de Custine) und imaginiertes Freiheit (Ključevskij). In sowjetischer Zeit blieb die zentrale Interaktion von Kontrolle und Wildheit, von Unterwerfung und Grenzenlosigkeit in einem neuen ideologischen Korsett der kognitiven Kartierung des Raums bestehen, wie sie anhand des Films „Die Erzählung vom sibirischen Land“ und einer Karte, die Moskau als „Zentrum der fünf Meere“ zeigt.

Während die Herausgeber sich darum bemühen, die Zeitleiste der russischen Geschichte möglichst breit vom Mittelalter bis zur Gegenwart zu nutzen, sind die Beiträge ihrer Kollegen meist auf eine spezielle Periode beschränkt. So untersucht Hubertus F. Jahn primär das „lange 19. Jahrhundert“, wobei er in seinem differenzierten und dichten Beitrag „Us‘: Russians on Russianness“ zunächst den Eliten- und anschließend den Unterschichtendiskurs über das Eigene untersucht. Als Ausgangs- und Endpunkt seiner Reise in die Selbstkontemplation der Russen wählt er ein Puškin-Denkmal im Kaukasus, das nicht nur daran erinnert, wie irritiert der Dichter einst war, als er innerhalb der russischen Grenzen etwas so Exotisches und Unrussisches sah, sondern auch daran, wie wichtig das Fremde bei der Definition des Eigenen ist. Vielleicht hätte es Sinn gemacht, den anschließenden Text von Anthony Cross („Them‘: Russians on foreigners“) ähnlich zu strukturieren und inhaltlich zu koordinieren. Cross, der eigentlich ein Spezialist für das britische Russlandbild ist, beschäftigt sich demgegenüber zunächst mit der russischen Reaktion auf frühe ausländische Kritik, bevor er in einem Absatz auf das Bild des „Fremden“ in der russischen Literatur eingeht und in seiner Fallstudie russische Englandbilder an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert in ihrem Vorbildcharakter für „Russentum“ betrachtet.

Zu den „essential identities“ steuern Simon Franklin, Marina Frolova-Walker, Boris Gasparov und Catriona Kelly Überlegungen zu den Komplexen Religion, Musik, Sprache und Alltag bei. Hier gelingt Franklin die Verzahnung seiner allgemeinen Darstellung der Rolle der Orthodoxie in der russischen Kultur vor und nach Peter I. mit den folgenden Fallstudien zu Leskovs „Der verzauberte Pilger“ (1873), Eisensteins „Aleksander Nevskij“ (1938) sowie zu einer 2000 publizierten rechtsnationalistischen Enzyklopädie unter dem Titel „Die heilige Rus“. Sehr informativ ist auch Frolova-Walkers Studie zur „russischen“ Musik, da hier deutlich wird, wie selbst im Bereich der Kirchenmusik ein nonverbales Medium wie der Klang „russisch“ manipuliert werden kann. Nicht anders erging es der Volksmusik und ihrer angenommenen Authentizität als Quelle nationaler Emotion: Nach einem Jahrhundert der Gewöhnung an die „gentry conception

of folk music“ seien die ersten authentischen Aufnahmen bäuerlichen Gesangs ein veritabler Schock für all diejenigen gewesen, „who had long considered themselves folksong enthusiasts“ (S. 121). Schließlich thematisiert sie noch die Rezeption der Musik von Radiščev über Gogol' bis zur Gruppe „Mir iskusstva“. Während die „gentry conception of folk music“ mit ihren schwermütigen Melodien sich auch in Westeuropa als Repräsentation der „russischen Seele“ durchgesetzt hatte, habe ironischerweise Džagilevs „Mir iskusstva“, das sich bewusst auf die fröhliche und wilde, bislang kaum rezipierte Seite der russischen Musiktradition konzentrierte, aufgrund der ausgesprochenen Exotik des Dargebotenen im Westen zu einer kognitiven Verschiebung Russlands von „Europa“ nach „Asien“ geführt.

Gasparov untersucht in seinem Beitrag die diskursive Bedeutung der Vermischung sprachlicher Ebenen, wozu er primär mittelalterliche Quellen heranzieht, in denen das Altkirchenslawische bewusst als Medium des Moralischen und Überweltlichen eingesetzt worden sei. Interessant ist dabei seine eigentlich selbstverständliche Bemerkung, dass schon im 15. Jahrhundert die Authentizität des Altkirchenslawischen neu erfunden werden musste. So spannend seine Überlegungen zu Monomachs „Belehrung“ (*Poučenie*), Avvakuums autobiografische Schrift sowie zur Vita Stefans von Perm für den Spezialisten auch sind, bleibt ihr Aktualitätsanspruch, den herzustellen sich die übrigen Texte mehr oder weniger erfolgreich bemühen, hier nur angedeutet. Gasparov selbst betont freilich mit Recht, wie inadäquat ein direkter Vergleich des mittelalterlichen Sprachgebrauchs mit aktuellen Erscheinungen wie etwa der Anglisierung des Russischen sei. Auch Kelly konzentriert sich nach einer knappen Klärung des schwer übersetzbaren Begriffs *byt* (etwa „Alltag“, auch „Lebensweise“) auf dessen Verwendung im frühen sowjetischen Gebrauch. Ihre instruktive Fallstudie wiederum behandelt den wohl als gescheitert anzusehenden staatlichen Versuch in dieser Phase, den Alltag von Kindern zu transformieren. Pointiert schließt sie: „Politicised through and through, childhood was at the same time beyond the reach of politics“ (S. 166). Allerdings geht es hier dezidiert um den Versuch, dem Alltag von Kindern eine sowjetische Identität zu oktroyieren, was mit der inhaltlichen Ausrichtung des Bandes auf das „Russische“ in der Kultur zumindest auf dem ersten Blick nicht ganz zu vereinbaren ist. Zuzustimmen ist ihr allerdings darin, dass die spezifische Beziehung zum *byt*, die ihr zufolge die Russen sich selbst gern unterstellen, kaum geeignet sei, so etwas wie russische Identität zu definieren.

Abschließend geht es um symbolische Repräsentationen von Identität. Lindsey Hughes diskutiert unter dem Titel „Monuments and identity“ einige russische Erinnerungsorte, wobei religiös konnotierte Beispiele überwiegen. Hierzu zählen Kirchen wie die Uspenskij-Kathedrale im Kreml, die Basiliuskathedrale auf dem Roten Platz und die jüngst wiedererrichtete Erlöserkathedrale sowie die Ikonen der Gottesmutter von Vladimir aus dem 12. Jahrhundert und Andrej Rublevs erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts entdeckte berühmte Hl. Dreifaltigkeit (*Troica*). Hinzu kommen Denkmäler wie das berühmte Petersburger Reiterstandbild Peters I., Puškins „eherner Reiter“ und Vera Muchinas „Arbeiter und Kolchosbäuerin“ sowie das Gemälde „Die drei Recken“ von Viktor Vasnev. Während die meisten dieser Embleme des Russischen auch dem nicht-russischen Betrachter etwas sagen, zumal die Basiliuskathedrale ja nahezu jeden westlichen Russlandreiseführer zielt, widmet sich Stephanie Sandler schließlich mit „Puškin“ einem speziell russischen Erinnerungsort zu. Dabei geht es freilich weniger um des Dichters konkrete Werke, sondern um den Mythos des „russischsten aller Poeten“, der in seiner entindividualisierten Form für viele Russen so etwas wie die Essenz der nationalen Identität verkörpert. Deutlich wird in ihren Fallstudien der Jubiläumsveranstaltungen 1937 und 1999 vor allem, dass es unter El'cin tatsächlich alternative Interpretationsmöglichkeiten gab, die nicht in das staatlich verordnete Pathos, das in vielem an sowjetische Gewohnheiten erinnert habe, einfelen. Man fragt sich im Sommer 2007 allerdings, wie eine solche „russlandweite“ Veranstaltung unter Putin aussähe.

Die Vielfalt der Beiträge dieser empfehlenswerten Sammlung lässt sich in einer Rezension kaum adäquat abbilden. Ein Zwiespalt bleibt jedoch. So sehr sich die Autoren bemühen, ihre jeweiligen Beispiele erläuternd in der russischen Geschichte zu verankern, bleiben sie meist isoliert, sodass der Begriff der „introduction“ im Titel irreführt. Es ist beileibe keine Einführung in die russische Kulturgeschichte als solche und ohne grundsätzliche Vorkenntnisse kaum rezipierbar, sodass auch eine knapp vierseitige Auswahlbibliografie keine Hilfestellung bietet. Dafür stellt dieses Buch einen Wegweiser für all diejenigen dar, die eine Antwort auf die Frage suchen, was die so genannte „Neue Kulturgeschichte“ in Bezug auf Russland und die Russen zu bieten hat. Ganz in diesem Sinne haben Franklin und Widdis auch nicht versucht, eine eindeutige Definition des (so oder so spekulativen) Gehalts einer russischen Identität zu finden, sondern eine weitgehend repräsentative Auswahl dessen präsentiert, wie das Nationale in der

russischen Kultur vermittelt wurde und wird. Ergänzungen sind jederzeit willkommen.

Karsten Brüggemann, Tallinn

Politische Mythen im 19. und 20. Jahrhundert in Mittel- und Osteuropa, hrsg. v. Heidi Hein-Kircher u. Hans Henning Hahn. Marburg: Verlag Herder-Institut 2006, 431 S. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung. 24).

Der Band versammelt Beiträge einer im September 2004 am Herder-Institut in Marburg veranstalteten Sommerakademie, an der neben anerkannten Spezialisten der historischen Mythosforschung vor allem Nachwuchswissenschaftler/innen aus unterschiedlichen Ländern teilnahmen. Er enthält – neben Einleitung und abschließender Zusammenschau – vier Hauptteile, durch die eine geschichtswissenschaftliche und politologische Schwerpunktsetzung markiert wird.

Yves Bizeul liefert im einleitenden Beitrag unter dem Titel „Politische Mythen“ unter Berücksichtigung wichtiger Erkenntnisse aus der interdisziplinären Mythos-Diskussion eine grundlegende Definition, die dem heutigen Erkenntnisstand gerecht wird. Den „politische[n] Gründungsmythos“ kennzeichnet er als „Oberkategorie aller anderen mythischen Erzählungen, die damit verbunden sind“ (S. 4), er hebt die „klare sakrale Dimension“ (S. 5) politischer (im Sinne von François und Schulze durchaus auch historischer¹) Mythen hervor und verweist auf ihre Doppelstruktur, durch die Mythen nicht mehr als wahr oder falsch qualifiziert werden können, sondern nur als „operational und ‚vielsagend‘“ (S. 6). Gleichzeitig weist Bizeul politische Mythen zutreffend als ideologische Erscheinungsformen aus und hebt ihre – nicht zuletzt aufgrund ihres fundamentalen Stellenwerts in der Erinnerungskultur – sinnstiftende Orientierungsfunktion für die Gegenwart hervor (S. 7). Der im historisch-politischen Mythos angelegte Zukunftsaspekt wird zwar erwähnt (S. 9), bleibt allerdings unterbelichtet. Der Mythos liefert nach Bizeul simplifizierende Erklärungsmuster einer komplexen Wirklichkeit (S. 8), und er

¹ Vgl. Etienne François, Hagen Schulze, Das emotionale Fundament der Nationen, in: Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama, hrsg. v. Monika Flacke. München/Berlin 1998, S. 17-32, hier S. 19 f.

dient nicht zuletzt der Legitimation politischer Herrschaft (S. 9). Bi-zeul liefert eine hervorragende Synthese der bisweilen verworrenen Diskussion um historisch-politische Mythen.

Im zweiten Teil des Bandes, „Medien-Mythen“, informiert Alexandra Kaiser unter dem als Titel genutzten Heuss-Zitat „Sie wollen gar nicht, dass wir mit lauten Worten sie ‚Helden‘ nennen“ über die Geschichte, den ritualisierten Ablauf und die (Wandlungen unterworfenen) Funktion des „Volkstrauertag[es] und (...) [des] Mythos vom Sinn des Sterbens im Krieg“. Sie stützt sich dabei auf einen an Erkenntnisse der gegenwärtigen Mythos-Diskussion angelehnten Mythosbegriff, durch den sie die mit der Etablierung und Fortführung des Volkstrauertages verbundenen Sinnstiftungen (Soldatentod [S. 68], Opfergemeinschaft [S. 71], Friedensmahnung [S. 74]) verdeutlicht und die Wirkung des nicht allein verbal, sondern in entscheidendem Maße durch Rituale und Symbole geprägten Trauerkonzepts expliziert, das – in Reaktion auf gesellschaftlich vorherrschende Rahmenbedingungen – auch deutlichen Veränderungen unterworfen war.

Nicola Hille widmet sich „[v]isuelle[n] Strategie[n] zur Mythenbildung im frühen sowjetischen Plakat“ unter dem Titel „Politik in Bildern“. Dabei überrascht es kaum, dass sich die durch Plakate gestützte Mythenbildung in der von Hille beobachteten Phase zwischen 1920 und 1951 ganz maßgeblich auf die Oktoberrevolution (unerklärlicherweise als „zunächst weitgehend unauffällige[s] Ereignis“ [S. 81] gekennzeichnet), auf Lenin und schließlich auf Stalin bezog. Hille verdeutlicht am Beispiel der Wandlungen unterworfenen Präsentation Stalins, dass sich durch Analyse der Plakate dessen „sukzessive Machtakkumulation auch bildlich nachvollziehen lässt“ und sich die „Chronologie des Stalinkultes (...) visuell im Plakat [manifestierte]“ (S. 88). Der Beitrag zeigt, dass eine Analyse der „Sichtagitation“ (S. 84) im Plakatwesen entscheidende Aufschlüsse über den für die Mythosforschung so bedeutenden Propagandaaspekt zu liefern vermag.

Malte Thießen beschäftigt sich mit dem „Gedenken an Bombenkrieg und Kriegsende in Hamburg nach 1945“. Gleich zu Beginn seiner Ausführungen verdeutlicht Thießen, dass der später in mythisch-fizierender Geschichtsauslegung identifizierte „Hanseatische Geist“ (S. 109) als Ablehnungsstrategie gegen die Auffassung, der Hamburger NS-Gauleiter Karl Kaufmann habe die totale Zerstörung der Hansestadt durch ihre kampflöse Übergabe verhindert, zu bewerten sei (S. 108 f.). So entstand ein Deutungsmuster (das Thießen erstaunlicherweise nicht als solches verstanden wissen will [S. 110]), das auf die Darstellung des Luftkrieges als Durchhaltemythos (S. 114) und

des Wiederaufbaus als Gründungsmythos (S. 115) angewendet wurde. Der Widerspruch zwischen diesen beiden Varianten, in die der Mythos vom „Hanseatischen Geist“ inkorporiert wurde, muss indes nicht so zwangsläufig erscheinen, wie Thießens ihn darstellt, denn sowohl durch Unverzagtheit während der Bombenangriffe als auch durch Mut zum (unvermeidlichen) Neubeginn kann jene „Lebenskraft“ (S. 109) illustriert werden, die führende Politiker Hamburgs den Einwohnern der Stadt immer wieder als Grundsubstanz des „Hanseatischen Geistes“ zuschrieben. Störend wirkt sich in Thießens Beitrag vor allem seine problematische Unterscheidung zwischen der Erzählung des Mythos und seiner Funktion als Deutungsmuster oder kollektives Geschichtsbild (S. 110) aus. Thießens selbst vermag diese Unterscheidung nicht durchzuhalten, wenn er von „mythische[r] Deutung der Vergangenheit“ (S. 111) spricht.

Vasile Dumbravas gehaltvoller Beitrag unter dem Titel „Vergangenheit – Denkmäler – Diskurse. Erinnerung und Vergessen in der MSSR/Republik Moldova“ verdeutlicht ein weiteres Mal, wie gewinnbringend die Beschäftigung mit historischen Mythen in den kleineren Staaten Mittel-, Ost- und Südosteuropas für die historische Mythosforschung sein kann, denn Dumbrava zeichnet am Beispiel Moldovas anschaulich nach, wie die „Konstruktion möglichst bruchloser Nationalgeschichten“ (S. 123) auch in der unmittelbaren Vergangenheit erfolgt ist. Nach Umbrüchen in der politisch-gesellschaftlichen Entwicklung eines Landes oder Volkes konstatiert Dumbrava zutreffend häufige „Neuinterpretationen kollektiver Geschichte“, die allerdings nicht nur in der „Durchsetzung neuer Geschichtsmythen“ (ebenda) bestehen, sondern häufig genug auch in der Reaktivierung freilich in ihrer Sinnggebung oftmals signifikant abgewandelter älterer Geschichtsbilder. Dumbravas Annahme, dass das Vergessen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in der westlichen Zivilisation vorherrschend gewesen sei (S. 125), ist allerdings zurückzuweisen. Am Beispiel der Republik Moldova stellt Dumbrava nachvollziehbar heraus, dass „Denkmäler (...) das von den Herrschenden sanktionierte Geschichtsbild einer Gesellschaft [visualisieren]“ (S. 123). Er expliziert dies am Beispiel des Denkmals „Badea Mior“, das als „Luminarea Recunoștinței“ (Kerze der Dankbarkeit) den anonymen Helden des moldauischen Staates und der „Ewigkeit der ‚moldauischen Tradition‘“ (S. 130) 2004 gewidmet wurde, allerdings von der Bevölkerung kaum angenommen wurde. Ganz anders verhielt es sich demgegenüber mit dem in Chișinău aufgestellten Denkmal Stefans des Großen, dessen wechselhafte Geschichte Konjunkturen im Kontext der geschichtspo-

litischen Konzepte unterschiedlicher staatlicher Systeme sowie verschiedener sprachlicher und ethnischer Bevölkerungsteile zwischen 1918/1928 bis in die Gegenwart verdeutlicht (S. 134-140). Heute hat das „Denkmal Stefans des Großen (...) einen Legitimations- und Repräsentationscharakter und wird zum Zwecke der Durchsetzung von Macht und Herrschaftsansprüchen von den Vertretern eines eigenständigen moldauischen Nationalkonzeptes sowie von den Vertretern eines rumänischen Nationskonzeptes benutzt“ (S. 140).

Der dritte Teil des Sammelbandes zur „Unvermeidbarkeit‘ mythischer Geschichtsbilder“ wird eingeleitet durch den Beitrag „Über einige Geschichtsmysmen in Ungarn: vom Mittelalter bis zur Gegenwart“ des Mediävisten János M. Bak, in dem die Auffassung vertreten wird, „dass man mittelalterliche Chronisten, die die Nationalgeschichte mit biblischen oder anderen antiken mythischen Erzählungen verknüpfen, einbeziehen kann“ (S. 147). Bak expliziert diese These am Beispiel der „Gesta Hungarorum“, durch die „den ungarischen Großen (...) eine auf die Landnahme zurückgehende genealogische Legitimation“ (ebenda) geliefert wurde. Im 19. Jahrhundert wurden diese Ausführungen dann „als Beweise für die ‚älteste Verfassung Europas‘ aufgegriffen“ (ebenda). Bak zeichnet die Entwicklung der ungarischen Geschichtsmythologie anhand verschiedener Stationen und Versatzstücke (Schlacht von Mohács [1526], Fall Ofens an die Osmanen [1541], Regierungszeit des Corvinen Matthias [1458–1490] besonders in ihrer Ausdeutung durch Nicholas Zrinyi [1655], Bilder und Gedichte der Romantik im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Panorama „Hereinkunft der Ungarn“ [1892–1896], Festlegung der Feierlichkeiten des ungarischen Millenniums [1896], Aufstellung des Panoramas Fesztys im „Nationalen Gedenkpark“ von Ópusztaszer [1995]) nach, in der immer wieder die „Einzigartigkeit der Magyaren“ (S. 149) und die Überlegenheit „gegenüber den barbarischen Slawen“ (S. 153) herausgestellt wurde. Baks Ausführungen belegen, dass die „Vorgeschichte“ historischer Mythen wesentlich zum Verständnis dieser Geschichtsbilder beitragen kann.

Ingo Wiwjorras Beitrag über den „völkische[n] Germanenmythos als Konsequenz deutscher Altertumsforschung“ beginnt mit der problematischen Feststellung, dass die im deutschen Selbstverständnis verankerte „Vorstellung, germanische Vorfahren spielten eine prägende Rolle, traditionell in den Kanon der populären Nationalstereotypen“ gehöre und als „Überhöhung“ und „Idealisierung“ (S. 157) zu kennzeichnen sei, die später in der „völkischen Ideologie“ eine „herausragende Stellung“ (ebenda) eingenommen habe. Allein die

Feststellung, dass die Deutschen sich als Nachkommen germanischer Gentes betrachteten, kennzeichnet aber noch keine mythifizierende Geschichtssicht, und so beeilt sich Wiwjorra, die ideologische Instrumentalisierung dieses historischen Sachverhalts zu konkretisieren, indem er aufzeigt, wie große Teile der deutschen Altertumsforschung des 19. Jahrhunderts im Rückgriff auf Tacitus' „Germania“ (die allerdings in der ihr eigenen Problematik nicht erörtert wird) die Vorfahrscheinschaft der Germanen verabsolutierten (S. 160) und ein entsprechendes „kulturnationale[s] Selbstverständnis“ (S. 161) zu etablieren suchten. Dieser Versuch der Konstruktion einer ungebrochenen ethnohistorischen Kontinuitätslinie geriet jedoch durch die Erforschung der Kelten und Slawen unter Druck (S. 163), so dass die entstehenden Kontroversen unter der Zielsetzung, „ein vermeintlich historisches Recht auf territorialen Besitz“ abzuleiten, insbesondere „in Zeiten eines nationalistischen Sprachen- und Volkstumskampfes mit großer Aufmerksamkeit verfolgt“ (S. 161) wurden. Auch die „kulturgeschichtliche Priorität Roms, Griechenlands und des Orients“ erwies sich als hinderlich, so dass „die deutsche Altertumsforschung des 19. Jahrhunderts dem nationalromantischen Anspruch nach Identität von Germanen und Deutschen nur bedingt gerecht zu werden [vermochte]“ (S. 163). Erst unter dem Einfluss der darwinistischen Evolutionslehre entwickelte sich eine Rassentheorie (S. 162), die anthropologisch untermauert wurde und Ende des 19. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum zu einer rassenideologisch verbrämten Neuinterpretation auch der griechisch-römischen Antike führte (S. 163 f.). Wiwjorra gelingt es, die Instrumentalisierung großer Teile der Altertumsforschung im Dienste einer deutschen Nationalideologie aufzuzeigen, ohne dass sein Beitrag indes wirklich überraschende Ergebnisse zutage fördert.

Eva und Hans Henning Hahn widmen sich in ihrem Beitrag dem „Mythos ‚Vertreibung‘“. Ihr Hinweis, dass die höchst unterschiedlichen Angaben zur Anzahl der „Vertriebenen“ „nicht gerade Vertrauen in die Literatur über ‚Flucht und Vertreibung‘ ein[flößen]“ (S. 171), ist gewiss gerechtfertigt. Erklärt werden diese extrem voneinander abweichenden Quantifizierungen durch den Hinweis auf die Problematik der Wortverbindung „Flucht und Vertreibung“ (S. 167), die es nicht erlaube, zwischen Evakuierung, Flucht, Zwangsaussiedlung und Spätaussiedlung (S. 171) zu unterscheiden. Eva und Hans Henning Hahn erfassen damit einen der wichtigsten Gründe für die unterschiedlichen Zahlenangaben, auf den vielleicht noch deutlicher hätte eingegangen werden können. Das Hauptaugenmerk der Autoren rich-

tet sich hingegen auf die Konstruktion des Vertreibungsmythos, die durch die „gezielt unpräzise Begrifflichkeit“ (S. 172) mit biblischen Konnotationen (S. 177) vorbereitet und später durch die Wahl des Begriffes „Exodus“ in Stellungnahmen und Publikationen bedeutender deutscher Historiker wie Wolfgang Benz und Hans-Ulrich Wehler begünstigt worden sei. Es ist allerdings kaum anzunehmen, dass Benz oder Wehler zur Mythifizierung der „Vertreibungsvorgänge“ beitragen wollten, wie letztlich auch die beiden Autoren einräumen (S. 179). Entscheidender für die Mythifizierung der „Vertreibung“ war die von Eva und Hans Henning Hahn benannte „Konstruktion einer kollektiven Unschuld“ (S. 180). Diese wurde vor allem durch die Brechung des konsekutiven Verhältnisses von Weltkrieg und „Vertreibung“ (ebenda) (und – das wäre hinzuzufügen – der völligen Ignoranz gegenüber dem Kausalnexus) ermöglicht. Das von den Vertriebenenverbänden mit Gottesbezug postulierte „Recht auf Heimat“ (S. 183), die Stilisierung der „gequälten, leidenden Frau“ (S. 184) als archetypisches „Vertreibungsoffer“ (unter bewusster Anspielung auf die Unschuldsvermutung [ebenda]) sowie die Unterstellung emotionaler Rachemotive auf Seiten der Polen oder Tschechen (S. 185 f.) beförderten die Sakralisierung und Anthropologisierung der Problematik. Überdies wurde von den Vertriebenenverbänden und aus ihrem Umfeld ungeachtet zahlreicher Gedenkfeiern, Erinnerungssymbole und Denkmäler die Tabuisierung des „Vertreibungsschicksals“ behauptet (S. 187), indem – von den Autoren nur beiläufig erwähnt – geschickt die Tatsache eines in der alten Bundesrepublik durchaus privilegierten „Diskussionsghettos“ als Verschweigen der „Wahrheit“ (ebenda) umgedeutet wurde. Etwas bedenklich erscheint in diesem Beitrag die gegenüber einer früheren Publikation² der Autoren erheblich verschärfte Diktion, die der sachlichen Analyse der äußerst sensiblen Thematik nicht unbedingt zuträglich ist. Die seit einigen Jahren mit teilweise höchst polemischen Tönen geführten Diskussionen um diese Folge des Zweiten Weltkrieges geben durchaus Anlass zur Besorgnis, doch Eva und Hans Henning Hahns pessimistische Einschätzung, „dass der Mythos selbst heute weitgehend für die historische Narration gehalten wird, und dies in einem solchen Ausmaß, dass eine analytisch-reflektierende Erzählung des gesamten Vertreibungsgeschehens kaum mehr möglich scheint“ (S. 188), kann sich mit ihrer resignativen Implikation auch kontraproduktiv auswirken.

² Vgl. Eva und Hans Henning Hahn, *Flucht und „Vertreibung“*, in: *Deutsche Erinnerungsorte*, hrsg. v. Etienne François u. Hagen Schulze. Bd. I, München 2001, S. 335-351.

Stefan Guth legt in seinem Beitrag „Mythen und Stereotypen der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte in der Zwischenkriegszeit“ die Unterscheidung zwischen Logos und Mythos zugrunde, zeigt aber gleichzeitig die Unmöglichkeit der Aufrechterhaltung einer derartigen Dichotomie, indem er darauf hinweist, „[d]ass auch die Wissenschaft als vorgebliche Bastion des Logos vor dem Mythos nicht ganz gefeit ist“ (S. 207). Wer nun eine eingehende Beschäftigung mit wechselseitig bezogenen Geschichtsmynthen und nationalen Stereotypen zwischen Deutschen und Polen erwartet, wird enttäuscht – Guth geht lediglich kurz auf die bereits im 19. Jahrhundert vorgezeichneten, in der Zeit zwischen den Weltkriegen in Deutschland aktualisierten mythifizierenden Auslegungen der Geschichte des Deutschen Ordens und der Ostsiedlung im Gegensatz zum in Polen gepflegten Piastenmythos (S. 214) sowie das messianistische Selbstverständnis der polnischen Romantik und die „Polenbegeisterung“ im deutschen Vormärz (deren Vordergründigkeit er allerdings nicht benennt) ein, um schließlich zutreffend auf „den antagonistischen Aspekt“ zu verweisen, der „bald dauerhaft in den Vordergrund“ rückte, begründet durch „die gegenseitig verzahnte Siedlungsweise seit dem Mittelalter und verschärft durch Preußens Teilnahme an den polnischen Teilungen“ (S. 213). Die Vorstellung einer „tausendjährigen deutsch-polnischen Erbfeindschaft“ (S. 215) begünstigte Heterostereotype („Polnische Wirtschaft“ und „Deutsche Gefahr“) werden leider nicht benannt, aber der „Deutsche Drang nach Osten“ wird als Stereotyp charakterisiert [S. 216]), die in der Zeit zwischen den Weltkriegen wirksam blieben. Gepflegt wurden sie unter anderem durch wissenschaftliche Schulen (in Deutschland durch die „Ostforschung“, in Polen durch die Abstützung des „Westgedankens“ [S. 217]), durch die der historistische Anspruch auf Objektivität (freilich ohne Selbsteingeständnis) zugunsten eines nationalen Engagements zunächst in der populären Geschichtspublizistik, später auch in der Historiografie zurückgedrängt wurde (S. 211). Die (Un-)Möglichkeit, in objektiver Weise „historische Wahrheit“ darstellen zu können, wird indes durch Guth nicht diskutiert, obwohl dies im Hinblick auf die Kontroverse um die Thesen Hayden Whites³ die Aktualität seines Ansatzes hätte verdeutlichen können. Er begnügt sich stattdessen damit festzuhalten, „dass die deutsch-polnische Beziehungshistoriographie eine Reihe von Kenn-

³ Vgl. Hayden White, Die Fiktionen der Darstellung des Faktischen, in: Ders., Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Aus dem Amerikanischen v. Brigitte Brinkmann-Siepmann u. Thomas Siepmann. Stuttgart 1986, S. 145-160, hier S. 145.

zeichen aufwies, die üblicherweise zur Beschreibung politisch-historischer Mythen dienen“ (S. 221). Als ein entscheidendes Moment durch die Fachwissenschaft getragener Mythologisierung (die er m.E. allerdings zeitlich viel zu spät ansetzt; sie ist nicht erst in den 1930er Jahren, sondern bereits im Kontext der Reichsgründung von 1871 zu beobachten) identifiziert er „die chiasmatische Wechselwirkung zwischen fremdem Mythos und eigenem Logos“.

Maria Liakova unternimmt in ihrem Beitrag „Europa‘ und ‚der Islam‘ als Mythen in öffentlichen Diskursen in Bulgarien“ den interessanten Versuch, in einem europäischen Land, das fast 500 Jahre unter osmanischer Herrschaft stand, historisch entwickelte Geschichtsbilder zu Europa und zum Islam als miteinander korrespondierende konträre Images zu untersuchen. Dabei geht sie von aktuellen Befragungen aus, die eine wachsende Europazustimmung (S. 225) und eine – allerdings nur von einem Drittel der bulgarischen Bevölkerung geäußerte – kritische Meinung über den Islam (S. 226) verdeutlichen. Bedauerlich ist allerdings, dass dabei weder zwischen Europa und der Europäischen Union noch zwischen dem Islam und dem Islamismus trennscharf unterschieden wird. Dennoch ist der Versuch, die aktuellen Images auf ihre historische Genese hin zu untersuchen (ebenda), ein lohnendes Unterfangen. Die Wurzeln der bulgarischen Nationalmythologie sieht Liakova in der langen Zeit der osmanischen Okkupation von 1396 bis 1878, in der die Türken als „Eroberer“ in ihrer kulturellen und religiösen Fremdheit wahrgenommen wurden. Die Unterwerfung der Bulgaren und ihr Widerstand gegen die Besatzer wurde als Kampf des Christentums gegen den Islam interpretiert (S. 229), der in einer Bollwerk-Vorstellung veranschaulicht wurde, nach der „die Bulgaren (...) Helden sind, die litten, (...) es aber geschafft haben, Europa vor der Islamisierung zu retten“ (S. 226), so dass der Eindruck einer Verpflichtung Europas entstand. Die Zeit der osmanischen Okkupation wurde insbesondere im 19., aber auch noch im 20. Jahrhundert als gewaltsame Entfernung aus dem europäischen Kulturkreis empfunden (S. 237), die die Betonung der Europazugehörigkeit des Landes nach sich zog, so dass das Ende der Fremdherrschaft als „Rückkehr zur europäischen Zivilisation“ (S. 234) aufgefasst werden konnte, wie Liakova schlüssig anhand von Schulgeschichtsbüchern, belletristischen Texten und politischen Reden nachweist. Die Autorin belässt es jedoch nicht bei diesem Befund, sondern setzt sich ideologiekritisch mit inhaltlichen Aussagen der beiden Geschichtsbilder auseinander, indem sie die These einer gewaltsamen Islamisierung im Rückgriff auf geschichtswissenschaftliche

Erkenntnisse erheblich differenziert. In Liakovas exzellenter Synthese, der sie noch kurze Erörterungen auf den „Wiedergeburtprozess“ vor dem Ende der kommunistischen Herrschaft (S. 240) und die im Rekurs auf die bulgarische Nationalmythologie begründete Teilnahme am Irak-Krieg (S. 241 f.) folgen lässt, wird die von ihr identifizierte „binäre Opposition“ (S. 226) der beiden Geschichtsbilder im Muster der durch ein abwertendes Alteritätsbild gestützten Identitätsstiftung erkennbar, so dass die religiös gefärbte negative Charakteristik des Islam wie auch die ethnisch motivierte Absetzung von den Türken als Heterostereotype identifiziert werden können.

Im einleitenden Aufsatz des vierten Teils „Raum-Mythen“ beschäftigt sich Werner Benecke auf der Grundlage eines sorgfältig explizierten Mythosbegriffs (S. 259) mit den „kresy“ als „Mythos der polnischen Geschichte“. Benecke thematisiert die Begriffsproblematik, die sich mit dem Ausdruck „kresy“ verbindet, und definiert die von ihm zentralisierten Gebiete als „Grenzland“ (S. 257), in „dem Polen besondere und einzigartige Beiträge zur europäischen Geschichte leistete“ (S. 260), so dass deutliche Bezüge zum polnischen Europabild des „antemurale christianitatis“ (ebenda) erkennbar werden, dessen Substanz in nicht unerheblichem Maße auch durch Alteritätsbilder gegenüber den östlichen Nachbarn geprägt wurde. Insbesondere die Sowjetunion wurde auf diese Weise bereits nach dem Ersten Weltkrieg als Bedrohung Polens und Europas wahrgenommen (S. 264) – eine Fremdzuschreibung, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg noch verstärkte. Beneckes sorgfältige Rekonstruktion der Wandlungen des „kresy“-Mythos verdeutlicht dessen fundamentalen Stellenwert insbesondere im Hinblick auf ein noch immer wirksames Europabild in Polen.

Anna Kochanowska-Nieborak versucht im fünften Teil des Sammelbandes „Fremd- und Eigenbilder“ unter dem Titel „Der Kościuszko-Mythos und das Stereotyp über Polen als ‚edle Patrioten‘ in der Erstaufgabe von Meyers Konversationslexikon“ nachzuweisen, wie ein populärer polnischer Nationalmythos im Kontext und Gefolge des Vormärz in Deutschland positiv rezipiert wurde und somit das Stereotyp des „edlen Polen“ begünstigte. Sie weist dies anhand der von ihr zentralisierten Quelle nach (S. 369 ff.); es sind aber Zweifel angebracht im Hinblick auf Kochanowska-Nieboraks Übertragung ihrer Ergebnisse in eine allgemeine Einschätzung der „Polenbegeisterung“ des Vormärz, die Michael G. Müller bereits 1979 als „akzidentiell und funktional“⁴ kennzeichnete – eine Einschätzung, die heu-

⁴ Michael G. Müller, Polen-Mythos und deutsch-polnische Beziehungen. Zur Periodisie-

te vom Mainstream der historischen Vormärzforschung geteilt wird. Kochanowska-Nieborak hingegen stellt fest, dass in den 1840er und sogar noch in den 1850er Jahren „das Stereotyp ‚Polen als edle Patrioten‘ (...) vornehmlich in liberalen und demokratischen Kreisen (...) kanonisch anerkannt wurde“ (S. 373) – eine Behauptung, die in dieser undifferenzierten Weise wohl kaum zu verifizieren ist. Mindestens wäre hinzuzufügen, dass das zweifellos vorhandene Stereotyp des „edlen Polen“ fundamentalen Wandlungen unterworfen war; zu seinem Assoziationsfeld gehörten nach 1830/31 auch deutlich negativ besetzte Vorstellungen wie „Aufsässigkeit“ und „Rebellenstum“. Dies räumt Kochanowska-Nieborak jedoch erst mit einer Randbemerkung im Rekurs auf Orłowski am Ende ihrer Ausführungen ein.

Jonathan Kwan widmet sich in seinem Beitrag „Competing Historical Narratives: Memory, Identity and Politics in Nineteenth Century Bohemia“ der Beschreibung und Analyse dreier im 19. Jahrhundert in Böhmen vertretener Positionen hinsichtlich einer durch unterschiedliche Ausrichtung der historischen Erinnerung gestifteten, jeweils anders definierten Identität (S. 378). Während die von Joseph Alexander von Helfert und Constantin Höfler vertretene Fixierung auf den (österreichischen) Gesamtstaat aufgrund ihrer defizitären historischen Verankerung als aufklärerisch beeinflusste „vision of a German-dominated, centralized, rational, bureaucratic state“ (S. 380) kein breitenwirksames Erklärungsparadigma für die österreichische Geschichte liefern konnte, erfreute sich František Palackýs „Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und Mähren“, in der die als heroisch interpretierte Auseinandersetzung der als freiheitsliebend dargestellten Tschechen mit den als aggressiv gekennzeichneten Deutschen beschrieben wird (S. 382), im Zeitalter des Nation Building unter den tschechischen Böhmen – insbesondere der Elite – großer Popularität (S. 382, 389). Kwan unterschlägt allerdings, dass Palacký die Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen durchaus ambivalent (d.h. zwischen Austausch und Konfrontation) bewertet – eine Strategie, die es Palacký später ermöglichte, mit einer austroslawistischen Argumentation die politische Autonomie Böhmens innerhalb des Habsburgerreiches zu fordern, wie Kwan schließlich auch einräumt (S. 384). Die dritte, von Kwan untersuchte Position ist diejenige des deutschböhmischen Selbstverständnisses, die am Beispiel Ludwig

rung der deutschen Polenliteratur im Vormärz, in: Die deutsch-polnischen Beziehungen 1831–1848: Vormärz und Völkerfrühling, hrsg. v. der Gemeinsamen deutsch-polnischen Schulbuchkommission. Braunschweig 1979, S. 101–115, hier S. 115.

Schlesingers expliziert wird. Sie nutzte ganz offensichtlich dominante Ideologeme, indem sie den Stellenwert Böhmens im Rahmen der Idee eines deutsch beherrschten Mitteleuropa auf der Basis der weit verbreiteten Kulturträgertheorie ansiedelte, was durch Kwan allerdings nur unzureichend herausgearbeitet wird (S. 387).

Magdalena Parus-Jaskułowska widmet sich in ihrem Beitrag unter dem Titel „Wir‘ und ‚Europa““ der Untersuchung der Argumentation „[p]olnische[r] Euroskeptiker in der Kampagne vor der Volksabstimmung 2003“ und stellt heraus, dass die Äußerungen von Europagegnern in Polen in besonderem Maße durch den vor allem im 19. Jahrhundert herausgebildeten „antemurale christianitatis“-Mythos und das von der polnischen Romantik gepflegte messianistische Selbstverständnis geprägt waren (S. 396). Die Autorin schließt einen (sehr) kurzen Exkurs über die Begriffe „Europa“, „Europäische Union“ sowie „Mittel- und Osteuropa“ an, wobei sie den in den 1980er Jahren unter ostmitteleuropäischen Intellektuellen diskutierten neuen Mitteleuropa-Gedanken, der allerdings in Polen eher geringe Aufmerksamkeit auf sich zog, einseitig und sehr verkürzt mit der Position Milan Kunderas wiedergibt (S. 397). Danach verfolgt sie in aufschlussreicher Weise Konnotationen des Europabegriffs und Strategien in der europabezogenen Argumentation der Beitrittsopponenten und konstatiert im Anschluss an einschlägige Forschungsliteratur eine „Europadoppelsicht“ (Verleugnung christlicher Werte durch Europa, Polen als „echte[s] Europa“ [S. 398]), ein „schizophrene[s] Europa-Denken“ (ebenda). Die Kernargumente der Anti-Europa-Argumentation identifiziert Parus-Jaskułowska in den hervorgehobenen Verdiensten Polens „als Schutzmauer des Christentums“ (S. 399) für Europa, im behaupteten „Verrat“ Europas an Polen auf der Konferenz von Jalta und in unterstellten „betrügerischen“ Absichten Europas gegenüber Polen nach dem EU-Beitritt (ebenda). Ihre Quintessenz ist kaum erstaunlich: „Insofern stehen die Europaskeptiker Polens in einer doppelten Tradition: der des Messianismus, des Mythos der polnischen Auserwähltheit, und der des Nationalismus“ (S. 404).

Der letzte Teil des Sammelbandes wird gebildet durch Heidi Heinrichers „Überlegungen zu einer Typologisierung von politischen Mythen aus historiographischer Sicht“. Die Autorin versucht – quasi als produktives Resümee der Tagung – unter Einbindung und Zuordnung der Beiträge, politische Mythen (es stellt sich die Frage, warum die Herausgeber im Titel des Bandes nicht den Begriff des „Geschichtsmythos“ gewählt haben) zu differenzieren und somit auch die Gliederung des Bandes (die i.d.T. Anlass zu Fragen gibt) zu recht-

fertigen. Ihr „Versuch“ ist ambivalent zu bewerten. Die Definition des politischen Mythos fällt weit hinter den einleitenden Beitrag von Yves Bizeul zurück; sie berücksichtigt auch lediglich einen kleinen Teil der in der aktuellen Diskussion vertretenen Positionen. „Politische Mythen (...) als Produkt bestimmter politischer Vorstellungen (...), die historisch und damit veränderlich sind“ (S. 408), zu kennzeichnen, trägt wenig zur Klärung des Begriffs bei. Die Unterscheidung zwischen Personen-, Ereignis-, Raum- und Zeitmythen (S. 411 ff.) verdeutlicht zwar unterschiedliche inhaltliche Referenzen und kann auch dazu beitragen, verschiedene narrative Techniken aufzudecken (z.B. das autoritätsspendende „Vater“-Symbol [S. 411]), erhellt jedoch kaum die Funktion (historisch-)politischer Mythen. Diesem Defizit versucht Hein-Kircher durch eine weitere Differenzierung in Gründungs- und Ursprungs-, Katharsis-, Beglaubigungs-, Verklärungs-, Erfolgs- und Verlustmythen (S. 413 f.), „[v]on einer anderen Ebene aus betrachtet“ (S. 413), abzuhelfen. Doch auch diese Unterscheidung ist weitgehend inhaltsbezogen und illustriert eher Diversität – ein verblüffender Befund, da Hein-Kircher in ihrer Vorbemerkung davon ausgeht, „dass es zahlreiche Ähnlichkeiten gibt und dass aufgrund der allgemeinen Struktur von politischen Mythen die mythische Narration gewissen Grundmustern folgt“ (S. 410) –, eine Annahme, der durchaus zugestimmt werden kann. Nichtsdestotrotz bietet Hein-Kircher mit ihren Differenzierungen Typologisierungsmöglichkeiten an, die allerdings eher verwirrend als systematisierend erscheinen. Aufschlussreich ist dagegen Hein-Kirchers Hinweis auf die Bedeutung der Vermittlungsformen (S. 415), unter die sie sowohl die Medien (S. 416) (in deren Aufzählung allerdings erstaunlicherweise gerade der Film fehlt) wie auch Rituale, Symbole und politische Kulte (S. 416 f.) subsumiert. Der Hinweis der Autorin auf das kulturwissenschaftliche Paradigma gleich zu Beginn ihres Beitrags (S. 407) ist angesichts dieser Ausführungen („performative turn“) äußerst angebracht; wünschenswert wäre im Hinblick auf Hein-Kirchers kurze Ausführungen zur oftmals nicht dekonstruierenden, sondern geradezu mythifizierenden Rolle der Historiografie ein Verweis auf die Kontroverse um Hayden White (als Teil des „linguistic turn“). Schließlich geht Hein-Kircher doch noch dezidiert auf Grundfunktionen politischer Mythen ein (S. 420-423), indem sie u.a. an Bizeul anschließt. In ihren abschließenden Bemerkungen weist sie der historischen Mythos-Forschung die Aufgabe zu, „die einzelnen Mythen und ihre Ausdrucks- und Vermittlungsformen inhaltlich im Verlauf ihrer Entwicklungsgeschichte und ihrer Wirkungsgeschichte nachzuvollziehen“ (S. 423). Diese Forderung, die

ergänzt wird um die Feststellung der Urheber und Distributionsmechanismen sowie die Untersuchung der spezifischen Intentionen, ist wichtig, aber reicht nicht aus: Es bleibt – wie Wolfgang E.J. Weber auf dem Historikertag 1996 zutreffend herausgestellt hat – „die Verpflichtung zur anhaltenden, im Blick auf die zahlreichen Remythisierungsschübe noch gesteigerten Kritik und De[kon]struktion jeglicher Mythologie“.⁵

Den hohen Anspruch, „dass die (...) zusammengetragenen Texte (...) einen weiteren, hoffentlich heftigen Impuls geben“ (S. 407) für eine „umfassende Theorie (...) [und] Typologie“ historisch-politischer Mythen, kann der Band nicht vollends einlösen. Er enthält aber eine Fülle anregender Einzelstudien, die sich durch ein innovatives Potenzial auszeichnen, das für die geschichtswissenschaftliche und politologische Mythos- und Stereotypenforschung fruchtbar gemacht werden sollte. Den Herausgebern ist Lob dafür zu zollen, dass sie primär jüngeren Beiträger/innen die Möglichkeit geboten haben, ihre ganz überwiegend auf hohem Niveau verfassten Beiträge zu publizieren, die zur Kenntnis zu nehmen es sich lohnt. Der von Heidi Heinkircher und Hans Henning Hahn herausgegebene Band zeigt, dass die historische Mythosforschung noch viele Felder zu bearbeiten hat, und er verdeutlicht, dass die Diskussion um Geschichtsmythen noch lange andauern wird.

Eugen Kotte, Vechta

⁵ Wolfgang Weber, *Historiographie und Mythographie. Oder: Wie kann und soll der Historiker mit Mythen umgehen?*, in: *MythenMächte – Mythen als Argument*, hrsg.v. Anette Völker-Rasor u. Wolfgang Schmale. Berlin 1998, S. 65-87, hier S. 86.

Preußen – Erbe und Erinnerung. Essays aus Polen und Deutschland, hrsg. v. Basil Kerski. Potsdam: Deutsches Kulturforum östliches Europa 2005, 296 S. (Potsdamer Bibliothek östliches Europa. Geschichte).

Über 60 Jahre nach seiner Auflösung durch den Alliierten Kontrollrat ist Preußen nach wie vor ein kontroverser Erinnerungsort der europäischen Geschichte. Gegenstand politischer Instrumentalisierung ist es dagegen nicht mehr – von dem ephemeren Versuch abgesehen, ein fusioniertes Bundesland Berlin-Brandenburg „Preußen“ zu nen-

nen. Die Diskussion über Preußen hat sich versachlicht. Diese Tendenz kennzeichnete 2001 auch die Gedenkveranstaltungen zum 300-jährigen Jubiläum des Königreichs Preußen. Während sich die meisten aus diesem Anlass erschienenen Publikationen damit begnügten, die „preußischen Tugenden“ zum wiederholten Mal auf ihre Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit für die Gegenwart hin zu untersuchen, versuchte eine Ausstellung in Berlin, die preußische Geschichte auf das Jahr 1701 zu fokussieren und damit zu europäisieren. Dieser Versuch ist weitgehend misslungen, denn die ostmitteleuropäischen Bezüge Preußens wurden geflissentlich übersehen. Daher ist es verdienstvoll, dass sich Basil Kerski der Aufgabe unterzogen hat, Stellungnahmen vorwiegend polnischer Historiker und Publizisten zu Preußen zu sammeln. Die 2002 und 2004 zunächst auf Polnisch publizierten elf Beiträge liegen nun in deutscher Übersetzung vor, ergänzt durch einen Dialog über die preußische Geschichte von Adam Krzemiński und Rudolf von Thadden.

Einleitend rekapituliert der Herausgeber die deutsche Preußen-Rezeption seit Anfang der 1980er Jahre. Dass Autoren wie Sebastian Haffner und Marion Gräfin Dönhoff die preußische Expansionspolitik des 18. und 19. Jahrhunderts relativieren und Preußen als Modellstaat der Aufklärung idealisieren, irritiert nicht allein Basil Kerski, sondern auch viele andere polnische Kritiker. Hans-Jürgen Bömelburg verweist auf die in Polen fortwirkende Wahrnehmung einer Kontinuitätslinie von Preußen zum Nationalsozialismus, deren Bindeglied die negative Polenpolitik sei. Seit den 90er Jahren habe jedoch in Polen der Diskurs über Preußen an Bedeutung eingebüßt. Diskutiert werde über das deutsche, nicht aber über das spezifisch preußische Kulturerbe in Polen. Auch die von der deutschen Geschichtswissenschaft angestrebte Europäisierung der preußischen Geschichte sei für die polnische Historiografie nicht neu. Dem bis 1806 bestehenden alten „toleranten Preußen“ stellt Jan M. Piskorski das neue Preußen des 19. Jahrhunderts gegenüber, für das seiner Meinung nach „immer neue Aggressionen gegen seine Nachbarn“ charakteristisch waren. Als Anknüpfungspunkt einer positiven Traditionsbildung sei heute weniger die militarisierte Hohenzollernmonarchie geeignet als das 1772 untergegangene Königliche Preußen, das Teil der polnischen Rzeczpospolita war.

Ähnlich wie Piskorski sieht Janusz A. Majcherek in Preußen einen Staat der Gegensätze: Die Bewunderung für den effizienten und modernen Staat werde dadurch aufgewogen, dass das durch Zentralismus und Überwachung bestimmte preußische Erbe heute „armselig“ wir-

ke und für die Gegenwart ohne Bedeutung sei. Leszek Żyliński differenziert zwischen dem nicht-ethnischen alten Preußen und dem nationalisierten Obrigkeitsstaat des 19. Jahrhunderts. Zwar ließen sich die preußischen Tugenden nicht für den Aufbau einer modernen Bürgergesellschaft nutzen, doch sei es wichtig, den heutigen Polen auch die positiven Seiten Preußens nahe zu bringen. Für die Demontage der „schwarzen Preußenlegende“ in Polen plädiert ebenso Edmund Dmitrów, während Dariusz Łukasiewicz daran erinnert, dass es preußische Beamte waren, die Ende des 18. Jahrhunderts in Polen den Weihnachtsbaum einführten – ein heute eher vergessenes Element des „preußischen Erbes“. Łukasiewicz betont außerdem die Verdienste der Historiker Gerard Labuda und Stanisław Salmonowicz um die Versachlichung des polnischen Preußendiskurses. Auf die regionale Dimension des preußischen Erbes verweist Andrzej Kopacki: Hier bieten sich Ansatzpunkte für eine neue Preußen-Rezeption. Das bekannteste Beispiel dieser regionalen Aneignung des preußischen Erbes ist die Tätigkeit der Allensteiner Kulturgemeinschaft Borussia. Deren langjähriger Vorsitzender Robert Traba vertritt die Auffassung, die Beschäftigung mit der preußischen Landschaft und ihren Baudenkmalern könne dazu beitragen, dass die polnischen Bewohner der ehemals preußischen Gebiete von Verwaltern (Jan Józef Lipski) zu Miterben des preußischen Kulturgutes würden. In ähnlicher Weise argumentiert Andreas Lawaty in seinem Beitrag „Preußen liegt in Polen“: Viele Polen hätten das preußische Erbe in ihren West- und Nordgebieten seit 1989 längst für sich entdeckt. Bei der Integration Preußens in das kulturelle Gedächtnis Polens sei jedoch zu beachten, so Lawaty, dass die östlichen Provinzen Preußens keineswegs multikulturelle Paradiese waren. In Deutschland sei Preußen tot, stellt Adam Krzemiński in seinem abschließenden Beitrag fest, aber in Polen lebe sein Erbe weiter. Die antipreußische polnisch-nationale Legende habe an Bedeutung verloren und der preußische *genius loci* beginne, die lokale polnische Gesellschaft neu zu formen.

Zwei Ebenen sind es, auf denen sich die polnische Preußen-Rezeption bewegt. In der Diskussion um Preußen als Gesamtstaat, so lässt sich auch dem abschließenden Gespräch zwischen Adam Krzemiński und Rudolf von Thadden entnehmen, sind zwischen Deutschen und Polen zwar nach wie vor unterschiedliche Perspektiven und Positionen sichtbar, doch haben die Unterschiede wesentlich an Schärfe verloren. Die in Polen wie in Deutschland geführten Debatten darüber, welche „preußischen Tugenden“ für die Gegenwart relevant sein könnten, bringen kaum neue Erkenntnisse und sind allenfalls als Grad-

messer für die Konstruktion oder Dekonstruktion von Legenden von Belang. Weitaus interessanter ist die regionale bzw. lokale Ebene der Auseinandersetzung mit dem preußischen Erbe. Wie eignen sich die Bewohner von Schlesien, Großpolen, Pommern, Pommerellen/Westpreußen und Ermland-Masuren/Ostpreußen das preußische Erbe an? Welche Traditionen greifen sie auf, welche nicht? Welcher Wandel vollzieht sich in der Einstellung zu preußischen Herrenhäusern, Denkmälern oder Verwaltungsgebäuden? Diese Fragen dürften in den nächsten Jahren weiterhin die polnische Preußendiskussion bestimmen.

Basil Kerskis Band eröffnet aber auch für den Preußendiskurs in Deutschland, der komparatistisch allzu oft auf Westeuropa fixiert ist, die Einsicht, wie lohnenswert es sein könnte, den polnischen Standpunkt zu reflektieren. Der positive Eindruck, den der Band vermittelt, wird freilich dadurch getrübt, dass sich bei einer Zusammenstellung dieser Art zahlreiche Wiederholungen offenbar nicht vermeiden lassen. Nicht zu überzeugen vermag der Anhang. So offeriert die Zeittafel zur preußisch-polnischen Geschichte die Erkenntnis, dass der Nordische Krieg bereits 1720 endete, und zum Jahr 1848 heißt es sogar: „Die Autonomie Posens wird durch Reichskanzler Bismarck aufgehoben, Gründung der Provinz Posen-Westpreußen“. Bei der Durchsicht der „Ausgewählten Literatur“ erschließt sich nicht, welches Kriterium der Auswahl zugrunde gelegen haben könnte. Von diesen Mängeln abgesehen, empfiehlt sich der Band als Pflichtlektüre für Preußen-Freunde oder -Feinde.

Christian Pletzing, Lübeck

Sigrd Rausing, *History, Memory, and Identity in Post-Soviet Estonia. The End of a Collective Farm.* Oxford: Oxford University Press 2004, 176 S., Abbildungen (Oxford Studies in Social and Cultural Anthropology); Olaf Mertelsmann, *Der stalinistische Umbau in Estland. Von der Markt- zur Kommandowirtschaft.* Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2006, 304 S., Tabellen, Abbildungen (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa. 14).

Das Thema der beiden hier anzuzeigenden Bücher sind die Systemwechsel im Estland des 20. Jahrhunderts. Der von den beiden Autoren jeweils gewählte Ansatz könnte jedoch unterschiedlicher nicht

sein. Es geht ihnen zwar um komplementäre, eng aufeinander bezogene Entwicklungen – Sowjetisierung und Desowjetisierung –, doch dürften die beiden Autoren sich nicht viel zu sagen haben. Zu sehr geht es dem einen um die „harten“ Aspekte des Themas ökonomische Sowjetisierung einer Nationalwirtschaft, während sich die andere nahezu ausschließlich für die „weichen“ Elemente des Transformationsprozesses, wie z.B. Erinnerung und Identitätswandel, interessiert und sich ohnehin in der Darstellung auf einen eng begrenzten sozialen Raum zurückzieht. Gemeinsam ist beiden Studien allerdings, dass sie unsere Kenntnisse über die (eigentlich von beiden großenteils ausgesparte) Sowjetära in Estland durchaus erweitern. Während Mertelsmann ihre gewaltsamen Rahmenbedingungen einmal nicht aus der Perspektive des politischen Terrors verdeutlicht, sondern die den Alltag nicht minder prägende schematische Oktroyierung des sowjetischen Wirtschaftssystems vorführt, betont Rausing anhand ihrer lokal begrenzten Feldstudie die Prägekraft des sowjetischen Alltags über die Zäsur von 1991 hinaus. Sie thematisiert damit ein durchaus vernachlässigtes Thema der Transformationsforschung: Zwar wollte man zu Beginn der erneuten Unabhängigkeit dem Land den strukturellen nationalen Rahmen der Vorkriegsrepublik überstülpen, doch geschah dies mit Menschen, in deren Vorstellungen von Estentum sich unweigerlich manche Elemente des „homo sovieticus“ eingeschlichen hatten.

„Erst Hunger, dann Elend“ – so dechiffrierte die Bevölkerung Estlands die estnische Abkürzung ENSV des neuen Staatsnamens „Estnische Sozialistische Sowjetrepublik“ („*Enne nälg, siis viletsus*“) bereits im November 1940, drei Monate nach der feierlichen Aufnahme in die Völkerfamilie unter Stalins Zepter (Mertelsmann, S. 29). Gleichzeitig verfielen die neuen Herren im Land, vor allem zahlreiche Rotarmisten, in einen wahren Kaufrausch. Legende sind die Berichte aus allen drei 1940 annektierten baltischen Republiken über fassungslose Soldaten, die sich im Schlaraffenland wähten, da sie – nicht zuletzt dank manipulierter Wechselkurse – selbst in kleinsten Dorfläden soviel einkaufen konnten, wie sie wollten.¹ Was den einen als katastrophale Verschlechterung der Lebensverhältnisse vorkam, galt

¹ Für Lettland z.B. dargestellt von Irena Saleniece, Die sowjetischen Soldaten in den Augen der Einwohner Lettlands: Die 1940er Jahre (nach mündlichen Quellen), in: Narva und die Ostseeregion. Beiträge der II. Internationalen Konferenz über die politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Russland und der Ostseeregion (Narva, 1.–3. Mai 2003), hrsg. v. Karsten Brüggemann. Narva 2004 (Studia humaniora et paedagogica Collegii Narovensis. 1), S. 311-324.

den anderen als Paradies. Der schon unter den Zaren spürbare kulturelle Unterschied hatte sich seit der Revolution von 1917 und der Lostrennung Estlands vom Russischen Reich im Jahr darauf in bemerkenswert kurzer Zeit zu einem wirtschaftlichen Abgrund ausgeweitet, der vor allem den Bereich der Konsumgüterproduktion betraf. Nimmt man die ideologische Erziehung in der Sowjetunion hinzu, die in den ehemaligen Zarenprovinzen nichts als ausgebeutete Kolonien des Imperialismus sehen wollte, in denen die Werktätigen am Hungertuch nagten, so kann man sich in etwa vorstellen, wie heftig der Kulturschock für die meist jungen Soldaten der Sowjetarmee gewesen sein muss.

Die Kulturanthropologin Rausing stellt in ihrer Arbeit wiederum fest, dass ihre Protagonisten, die Bewohner der Halbinsel Noarootsi im Westen des Landes, die (wieder) einschwappende westliche Warenwelt nach 1991 keineswegs als etwas Unerhörtes ansahen. Vielmehr sahen sie sich dadurch in ihrer Auffassung von „Normalität“ bestärkt und bemühten sich, den neuen (teuren) Überfluss als etwas Natürliches anzusehen: Denn schließlich gehöre Estland ja seit jeher zum „Westen“. Dieser von Rausing postulierte Diskurs der Normalität von allem nicht-Sowjetischen hätte aber, und dies ist eine der wesentlichen Thesen ihrer Studie, in einer widersprüchlichen Koexistenz mit der Persistenz typisch sowjetischer Verhaltensweisen und Identifikationen gestanden. Rausing, eine in Schweden geborene Menschenrechtlerin und Vorsitzende des Sigrid-Rausing-Truists, hat 1993/94 als Englischlehrerin auf Noarootsi, das bis zum Zweiten Weltkrieg von den so genannten Küstenschweden, der schwedischen Minderheit in Estland, bewohnt war, als unmittelbare Augenzeugin teilgehabt am Transformationsprozess. Gleichzeitig war sie als Akteurin Teil der Reorientierung der ehemaligen V.I. Lenin-Kolchase auf Schweden, das zu Beginn der 1990er Jahre vor allem mit einer spezifischen Form von „Heimwehtourismus“ und Hilfsgütern in Erscheinung trat.

Sehr klar arbeitet Rausing in diesem Zusammenhang einen interessanten Widerspruch heraus: Während die Schweden in dieser von Landsleuten geprägten Region – wie bereits in den 1920er Jahren – ein idyllisiertes traditionsbewusstes Eigenes wiederzufinden hofften, von der noch stark sowjetisch „kontaminierten“ Realität jedoch abgeschreckt wurden, versuchten die Esten mühsam damit zurechtzukommen, dass sie selbst noch einen weiten Weg zur antizipierten „Normalität“ zurückzulegen hatten. So versuchten sie, sich aus dem Status des Hilfsgutempfängers durch möglichst wertvolle Geschenk-sendungen an die Schweden zu befreien. Die Autorin mit ihrer west-

lichen Perspektive muss dabei jedoch ihrerseits zugeben, dass es erst die abgetragenen Kleidungsstücke der Schweden waren, die ihr den Anblick der ehemaligen Kolchosniki auf Noarootsi „vertrauter“ werden ließen.

Während es bei Rausing um eine vorsichtige Analyse der Wahrnehmungen des Wandels und seiner Konsequenzen für die Menschen geht – wobei die persönliche Rolle der Autorin stets hinterfragt wird –, nimmt der Wirtschaftshistoriker Mertelsmann diese „weiche“ Perspektive nur hin und wieder illustrierend in Anspruch. Zweifel an seiner eigenen Sicht der Dinge, an seinem eigenen Narrativ der Normalität, kennt er nicht. Er weiß, was Kombinatdirektoren denken, und vermag sich sogar in einen Bauern hineinzusetzen (Mertelsmann, S. 57, 59). Warum er jedoch zu erwarten scheint, dass die Verstaatlichungen von Banken und Fabriken 1940 Widerstand auf dem Lande hervorrufen sollten, bleibt sein Geheimnis. Die von ihm hier als Beleg herangezogene Sekundärliteratur (Misunias/Taagepera, *Years of Dependence*. London 1993, S. 34) bestätigt gerade, dass kaum Verbindungen zwischen Stadt und Land bestanden haben. Auch wenn hier nur eine ungenaue Formulierung vorliegen sollte – deren es zahlreiche gibt –, haben wir es nicht nur mit zwei von der Methodik her unterschiedlichen Arbeiten zu tun: Auch ihr Stil unterscheidet sich diametral. Mertelsmanns Arbeit steht dabei im Kontext einer in Vorbereitung befindlichen größeren Studie über die Sowjetisierung der estnischen Gesellschaft, so dass man dieses Buch nicht als letztes Wort des Autors nehmen sollte. Der „stalinistische Umbau in Estland“ hat auch für ihn mit Sicherheit mehr Facetten als nur die Transformation von „der Markt- zur Kommandowirtschaft“, wie der etwas leichtfertig gewählte Titel zu suggerieren scheint. Zudem stützt man ob der hier intendierten These, die estnische Vorkriegswirtschaft habe trotz „der Subventionierung der Ölschieferindustrie, der korrupten Wirtschaftsstrukturen (...), des hohen Grads an staatlichen Interventionen und Regulationen sowie der ineffizienten Institutionen“ (Mertelsmann, S. 269) den heute gängigen Vorstellungen einer Marktwirtschaft entsprochen.

Pointiert schreibt der Autor den Umstand, dass die baltischen Sowjetrepubliken seit Ende der 1950er Jahre im Rahmen der Sowjetunion als Musterrepubliken galten, nicht der sowjetischen Modernisierung, sondern der Phase der Eigenstaatlichkeit und den günstigen ökonomischen Rahmenbedingungen der späten Zarenzeit zu. Somit gilt ihm die Entwicklung dieser Republiken geradezu „als Beleg für das Scheitern des sowjetischen Modells“. Verwunderlich sei hinge-

gen nur, dass dieses Modell so lange Bestand gehabt habe (S. 264, 270). Nun mag man dem Autor emotional gerne zustimmen, wenn er all die Schattenseiten der wirtschaftlichen Realität im Sozialismus als „natürliche Umstände“ des Systems verketzert. Allerdings ist der Erkenntnisgewinn gering, wenn man von der sicheren Position der „erfolgreichen“ Marktwirtschaft aus den Sozialismus à la UdSSR kritisiert, denn sein Scheitern steht fest. So ist man nach der Lektüre ein wenig enttäuscht zu erfahren, dass die Sowjetisierung der Wirtschaft im Anschluss an die Okkupation Estlands die schlechteste aller möglichen Alternativen gewesen sei. Nun ja, das dürfte schon im Kalten Krieg *communis opinio* gewesen sein, auch wenn Mertelsmann sich hier bemüht, aus dem Dickicht verfälschter statistischer Informationen eine einigermaßen plausible Schneise zu schlagen, die zu kritisieren einem ökonomischen Laien wie dem Rezensenten nicht ansteht. Trotzdem bleibt das heuristische Problem, ob man einem derartig auf propagandistischen Idyllen aufgebauten System wie dem der Sowjetunion mit der simplen „Entlarvung“ der Realität auf die Schliche kommen kann. Noch fragwürdiger freilich ist die in dieser Studie anzutreffende Gegenüberstellung von „Esten“ und „Sowjets“, die nur das heute im Lande immer noch virulente ethnisch konnotierte Täter-Opfer-Schema wiederholt. Viel interessanter wäre es doch zu untersuchen, inwieweit Vertreter des Systems, egal ob Gläubige oder Zweifler, Esten, Russen oder Vertreter anderer „Sowjetvölker“, mit diesem ja doch letztlich für jeden im Alltag sichtbaren Problem umgingen. Für welche Ziele haben sie gearbeitet? Oder wurden sie zu machtgierigen, egoistischen Individuen, die mit dem teleologischen Denken der Parteioberen nicht mehr in Einklang zu bringen waren? Einzelstudien über die persönliche Biografie der Technokraten des Stalinismus in der Peripherie wären mit Sicherheit eine große Bereicherung unserer Kenntnisse, für die Mertelsmann mit seiner detailreichen Studie bei aller Kritik an ihrer Anlage definitiv einen neuen Rahmen gesetzt hat. So macht er deutlich, dass die estnische Sowjetrepublik eben keine zur Ausbeutung freigegebene Kolonie darstellte – vielleicht mit der Ausnahme des „schrecklichen Jahres“ 1940/41 –, sondern Teil eines kollektiven utopischen Projekts war und dank seiner Infrastruktur, der gut ausgebildeten Arbeitskräfte und seiner geografischen Lage durchaus in den Genuss von zusätzlichen Investitionen des Zentrums gekommen ist (S. 99). Es wäre zu überlegen gewesen, diese prononcierte These der gesamten Arbeit zugrunde zu legen, da sie letzten Endes die *Raison d'être* des Systems darstellte, und von ihr ausgehend geschönte Statistiken und reale Auswirkungen zu konfrontieren.

Dass in der Sowjetisierung der kapitalistisch orientierten estnischen Wirtschaft der baltischen Staaten die ideologischen Vorgaben des Systems eine prägende Rolle gespielt haben, liegt auf der Hand. Der Sozialismus wollte es eben „anders“ machen als der Kapitalismus und jenen trotzdem „einholen und überholen“. Sein Scheitern an den Normen des verachteten (und heimlich bewunderten?) Widerparts zu messen, wie es Mertelsmann tut, ist in diesem Sinne jedoch wohlfeil, selbst wenn Moskau sich mit dem Postulat des „Überholens“ selbst unter den Druck eines „Wettbewerbs der Systeme“ setzte. Der „sozialistische Realismus“ forderte von seinen Untergebenen die Antizipation einer utopischen Zukunft, in deren Namen gegenwärtige Unbill zu ertragen war. Dass in demselben Namen erst das russische Dorf, später auch das estnische Dorf und damit die Landwirtschaft ganzer Regionen gewaltsam vernichtet wurde – entschieden gegen jedwede ökonomische Vernunft! –, focht ein System nicht an, das in letzter Konsequenz seiner Kollektivutopie hörig war. In der Sprache des Systems wäre ein Autor wie Mertelsmann mit seiner wissenschaftlichen Suche nach pragmatischen, wenn auch systemfremden Erklärungen für Probleme der wirtschaftlichen Struktur der Sowjetunion wohl als „bourgeois Nationalist“ gebrandmarkt worden. Er mag dies als einen Ehrentitel annehmen.

Bei Rausings Studie ist wiederum zumindest aus der Perspektive des Historikers ihr fehlender Mut zu Verallgemeinerungen zu beklagen. Sämtliche Schlussfolgerungen bezieht sie auf „ihre“ Gemeinde und wagt kaum einmal Estland insgesamt anzusprechen. Und wenn sie es tut, kommen höchst problematische Vergleiche zwischen einem estnischen Antirussismus und russischem Antisemitismus heraus (Rausing, S. 23). Hier zeigt sich zudem nicht nur die fehlende persönliche Erfahrung des letzten Jahrzehnts (die in einem Epilog aus der Perspektive des Oktober 2002 zu überbrücken versucht wird, in dem dann auch festgehalten wird, dass es die sich transformierende Gesellschaft der Jahre 1993/94 so nicht mehr gibt), sondern auch eine mangelnde Aufarbeitung der inzwischen zu ganzen Bibliotheken angewachsenen Forschung. Daher sind z.B. die von ihr vorgebrachten Angaben zur historischen Ereignissen zuweilen überholt, die Zahlen nicht mit dem aktuellen Forschungsstand abgeglichen. So wurden im März 1949 nicht etwa 80 000, sondern „nur“ gut 20 000 Personen aus Estland deportiert (Rausing, S. 123). Zudem ist ihr historischer Rückgriff auf die „Schwedisierung“ der Küstenschweden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwar lesenswert, doch fragt man sich, wo sie konkret den Bezug zur Gegenwart in einer während der So-

wjetzeit mehr oder weniger estisierten Region sieht. So bleibt als Berechtigung für diesen Abschnitt höchstens der historische Kontext für das schwedische Interesse an Noarrootsi und die versuchte „Selbstschwedisierung“ der Region nach 1991.

Rausings zentrales Thema ist die „Normalität“,² der sie unter so unterschiedlichen Aspekten wie dem Konsum- und Freizeitverhalten, der symbolischen Bedeutung sowjetischer Architektur oder von Feiertagen nachspürt. Oft fehlt es ihr leider an den notwendigen Kenntnissen der spezifischen sowjet-estnischen bzw. post-sowjetischen Umwelt, wenn sie etwa den Ausspruch einer Bekannten, die erstmals nach dem Krieg wieder in Helsinki war und das dort Erlebte mit dem Satz „It was quite normal“ quittierte, als Beleg für ihre These auffasst, „Normalität“ sei das nicht-Sowjetische (S. 37). Eher dürfte hier der aus dem Russischen ins Estnische übernommene Sinn des Wörtchens „normaalne“ gemeint gewesen sein, der etwas durchaus als positives Erlebtes charakterisiert. Des weiteren greift es etwas kurz, die leeren Fahnenhalter an jeder *chruščevka* als Signal für das Ende der Sowjetunion zu interpretieren (S. 47), wo doch bis heute an bestimmten gesetzlich verordneten Tagen in diesen Haltern die estnische Trikolore zu wehen hat. Interessant ist wiederum eine für das Umfeld, in dem sie sich bewegt hat, wohl typische Beobachtung, dass nämlich den männlichen Trinkern in der Sowjetzeit eine gewisse Aureole des widerständigen Individualisten und anarchischen Exzentrikers anhing, denen man (nicht nur) in der Lenin-Kolchose auf Noarrootsi mit Toleranz und Verständnis begegnet sei. Schon zu Beginn der 1990er Jahre hingegen hätte sich ihre Position in der Gesellschaft verändert, da das nun dominierende und aus der Vorkriegszeit bekannte Prinzip der individuellen Verantwortlichkeit die Alkoholiker zu Außenseitern gemacht habe und die ehemaligen Kolchosniki nicht mehr bereit und in der Lage waren, sie durchzufüttern, ihnen mithin die soziale Hängematte verloren ging (S. 50 f.).

Ebenso verdienen Rausings Überlegungen zur Kontextualisierung der Esten als „normales“ Volk in der Sowjetzeit und ihren Einfluss auf das Selbstbild bis in die Transformationszeit hinein unsere Beachtung. Rausings Ansicht nach sei das vom Regime forcierte, formal nationale Bild der „Esten“ – mehr als sein sozialistischer Inhalt – als Selbstbild über 1991 hinaus lebendig geblieben. So sei die „normative

² Ähnlich wie bei Daina Stukuls Eglitis, *Imagining the Nation. History, Modernity, and Revolution in Latvia*. University Park, PA 2002. Siehe meine Rezension in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 53 (2005), S. 460 f.

modularity“ der Repräsentation der „Brudervölker“ in ihren Nationaltrachten, wie sie den sowjetischen Nationalkitsch visuell ausgezeichnet hat, bei ihren Gesprächspartnern nie auf Widerstände gestoßen. Vielmehr sei die artifizielle Objektivierung traditioneller Kultur von ihnen nicht nur als „authentic part of the expression of Estonianness“ akzeptiert, sondern auch gegen die befürchtete Verwestlichung der estnischen Kultur in Stellung gebracht worden (S. 138). Es entbehrt tatsächlich nicht eines gewissen Zynismus, dass die hier präsentierten schematisierten Trachtenvarianten meist der vom System als „Kulaken“ verteufelten bäuerlichen Oberschicht entnommen waren, die es in der sozialistischen Realität gar nicht mehr geben durfte. Man müsste einmal näher untersuchen, ob diese die bäuerlichen Traditionen kopierenden Visualisierungen des „Volkes“ im gesamtsovjetsischen Kontext tatsächlich, wie Rausing meint, als Schlag gegen den „bourgeois Nationalismus“ gedacht waren, so verlockend diese These in Bezug auf die baltischen Republiken und ihre Titularvölker auch sein mag (S. 65). Überflüssig erscheint hingegen ihre seitenlange Interpretation von Führerbildern aus den 1930er Jahren (S. 133-136), um zu dem kaum überraschenden Schluss zu kommen, dass die Kontextualisierung von Ethnizität im sowjetischen Rahmen im Sinne einer Objektivierung und Modularisierung ideologisch höchst willkommen war.

Beide Arbeiten ringen mit dem sowjetischen bzw. russischen Kontext estnischer Geschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er ist ihnen fremd und nicht ganz geheuer, womit sich beide Autoren als außerhalb des eigentlich estnischen Rahmens stellen. Tatsächlich haben wir es mit Studien zu tun, die einen Blick von außen wagen. Dies soll keine Kritik sein, im Gegenteil. Es zeigt nur eine Tendenz, die wohl auch noch einige Zeit andauern wird. Die Sowjetzeit wird von den estnischen Historikern nur äußerst zaghaft angegangen, wenn man einmal Abhandlungen, die das Narrativ des nationalen Leids betonen, bewusst beiseite lässt. Es sind im weitesten Sinne ethnografische und anthropologische Studien, die zurzeit auf sich aufmerksam machen, in denen die Bewältigung von Lebenskrisen in der Sowjetzeit und der gesellschaftliche Umgang damit behandelt werden (Ene Kõresaare, Terje Anapeio).³ Dabei fehlt immer noch eine nüchterne historische Abhandlung über die Jahre 1940–1990, die weder einem na-

³ In englischer Sprache z.B. nachzulesen in: *She Who Remembers Survives. Interpreting Estonian Women's Post-Soviet Life Stories*, hrsg. v. Tiina Kirss, Ene Kõresaar u. Marju Lauristin, Tartu 2004.

tionalen noch einem „internationalen“ Narrativ verpflichtet wäre. Auch dies muss wohl zunächst mit dem Blick von außen versucht werden.

Karsten Brüggemann, Tallinn

Thomas Serrier, Provinz Posen, Ostmark, Wielkopolska. Eine Grenzregion zwischen Deutschen und Polen 1848-1914. Marburg: Verlag Herder-Institut 2005, X, 309 S. (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung. 12).

Thomas Serriers 2002 im französischen Original veröffentlichte Dissertation¹ ist in einer aktualisierten Form von Achim Russer weitgehend zuverlässig,² stilsicher und gut lesbar ins Deutsche übertragen worden. Die Arbeit ist für den deutschen Leser in zweierlei Hinsicht von besonderem Interesse. Zum einen betritt sie das zwar gut beachtete Forschungsfeld der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte, verlässt jedoch durch eine innovative Fragestellung und Methode ausgetretene Pfade. Zum anderen bringt sie oft bei den empirischen Grundlagen wie auch in der theoretischen Fundierung französische Sichtweisen zur Geltung, die gleichzeitig die Regionalstudie auf größere europäische Zusammenhänge hin öffnen, das fast zum Klischee geronnene besondere polnisch-französische Verhältnis neu beleuchten und erfrischende Aspekte in die vielfach auf der Stelle tretende deutsch-polnische Diskussion einführen.

Für Serrier handelt es sich bei dem Posener Gebiet geradezu um ein paradigmatisches „Schlachtfeld der Nationalismen des 19. Jahrhunderts“ (S. 279). Entgegen der klassischen Nationalismusforschung, die Frankreich als Musterfall der Nationsbildung durch die von einer Zentrale aus betriebene nationalkulturelle Integration aller Staatsterritorien betrachtet (S. 5), möchte Serrier den Blick verstärkt auf die Eigenständigkeit der Grenzregion und die in ihr zu beobachtenden nationalkulturellen Interaktionen lenken. Folglich stehen nicht die hinlänglich bekannten Maßnahmen der preußisch-deutschen Nationalitätenpolitik, die Entwicklung von nationaler Presse und Verei-

¹ Thomas Serrier, *Entre Allemagne et Pologne. Nations et identités frontalières, 1848–1914*. Paris 2002.

² Ein einziger, durch Rückübersetzung verursachter Fehler sei genannt: Die 1911 in Posen veranstaltete Exposition hieß „Ostdeutsche Landesausstellung“, nicht „Messe des deutschen Ostens“ (S. 95).

nen sowie die Ausbildung eines reaktiven Wirtschaftsnationalismus besonders in der polnischen Genossenschaftsbewegung im Vordergrund. Dies alles wird angesprochen, bildet aber vor allem ein faktografisches Gerüst für Serriers kulturgeschichtlichen Ansatz, der nach dem Verhältnis von nationaler und regionaler Identität fragt. Der von Serrier gewählte konventionelle Zeitrahmen vom Völkerfrühling bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs wird folglich nicht ganz streng beachtet. Denn einerseits greift der Autor im Zusammenhang erinnerungskulturell und geschichtspolitisch bedeutsamer Themen immer wieder bis zu den Teilungen Polens und weiter zurück, andererseits fehlt es nicht an Ausblicken auf die Entwicklungen bis hin zur NS- und Nachkriegszeit. Innerhalb seines Betrachtungszeitraums sieht Serrier den wichtigsten nationalitätenpolitischen Umbruch weniger in der Revolution von 1848 oder in der Reichsgründung von 1871, als vielmehr in den dazwischenliegenden, von der Forschung weniger beachteten Jahrzehnten, die er als die eigentliche Formierungsphase der deutschen und der polnischen Nationalbewegungen ansieht. Das entscheidende Datum innerhalb dieses Zeitraums war der gescheiterte Aufstand im russischen Teilungsgebiet von 1863/64, der endgültig die Unvereinbarkeit der Bestrebungen der polnischen Nationalbewegung mit der vollständigen Integration des Posener Gebietes in den preußischen Staat vor Augen führte (S. 34). Die Bedeutung des Jahres 1871 liegt für Serrier darin, dass die preußische Polenpolitik fortan nicht einfach in einem erweiterten Rahmen fortgesetzt wurde, sondern durch die Dynamik der Reichsgründung eine zusätzliche Qualität erhielt (S. 33).

Dennoch benötigt Serrier einen längeren Anlauf über zwei umfangreiche Kapitel (S. 22-130), um seinen eigentlichen empirischen Schwerpunkt in die bisherige Forschung einzuordnen. Er zeichnet nach, wie sich die preußische Regierung von einer zu Anfang die polnischen Eigentümlichkeiten nicht gänzlich verwerfenden Haltung immer weiter entfernte, bis sie schließlich in wilhelminischer Zeit auf die Politik der „inneren Kolonisierung“ einschwenkte. Standen zunächst noch strategisch-logistische Funktionen des Gebiets als Bindeglied zwischen den Ostprovinzen Preußens im Vordergrund, verschob sich der Schwerpunkt der Regierungspolitik allmählich nicht zuletzt unter dem Einfluss des nationalen Erwachens der deutschen Bevölkerung in Richtung auf eine „negative Polenpolitik“ (Klaus Zernack), welche die Eindämmung aller polnischen Autonomiebestrebungen zum Ziel hatte. Hierbei spielten, so Serrier, die nach der Grenzregelung von 1815 zugezogenen Deutschen eine maßgebliche Rolle,

von denen die kulturelle Umwertung der Provinz zur „Ostmark“ und das Ideologem einer deutschen „Kulturträgermission“ ausgingen. Serriers Perspektive ist auch in diesen Passagen eine entschieden kulturhistorische, wenn er beispielsweise die konfligierenden Wertungen Napoleon Bonapartes und der Episode des Herzogtums Warschau (1807–1813) im kulturellen Gedächtnis der polnischen und der deutschen Bevölkerung darlegt, um die „Nationsbildung durch Trennung“ (Werner Conze) zu veranschaulichen (S. 91–96). Interessant ist auch Serriers Hinweis auf die personellen und institutionellen Kontakte, die zwischen verschiedenen Grenzregionen des Deutschen Reiches hergestellt wurden und die beispielsweise den Ostmarkenverein auf die analoge Grenzlandproblematik in Elsass-Lothringen aufmerksam werden ließen (S. 96 ff.).

Die jüdische Bevölkerung der Provinz nahm eine Zwischenstellung zwischen Polen und Deutschen ein, die sich jedoch in charakteristischer Weise von der Lage der Juden in den anderen Teilungsgebieten unterschied. Denn im Posener Gebiet optierten die Juden unter dem Einfluss der preußischen Emanzipationsgesetzgebung in großer Mehrheit für eine Akkulturation an die deutsche Bevölkerung, im Verlauf derer sich viele zum Konfessionswechsel oder zum Fortzug in den Westen entschlossen. Bis 1910 sank die jüdische Bevölkerung auf einen Stand von etwa 35 000 (ca. 1% der Gesamtbevölkerung), die hauptsächlich in den größeren Städten der Provinz (Posen, Bromberg, Inowrazlaw/Hohensalza) ansässig waren. Trotz ihrer Bevorzugung der deutschen Sprache und Kultur, die die ungleich besseren Aufstiegschancen eröffneten, blieben die Juden prädestiniert, in der sich verschärfenden nationalitätenpolitischen Auseinandersetzung eine Mittlerfunktion zu übernehmen. Zwischen deutscher Akkulturation und nationalitätenpolitischer Neutralität blieb ihre Position in vielen Fällen jedoch ambivalent, wie Serrier anhand einiger exponierter jüdischer kulturpolitischer Akteure nachweist, unter denen zahlreiche Historiker, Buchhändler und Intellektuelle waren, wie etwa der langjährige Posener Landesarchivar und Vorsitzende der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen (HPG), Adolf Warschauer.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt im umfangreichsten vierten Kapitel, das mit „Erfindung einer Grenzprovinz“ überschrieben ist (S. 131–274). Hier dekliniert Serrier sein Thema auf der Grundlage einer breit gefächerten Basis heterogener Quellen durch, darunter solchen, deren Nutzung immer noch keine Selbstverständlichkeit des historischen Handwerks ist, wie etwa Architektur und Denkmäler, Heimatliteratur und Schulbücher sowie Gebrauchs- und Gelegen-

heitspublizistik. Eine besondere Rolle bei den Bemühungen um eine historisch-kulturelle Aneignung der Provinz spielte die 1885 gegründete Historische Gesellschaft. Sie war zwar von ihrer wissenschaftlichen Zielsetzung her nicht per se als Instrument des Nationalitätenkampfes angelegt und machte Angebote zur Mitarbeit an polnische Wissenschaftler. Schlussendlich positionierte sie sich dennoch auf der deutschen Seite und versuchte, ein intellektuelles Gegengewicht gegen die früher etablierten Institutionen der regionalen polnischen Wissenschaft und Kultur zu bilden, insbesondere die kulturpolitisch sehr erfolgreiche Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft (PTPN). In den Schwerpunkten der wissenschaftlichen Aktivitäten der HPG spiegelte sich ihre geschichtspolitische Motivation: Für die Zeiten der polnischen Herrschaft bis 1772 bzw. 1795 wurde besonderer Nachdruck auf die Stadtgeschichte gelegt, da man in ihr die Bedeutung der deutschen „Ostsiedlung“, des deutschen Stadtbürgertums und des vermeintlich an die deutsche Siedlungsbewegung gebundenen Exports des Magdeburger Rechts als deutsche Aufbauleistungen nachzuweisen hoffte. Insgesamt überwogen aber in der deutschen Forschung die Arbeiten zum Zeitraum seit Beginn der preußischen Herrschaft, wobei dem bereits 1772 annektierten Netzedistrikt im Norden der Provinz und dem dortigen friderizianischen „Aufbauwerk“, der Episode der „Provinz Südpreußen“ 1793–1807 und den administrativen Vorgängen nach 1815 überproportionale Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Anders als in den als geschichtspolitische Vorbilder herangezogenen Provinzen Ostpreußen und Schlesien gelang es jedoch trotz aller historiografischen und kulturpolitischen Anstrengungen nicht, den Mythos von der durch die Kontinuität deutscher Kulturarbeit legitimierten deutschen Herrschaft in der Provinz Posen politisch und mental wirksam werden zu lassen. So mussten die Akteure der deutschen Nationalbewegung vorwiegend auf die allgemeine preußische oder reichsdeutsche Geschichtssymbolik zurückgreifen, von der aus sich nur mit Schwierigkeiten ein regionaler Bezug konstruieren ließ, wie Serrier am Beispiel der Denkmalsetzung für den 1831 in Posen verstorbenen General Neidhardt von Gneisenau erläutert (S. 243–247). Gegenüber dem polnischen Geschichtsbild, das die Provinz in die historische Region Großpolen (Wielkopolska) einordnen konnte und reich an entsprechenden nationalkulturellen Erinnerungsorten war, stand die Behauptung der Überlegenheit und Legitimität der preußisch-deutschen Herrschaft auf einem schwachen Fundament. Ebenso schlug der Versuch fehl, die seit der zweiten Hälfte des 19.

Jahrhunderts mit der Nationsbildung einhergehende Entwicklung eines an Landschaften und Orte gebundenen Heimatgefühls besonders bei den deutschen Neusiedlern und den hierher versetzten Beamten und Offizieren mental zu verankern. Vom Staat gelieferte materielle Anreize wie die 1903 gesetzlich zugesicherte „Ostmarkenzulage“ führten den Mangel an emotionaler Bindung an das Posener Gebiet nur allzu deutlich vor Augen. Hierin liegt die Erklärung für die Bereitschaft, mit der ein Großteil der Deutschen in das Reichsgebiet übersiedelte, nachdem das Gebiet 1918/19 an das wieder gegründete Polen zurückgefallen war.

Einige der stärksten Thesen des Buches weisen über seinen Betrachtungszeitraum hinaus. Serrier sieht in der Entwicklung der Posener Nationalitätenpolitik eine Vorwegnahme völkischen Denkens, wie es schließlich in den 1920er und 1930er Jahren dominierte und in den Rassismus nationalsozialistischer Prägung mit einging (S. 202). Die anscheinende Unentwirrbarkeit der nationalen Gemengelage und die Erfolglosigkeit der preußisch-deutschen Nationalitätenpolitik gerade im Posener Gebiet schien für die Zukunft immer radikalere Lösungen nahe zu legen. Das Überlegenheitsgefühl der staatlichen Repräsentanten und der kulturpolitischen Akteure auf deutscher Seite speiste sich nicht zuletzt aus der Rede von der „polnischen Wirtschaft“ (S. 120 f.), die jedoch im Verlaufe der Zeit in einen immer stärkeren Widerspruch zu der Propaganda geriet, die Region kulturell und ökonomisch aus ihrer Misere zu Zeiten der polnischen Könige befreit zu haben. Zum Referenzgebiet der „polnischen Wirtschaft“ wurde deshalb ersatzweise das für seine Rückständigkeit berühmte österreichisch-polnische Galizien, das allerdings nur selektiv im Hinblick auf sein agrarisches Elend wahrgenommen wurde, während man die Posen kulturell weit überlegenen galizischen Metropolen Lemberg und Krakau aus dieser Sicht ausblendete. Mithin wurde nicht der polnische Nachbar, wie er in Posen tatsächlich begegnete, sondern ein stereotypisiertes Bild „des Polen“ an sich zum Objekt der Polemik. Das völkische Denken sorgte nach 1918 dafür, dass sich der Anspruch auf die politische Dominanz in einem paradoxen Gegensatz zur aktuellen Grenzregelung entwickelte, indem er auf die mit deutschen Siedlungsinseln durchsetzten und angeblich von Deutschen kulturell erschlossenen Gebiete bis zur Weichsel ausgedehnt wurde. Aus den Posener Deutschen wurden unversehens die Deutschen an Weichsel und Warthe; das Feindbild war nicht länger einfach der polnische Nationalist, sondern ein ungleich bedrohlicheres „Slawentum“. So gesehen war es die Anwendung völkischen Denkens unter umgekehrten

Vorzeichen, welche nach 1945 in der Ideologie von der Wiederherstellung des „piastischen Polen“ und der Errichtung der polnischen Herrschaft bis an die Oder und Neiße wirksam wurde.

Serriers Buch besticht jedoch weniger durch griffige Großthesen wie diese. Vielmehr überzeugt es vor allem durch eine Vielzahl scharfsinniger und ausgewogener Analysen seines umfangreichen Materials, die interessante Sichtweisen erschließen und Anregungen für die weitere kultur- und mentalitätshistorische Forschung an der Grenzlandproblematik geben.

Andreas R. Hofmann, Leipzig

Skandinavien, Polen und die Länder der östlichen Ostsee. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, hrsg. v. Jarosław Suchoples u. Manfred Kerner. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego 2005, 449 S. (Willy Brandt Zentrum. 15; Acta Universitatis Wratislaviensis. 2719).

Der 15. Band des Willy Brandt-Zentrums der Universität Wrocław, „Skandinavien, Polen und die Länder der östlichen Ostsee. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft“, widmet sich den inneren und sozio-ökonomischen Entwicklungen der Ostseeländer im 19. und 20. Jahrhundert. Die Herausgeber – Jarosław Suchoples und Manfred Kerner – betonen in der Einleitung die Notwendigkeit einer Differenzierung innerhalb der sog. „Baltischen Staaten“ (S. 11), da von einer einheitlichen Entwicklung im Sinne einer Region keine Rede sein könne. Der Sammelband sei daher ein Versuch, „bestimmte Besonderheiten“ und „prägnante Fälle“ (S. 11) in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik, Kultur und Geschichte des jeweiligen Landes zusammenzufassen. Das Spektrum der abgedruckten Beiträge umfasst Themen aus den Gebieten Sozial- und Politikwissenschaften, Geografie, Geschichte und Ökonomie. Aus dieser thematischen Breite ergibt sich eine entsprechende methodologische Vielfalt.

Der Band enthält 14 Beiträge, die alphabetisch, nach den Namen der Autoren, geordnet sind. Der Autor des ersten Beitrags „Die deutsch-finnischen Beziehungen 1933 bis 1945“, Nikolas Dörr, analysiert den Wandel der deutschen Finnland-Politik und den Weg zum „Waffenbruder Finnland“ (S. 29) in der im Titel angegebenen Zeit. In seinen Recherchen, die den Winter- und Fortsetzungskrieg und auch

den Lapplandkrieg umfassen, stützt sich Dörr auf autobiografische Aufzeichnungen des deutschen Botschafters in Helsinki von 1935 bis 1944, Wipert von Blücher, benutzt aber auch andere Quellen wie das Tagebuch von Generaloberst Franz Halder und die Autobiografie Karl Gustaf Mannerheims. Als „unumgänglich“ erweist sich in diesem Kontext die Analyse der sowjetisch-finnischen Beziehungen zu dieser Zeit. Während, wie Dörr zeigt, die deutsch-finnische Waffenbrüderschaft für die Deutschen aus ökonomischen, rassistisch-propagandistischen, politisch-geografischen und militärischen Gründen wichtig war, waren es für Finnland primär militärische Gründe, da das Land einen starken militärischen Partner brauchte, um der Sowjetunion entgegentreten zu können. Dem Aufsatz ist ein Anhang mit zentralen Daten und Personen beigelegt, der zum besseren Verständnis der behandelten Problematik beiträgt.

In seinem Artikel „NATO-Osterweiterung. Anforderungen der NATO und polnische Integrationsbemühungen“ setzt sich Jan Grotmann-Höfling als Ziel die Analyse und Bewertung der politischen und militärischen Bemühungen, die Polen unternahm, um als vollberechtigtes Mitglied in die NATO aufgenommen zu werden. Ausgehend von einem Überblick zur NATO-Osterweiterung schildert der Autor die Interessenlagen und Handlungsmotive der wichtigsten Akteure (Polen, NATO-Länder, Russland) und die Erwartungen und Anforderungen der NATO an Polen. Grotmann-Höfling benutzt in seiner Arbeit Originalquellen, Dokumente und Sekundärliteratur und kommt zu dem Schluss, dass, obwohl Polen „die Allianz militärisch nicht wirklich gestärkt“ habe, die NATO durch den Beitritt des Landes ein politisch stärkeres Gewicht erhalte, da Polen als Mitglied die gleichen Werte vertrete wie die übrigen Mitglieder. Dem Beitrag wurden drei Anhänge beigelegt, die wichtige Ergänzungen zur besprochenen Thematik liefern: 1. die Absichten und Leitprinzipien einer Erweiterung, 2. die Elemente militärischer Effektivität, 3. die politischen und militärischen Erwartungen an neue Mitglieder.

Die Nordische Kooperation ist Gegenstand einer Darstellung von Ann-Ulrike Henning unter dem Titel „Beiträge zur Zusammenarbeit in der Ostseeregion – das Beispiel des Nordischen Informationsbüros in Riga“. Neben der Entstehungsgeschichte dieser Form der Zusammenarbeit und ihren Zielsetzungen erläutert die Autorin auch die Erweiterung des Konzeptes auf die Baltischen Staaten. Darüber hinaus werden in dem Beitrag die Nordisch-Baltische Zusammenarbeit und ihre Arbeitsbereiche präsentiert, darunter das Rahmenprogramm „Closer Neighbours“ der Nordischen Kooperation und die Arbeits-

bereiche des Nordischen Informationsbüros in Riga. Anhand der Ergebnisse der durchgeführten Evaluation der bisherigen Arbeit des Nordischen Informationsbüros in Riga weist Henning auf die Notwendigkeit der weiteren Zusammenarbeit auf diesem Gebiet hin.

In ihrem Aufsatz „Die Umbildung der Verwaltungsstrukturen in Polen. Ausgangssituation, Quellen und Ressourcen, Ergebnisse“ schildert Juliane Hübner zunächst die Ausgangssituation für die Verwaltungsreformen in Polen. Den grundlegenden Funktionen und Organisationsstrukturen eines kommunistischen Systems werden Funktionen und Strukturen der Verwaltung demokratischer politischer Systeme gegenübergestellt. Eine von der Autorin durchgeführte Analyse der erfolgten Reformen bezüglich der juristischen Grundlage der Verwaltung und ihrer Institutionen auf Zentral-, Regional-, Lokal- und Kommunalebene ergab, dass trotz enormer Fortschritte in dieser Hinsicht, wie z.B. die eingeleiteten Dezentralisierungsmaßnahmen, immer noch funktionale Defizite erkennbar seien. Der Anhang, der eine Übersicht über wesentliche Rechtsakte zur Reform der Verwaltungsstrukturen in Polen, eine Auflistung der Aufgabenbereiche der Selbstverwaltungseinheiten und die Finanzquellen der Selbstverwaltungseinheiten umfasst, ermöglicht einen komplexen Einblick in den strukturellen Wandel innerhalb der Verwaltung Polens seit 1989.

Die Probleme und Fortschritte in der Umsetzung einer europäischen Sozialpolitik, die mit dem Beitritt zur Europäischen Union in Litauen, Lettland und Estland aufgetreten sind, bilden den Ansatz zu Untersuchungen Christina Kärchers in „Der EU-Osterweiterungsprozess und die Entwicklungen in der Sozialpolitik der Baltischen Staaten“. Zuerst wird die Entwicklung der Sozialpolitik auf der Ebene der Europäischen Union sowie ihre Bedeutung für die osteuropäischen Kandidaten erläutert und dann der Fokus auf die Baltischen Staaten gerichtet. In ihrer Analyse versucht die Autorin aufzuzeigen, dass der neofunktionalistische Ansatz für die individuelle Lage der Staaten nicht umfassend anwendbar und daher eine Suche nach Alternativen im sozialpolitischen Bereich auf nationaler Ebene notwendig sei. Gleichzeitig betont Kärcher mit Recht, dass die Probleme schwierig, aber nicht unlösbar und die mit dem EU-Beitritt eingeleiteten Prozesse nicht umkehrbar seien.

Mario Klee versucht in seinem Beitrag „Umweltpolitikversagen in der fossilen Energiewirtschaft in Russland. Ein Erklärungsversuch mit dem Modell der ‚Umweltpolitischen Leistungs- und Erfolgsfähigkeit‘ von Martin Jänicke“ zu erklären, warum es keine Bemühungen innerhalb des fossilen Energiesektors in Russland gab und gibt, die

auf eine Verringerung von Verschwendung und eine Erhöhung von Energieeffizienz abzielen. Der Begriff „Fossile Energiewirtschaft“ umfasst den Sektor der Wirtschaft, der sich mit Extraktion, Transport und Verarbeitung von Brennstoff befasst, wobei man Kernkraft ausschließt. Der besondere Schwerpunkt der durchgeführten Untersuchung liegt auf der Gaswirtschaft. Abschließend erklärt Klee an zwei Fallbeispielen die russische Umweltpolitik.

Mit den sozialen und politischen Hintergründen des Konflikts um die Region Schleswig-Holsteins und Lauenburg beschäftigt sich Stefanie von der Lippe in ihrem Aufsatz „Die deutsch-dänische Grenzregion. Konflikt und friedliches Zusammenleben im 19. und 20. Jahrhundert“. Die Schwerpunkte der Darstellung bilden folgende Aspekte: 1. der historische Hintergrund des Konflikts, 2. die juristischen Probleme und ihre Interpretationen, 3. die Interpretation der Situation durch die Einwohner innerhalb und außerhalb der Grenzregion und 4. die Situation der Minderheiten jenseits beider Grenzen. Zeitlich begrenzt sich die Arbeit auf die Periode zwischen den Kriegen des 19. Jahrhunderts und dem Ersten Weltkrieg. Als entscheidend erweist sich bei der durchgeführten Untersuchung der Aspekt der Sprache. Die übrigen Aspekte des Konflikts beziehen sich überwiegend auf Fragen der rechtlichen Verfassung und der Herrschaftsausübung. Durch das nach dem Zweiten Weltkrieg getroffene Abkommen zwischen den Regierungen beider Staaten und der Landesregierung Schleswig-Holsteins wurde jedoch „der dänischen Minderheit auf deutscher Seite weitest mögliche Freiheit und Unterstützung zugesichert“. Diese Lösung erwies sich, wie die Verfasserin feststellt, als Vorbild für andere Minderheitenprobleme in anderen Ländern (S. 225).

Lucius Mayer-Tasch untersucht in seinem Aufsatz „Die Effektivität des internationalen Umweltaktionsprogramms für die Ostsee“ das Umweltprogramm Baltic Sea Joint Comprehensive Environmental Action Programme – abgekürzt JCP – auf seine Wirksamkeit. Die Analyse umfasst den Zeitraum von 1992 bis heute. Obwohl das Programm allgemein als geeignetes Instrument zur Lösung einiger der dringlichsten ökologischen Probleme der Ostsee angesehen und als erfolgreich bezeichnet werde, gebe es trotz planmäßig erfolgter Umsetzung in einigen Bereichen und Regionen Defizite. Diese ließen sich dennoch, laut Autor, mit Hilfe von Innovationen leicht beheben. Eine wichtige Rolle werde dabei den skandinavischen Ländern und dem Erweiterungsprozess der Europäischen Union zugeschrieben.

Unter dem Titel „Unter Europäern‘ – die russische Exklave Kaliningrad nach der EU-Osterweiterung. Wirtschaftspolitische Perspek-

tiven im Koordinatenfeld Europäischer Nachbarschaftspolitik, regionaler Kooperation im Ostseeraum und der Rezentralisierung der Russischen Föderation“ erörtert Alexander Mionskowski die wirtschaftspolitische Situation Kaliningrads. Mionskowski verschafft sich und uns einerseits einen aktuellen Einblick in den Stand der Sonderwirtschaftszonen-Diskussion und -Problematik, andererseits schildert er die politische und ökonomische Situation des Gebietes im Jahre 2004. Danach werden die Planungen bezüglich der näheren Zukunft der Beziehungen zwischen der EU und Russland dargestellt und ein Überblick über bestehende und geplante regionale Kontakte zwischen der EU und Kaliningrad diskutiert. Der Autor kommt zu dem Schluss, dass zu den konstitutiven Maßnahmen von Seiten Russlands die Dezentralisierung gehören müsse, da nur dadurch eine dauerhafte und stabile Kooperation mit der EU verwirklicht werden könne.

Die offizielle Position Schwedens gegenüber dem Frauenhandel ist Gegenstand des Beitrags von Anne Pawletta „Frauenhandel in Schweden. Die Ergebnisse der Nordic-Baltic Campaign against Trafficking in Women 2002“. Ausgehend von der Nordic-Baltic Campaign against Trafficking in Women 2002 analysiert Pawletta die Strategie Schwedens gegenüber dem Frauenhandel zum Zwecke sexueller Ausbeutung. Die Autorin stützt sich dabei hauptsächlich auf Primärquellen, wie Veröffentlichungen der Regierung, Gesetze und Polizeiberichte sowie Berichte unabhängiger schwedischer Organisationen und Tageszeitungen. In der Initiative Schwedens für die Nordic-Baltic Campaign against Trafficking in Women 2002 sieht Pawletta den Versuch des Landes, seine Politik in der Frage von Frauenhandel und Prostitution als Vorbild für andere Staaten zu etablieren.

Isabel Reimold setzt sich in ihrem Artikel „Das estnische Genomprojekt – potentielles Vorbild für Deutschland“ mit dem Problem der Einrichtung nationaler Genbanken auseinander. Das am 8. Januar 2001 in Estland in Kraft getretene „Gesetz über die Forschung am menschlichen Genom“ stellt die Autorin dem vergleichbaren isländischen Datenbankgesetz gegenüber und geht auf die Unterschiede der beiden Projekte ein. Im Vergleich sei das estnische Modell überzeugender. Im zweiten Teil der Arbeit richtet Reimold ihren Blick auf Deutschland und untersucht unter Berücksichtigung verfassungsrechtlicher Aspekte, inwieweit die Einrichtung einer Gendatenbank unter staatlicher Aufsicht möglich wäre. Ihrer Überzeugung nach könne das estnische Gesetz in vielerlei Hinsicht für Deutschland einen Vorbildcharakter haben, wenn auch nicht vorbehaltlos.

Im Mittelpunkt der Untersuchung von Christof Ross „Die Oster-

weiterung der EU und neue EU-Außengrenze in Europa. Konsequenzen und Strategien für die mitteleuropäischen Beitrittsstaaten und ihre östlichen Nachbarn“ stehen die Folgen der EU-Erweiterung nach Osteuropa. Der Autor geht von der These aus, dass die EU mit der Erweiterung nach Osteuropa und durch die neuen Regelungen wie die Einführung restriktiver Asyl- und Migrationsregularien und strengerer Grenz- und Handelsregime eine „neue Mauer“ durch Mittel- und Osteuropa ziehe. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen neben den Baltischen Staaten und Polen auch die benachbarten Staaten Russland, Belarus und die Ukraine. Sie umfasst die Bereiche Politik, Wirtschaft, Kultur und Außenpolitik. Ross kommt zu dem Schluss, dass die Bewertung der durch die EU-Erweiterung entstandenen Situation und ihrer Einwirkung auf die östlichen Nachbarn nur differenziert erfolgen könne.

Mit der Veranschaulichung des Transformationsprozesses der polnischen Wirtschaft beschäftigt sich Jan Takeru Sielecki „Polens wirtschaftliche Transformation im Wandel der Zeit. Von der Wende 1989 bis zum EU-Beitritt 2004“. Einer Analyse der wirtschaftlichen Ausgangslage im Jahre 1989, dem Ende kommunistischer Planwirtschaft in Polen, folgt eine Schilderung der politischen Umwälzungen sowie der so genannten Schock-Therapie und ihrer Auswirkung auf die Wirtschaft. Darüber hinaus geht der Autor auf das wichtigste Merkmal der Transformation – auf den Strukturwandel durch die Privatisierung und die Rolle der ausländischen Investoren im wirtschaftlichen Aufschwung – ein. Im Weiteren wird der Integrationsprozess in die Europäische Gemeinschaft untersucht. Zur Veranschaulichung der Prozesse des Wandels dienen die ausgewählten Regionen Zachodniopomorskie/Westpommern und Pomorskie/Pommern/Pommerellen.

Hanna Wesner versucht in dem abschließenden Beitrag des Bandes „Die russisch-europäische Partnerschaft und die Region Kaliningrad. Zwischen Misstrauen und Integration“ zu analysieren, warum Kaliningrad, einer verhältnismäßig kleinen Region, eine überregionale Bedeutung für den gesamten Ostseeraum und für die Beziehung Russlands zu EU zugeschrieben wird. Die Untersuchung wird unter Berücksichtigung historischer Umstände durchgeführt. Die Autorin geht u.a. der Frage der Identität nach, wendet sich wirtschaftlichen und sozialen Konflikten zu, analysiert die Verhältnisse zwischen EU und Russland und präsentiert schließlich verschiedene Lösungsansätze für das Gebiet um Kaliningrad.

Im Kontext der vielen im Band vertretenen Fachgebiete ist das

Fehlen des im Inhaltsverzeichnis angekündigten Autorenverzeichnisses mit Angaben zu Person und Werk zu bedauern. Es wurde bei jedem Beitrag darauf hingewiesen, dass der jeweilige Autor in Berlin tätig ist, dies bleibt aber zunächst die einzige Information, die dem Leser zur Verfügung gestellt wird. In Zeiten häufiger akademischer Umstrukturierungen und mit wachsender Mobilität, wie wir sie erleben, wäre eine solche Auflistung äußerst wertvoll. Was für einen deutschen Leser relativ mühelos überprüfbar und nachvollziehbar ist – gemeint sind hier hauptsächlich Herkunft und akademische Sozialisation –, bedeutet für ausländischen Leser fehlende Transparenz. Dies schmälert jedoch kaum die inhaltlichen Werte des Buches. Von großem Vorteil ist der strukturierte und durchaus sorgfältig gegliederte Aufbau aller Beiträge nach strengem klassischen Muster mit Einleitung, Hauptteil und Zusammenfassung, einer Komposition, die dem Rezipienten äußerst entgegenkommend ist.

Der Band „Skandinavien, Polen und die Länder der östlichen Ostsee. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft“ ist für ein breiteres Lesepublikum von Bedeutung, denn die in ihm enthaltenen Texte betreffen viele Themenbereiche – Geschichte, Wirtschaft, Sozialwissenschaft, Umweltschutz und Politik –, die an die Ostseeregion anknüpfen, diese unter Berücksichtigung der historischen Perspektive betrachten und gleichzeitig einen Ausblick auf die zukünftige wirtschaftliche und politische Entwicklung wagen. Alles in allem handelt es sich um einen interessanten und nützlichen Sammelband, der einen großen Gewinn für Studierende und Lehrkräfte verschiedener Fächer darstellt. Es ist zu hoffen, dass dieser Band Verbreitung findet und die hier publizierten Analysen vor allem in den betroffenen Regionen als eine Anregung zur Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Prozessen dienen und dringend notwendige Dialoge einleiten.

Janina Gesche, Stockholm

Henri Vogt, *Between Utopia and Disillusionment. A Narrative of the Political Transformation in Eastern Europe.* New York/Oxford: Berghahn Books 2005, 334 S. (Studies in Contemporary European History. 1).

Das Thema der Transformation in Osteuropa infolge des Kollapses der Sowjetunion füllt mittlerweile ganze Bibliotheken. Nur selten je-

doch tritt in dieser Fülle von Literatur der Mensch als das eigentliche Objekt der politischen und sozioökonomischen Veränderungen ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Vogt lässt hingegen in seiner Studie Menschen ausführlich zu Wort kommen, die den Umbruch hautnah erlebt haben, sodass in der Zusammenschau gewisse Züge eines Narrativs der Transformationsperiode entstehen, aus denen dann, so das Versprechen des Autors, ein konzeptioneller Zugriff zu entwickeln sei. Was ihm gelingt mit seinem Ansatz, ist ein komplexes Panorama der Zeit zu präsentieren, ohne in allzu simple Kategorisierungen zu verfallen. Grundsätzlich stehen „Utopie“ und „Ambivalenz“ als begriffliches Werkzeug im Mittelpunkt der Konzeption, die schon für sich genommen sich einem allzu strikten Schwarz-Weiß-Schema widersetzen. So wird der Leser weniger mit Erklärungen denn mit – in gewisser Weise desillusionierenden – Annäherungen konfrontiert, gerade weil sie sich Verallgemeinerungen entziehen. So zeigt Vogt in seiner Arbeit in erster Linie eine Versuchsanordnung, deren Instrumentarium in weiteren Spezialstudien sicher verfeinert werden kann.

Diese Studie kann keinerlei Repräsentativität beanspruchen, ja sie ist im Grunde sogar das Ergebnis eines reichlich groben wissenschaftlichen Experiments. Dabei ist die Wahl der von Vogt verglichenen Länder durchaus überzeugend. Während ihm als Ausgangspunkt die Tschechoslowakei dient, zieht er als Vergleichsmaßstab das „etwas andere“ Ostblockland DDR und die Sowjetrepublik Estland heran. Der Autor hat je zwölf Personen in Prag, Ost-Berlin sowie Tallinn und Tartu einem Interview unterzogen, dessen Frageraster vom Frühjahr 1993 (Prag) bis zum Herbst 1996, als er in Estland Gespräche führte – die Interviews aus Berlin stammen vom Frühjahr 1995 –, verfeinert worden ist (S. 268-274). Reichen aber gerade einmal 36 Antworten aus, um ein Porträt dreier Länder zu zeichnen, zumal alle Respondenten der Generation der 1964–1973 Geborenen entstammen? So sehr sich Vogt dieser Einschränkung auch bewusst ist, so sehr ist er versucht, allgemeine Schlüsse über die untersuchten Gesellschaften zu ziehen. So sehr es in der Tat einen Unterschied macht, ob man 1989 25 oder 16 Jahre alt war, so wenig sagt es hingegen aus über die Eltern- oder gar Großelterngeneration der Befragten. Zwar kommen diese Menschen, deren Existenz zum Teil mit der Wende zusammenbrach, in den Reflexionen der Gesprächspartner durchaus vor, doch tut sich hier auf ganz „natürliche“ Weise eine Kluft der Erfahrungen auf, die in dieser Studie etwas in den Hintergrund tritt.

Dass das Buch trotz dieser formalen Einschränkung eine recht vergnügliche Lektüre bietet, liegt dann aber wohl doch an des Verfassers

Kunst, seine Gesprächspartner zum Reden zu bringen und die disparaten Äußerungen zu sortieren. Deutlich wird hier nicht nur der utopische Aufbruchsidealismus der osteuropäischen „Stunde Null“ mit all seinen Phantasien und Hoffnungen gerade unter der jüngeren Generation, sondern auch die ans Unendliche grenzende Aufspaltung der individuellen Lebensentwürfe in den Jahren der „Ambivalenz“ danach. Vielleicht wird hier und da die durchaus nicht weniger komplexe „Ostblockvergangenheit“ – ob innerhalb der Sowjetunion oder als Mitglied des Warschauer Pakts – zu sehr unter dem Aspekt der Eindämmung von individuellen Hoffnungen gesehen, aber eine Analyse des Alltags in kommunistischen Diktaturen hatte sich Vogt ja auch nicht vorgenommen. So sind es die vielen Facetten utopischer Zukunftsentwürfe, die – von Vogt mit Recht als „real element of any human life“ (S. 260) verstanden – die Offenheit der Situation im *annus mirabilis* deutlicher hervortreten lassen, als es manchem in der Rückschau lieb ist. Auf der anderen Seite ist Vogt kein „Herald of the revolution“, der das Gute nur im Wechsel zu erkennen glaubt. Gerade seine abschließenden Äußerungen über die Kraft der Tradition legen ein Zeugnis darüber ab, wie resistent individuelles Leben gegenüber gesellschaftlichen Veränderungen sein kann.

Ein weiterer positiver Aspekt dieses Buches ist die Hinterfragung kultureller Rekonstruktionen der Vergangenheit, wie sie zu Wendezeiten in heller Blüte stehen – in Vogts Worten „collective utopias“ (Kap. 6). Ihm zufolge war es nicht zuletzt der estnische Präsident Lennart Meri (1992–2001), der mit seinen Reden die zwei einander gegenüberstehenden Pole „Nationalismus“ und „Europäismus“ in eine konkrete Vision zusammenzuführen bestrebt war: Die estnische (nationale) Tradition weist das Land als europäisch aus. Zwar war die Grundidee hierzu nicht wirklich „completely novel“ (S. 235), da bereits die „Jüngsten“ um Gustav Suits zu Beginn des 20. Jahrhunderts ähnlich von Estlands „Europäizität“ sprachen. Doch kann man Vogt nur zustimmen, wenn er erklärt, dass Meris Perspektive die theoretische Gegenüberstellung der „universalen“ europäischen Idee mit dem partikularen Nationalismus auf den Kopf stellt: Während „Europäismus“ bei Meri in erster Linie eine Trennung zwischen Russland und Europa zieht, also grundsätzlich partikularistisch verstanden wird, ist der Nationalismus, begriffen als „kulturelle Kontinuität“ einer Gruppe von Menschen, fast universal zu verstehen, da er in keiner Weise die kulturelle Kontinuität anderer Gruppen in Frage stellt. Nun mag diese Komponente ein Spezifikum einer zahlenmäßig kleinen ethnischen Gruppe sein, ohne dass sie ganz gefeit wäre vor der Überbe-

tonung der eigenen Exklusivität. Doch bleibt es nach Vogts Überzeugung Meris Verdienst, die europäische Utopie für Estland greifbar gemacht zu haben, selbst wenn er schließlich auch im estnischen Identitätsdiskurs ein Element der Flexibilität zu erkennen glaubt, das für das Land eben neu gewesen sei. Sein diesen Abschnitt beschließender Satz: „One can become more ‚European‘ but simultaneously also more ‚national‘“ klingt aber doch sehr nach einer Paraphrase des berühmten Zitats von Suits: „Lasst uns Esten sein, aber werden wir auch Europäer!“ (1915). Auch wenn wir es nicht immer merken: Irgendwie wiederholt sich Geschichte doch, wenn auch in immer wieder neuen Kontexten. Darauf hinzuweisen bleibt des Historikers vornehmste Aufgabe.

Karsten Brüggemann, Tallinn

Wiedergewonnene Geschichte. Zur Aneignung von Vergangenheit in den Zwischenräumen Mitteleuropas, hrsg. v. Peter Oliver Loew, Christian Pletzing u. Thomas Serrier. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2006, 408 S. (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts. 22).

Die Dynamik des Geschichtsverlaufs ist unter anderem an Grenzänderungen abzulesen und dem damit verbundenen Bevölkerungsaustausch sowie den Prozessen der Ent- und Aneignung. Auf die Konstruktion der „wiedergewonnenen Gebiete“ der kommunistischen Machthaber in Polen nach 1945 anspielend, haben Peter Oliver Loew (Deutsches Polen-Institut, Darmstadt), Christian Pletzing (Academia Baltica, Lübeck) und Thomas Serrier (Europa-Universität Viadrina, Frankfurt a.d. Oder) Beiträge der Tagung „Wiedergewonnene Geschichte. Zur Aneignung von Vergangenheit in den Zwischenräumen Mitteleuropas“ (19.–20. Jahrhundert) herausgegeben, die im Juni 2004 in Lübeck stattfand.

In den 20 Aufsätzen werden pluridisziplinäre Zugänge praktiziert: Die einzelnen Analysen schöpfen aus einer traditionellen geschichtswissenschaftlichen, kunst- und architekturgeschichtlichen Forschung, aus geschichtlicher Diskursanalyse, Soziologie, Sozialgeografie, Stadtanthropologie und Literaturwissenschaft. Autorinnen und Autoren aus Deutschland, Polen, Frankreich und Russland untersuchen die Mitte des Kontinents, d.h. – rein geografisch betrachtet – das östliche

und westliche Mitteleuropa des 19. und 20. Jahrhunderts. Es handelt sich somit um eine Periode, zu der sich in diesen Regionen zwei unterschiedliche Prozesse abspielten: Einerseits strebte die Nationalisierung die Entstehung einer möglichst dichten Kohärenz oder sogar Uniformisierung an, andererseits wehrten sich die Regionen dagegen, indem sie sich selbst als Gegenpole zu Nationen konstruierten. Somit kommt es oft zu dem im Titel des Bandes festgehaltenen Wiedergewinnen der Geschichte.

In Anlehnung an den definitorischen Vorschlag von Philipp Ther¹ verstehen die Herausgeber des Bandes Europa als „ein[en] Kontinent der Zwischenräume“ und betonen Folgendes: „Wo es viele Nationen, viele Völker, Ethnien, Grenzen und Grenzüberschreitungen gibt, da gibt es auch viele Überschneidungen, Gebiete, in denen sich die Geschichten, Sprachen, Erinnerungen, die Verwandtschaftsbeziehungen, Identitäten, Mentalitäten und Animositäten überlagern, überlappen, miteinander verzahnen.“

Europa als Patchwork der Regionen, als Collage vieler miteinander verflochtener Zwischenräume – diese gegen die nationalen Meistererzählungen gerichtete Konstruktion Europas „von unten“ als Bestandteil einer neuen Sicht auf die Geschichte Europas bedarf einer intensiven, vergleichenden Aufarbeitung regionaler Geschichten, die sich bislang vielfach nicht oder nur unvollständig Gehör verschafft haben.“ (S. 9)

Die einzelnen Beiträge des hier besprochenen Bandes, die in drei Kapiteln – Stadt, Region, Symbole – versammelt werden, decken eine beachtliche Spannweite von Themen ab. Generell lassen sich dabei vier Metathemen herauskristallisieren.

Einige Autorinnen und Autoren analysieren die Wahrnehmung des Fremden und verschiedenartige Definitionen des Eigenen, so beispielsweise in Danzig (Barbara Bosak) und in den westlichen Grenzgebieten Polens nach dem Zweiten Weltkrieg (Dorota Bazuń). Die Perzeption von Fremdheit und Exotik wird am Beispiel des Huzulenlandes veranschaulicht (Maciej Górny); in die Perspektive von unten schreibt sich auch die Analyse der Logosphäre im Kaliningrad der letzten 20 Jahre (Alexander Sologubov).

¹ Philipp Ther, Einleitung: Sprachliche, kulturelle und ethnische „Zwischenräume“ als Zugang zu einer transnationalen Geschichte Europas, in: Regionale Bewegungen und Regionalismen in europäischen Zwischenräumen seit der Mitte des 19. Jahrhundert, hrsg. v. dems. u. Holm Sundhaussen. Marburg 2003 (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung. 18), S. IX-XXIX, hier S. XI.

Neben dieser bottom-up-Perspektive steht allerdings auch die top-down-Dimension im Mittelpunkt vieler Aufsätze. Ein beträchtlicher Teil der Texte ist der Umkodierung des öffentlichen Raumes gewidmet: Es wird die Toponymie in den preußischen Ostprovinzen (Christian Pletzing, Stefan Dyroff), die „Repolonisierung“ Stettins (Jan Musekamp) und Breslaus (Jacek Grębowiec) nach 1945 wie auch die Metamorphosen des Stadtkerns von Riga im 20. Jahrhundert (Jörg Hackmann) untersucht.

Zahlreiche Aufsätze beschäftigen sich mit den Prozessen der verordneten Geschichtsdeutung, was mehr als Eroberung denn als Wiedergewinnung der Geschichte zu deuten wäre. Untersucht werden z.B. die preußische Zäsur in der Provinz Posen (Marek Rajch), Versuche der Regionalisierung des Geschichtsunterrichts in Danzig (Peter Oliver Loew), Deutungskämpfe um den Sankt Annaberg (Juliane Haubold), das Überlagern alter durch neue Narrative am Beispiel der Kriegsdenkmäler im Elsass zwischen 1918 und 1945 (Christiane Kohser-Spohn), die Grenzmarkierungen in den Vogesen (Jean-Marc Dreyfus) wie auch Soldatensiedler in den polnischen Westgebieten nach 1945 als „lebendige Symbole“ der angeblichen Polonität dieses Territoriums (Joanna Wawrzyniak).

Schließlich werden in dem hier besprochenen Band auch vergleichende Studien vorgelegt. Verglichen werden verschiedenartige preußische Legitimierungsstrategien in Posen und Straßburg (Thomas Serrier); am Beispiel von Elsass und Oberschlesien werden politische Strukturen der beiden Grenzregionen des Kaiserreiches und Nazi-deutschlands gegenübergestellt (Ryszard Kaczmarek), und in einem anderen Aufsatz werden Identitätsbefindlichkeiten in der deutsch-polnischen und in der ukrainisch-slowakischen Grenzregion vergleichend analysiert (Katarzyna Stokłosa).

In der informativen Einführung weisen die Herausgeber auf den zentralen Aspekt des Bandes hin – das Wiedergewinnen der Geschichte: „Bezieht man dies auf die Geschichtskultur der europäischen Zwischenräume, so hat man es immer wieder mit Geschichten und Erzählungen zu tun, die zu einem bestimmten Zeitpunkt vergessen, verdrängt oder verboten wurden oder noch gar nicht erzählt waren. Diese Geschichten überdauern entweder im Funktions- oder im Speichergedächtnis und können in bestimmten historischen Konfigurationen aktiviert, reaktiviert bzw. konstruiert werden.“ (S. 11)

Wie Etienne François in seinem Resümee mit Recht konstatiert, werfen Grenzverschiebungen mit den damit einhergehenden Annexionen und Akkulturationen die Frage nach Konstanten und Verän-

derungen auf. Die Aufsätze des im Jahre 2006 im Harrassowitz Verlag veröffentlichten Bandes liefern zahlreiche Beispiele für die symbolische Handhabung der Geschichte, Legitimationsprozesse und somit Überprüfungen von Symbolen und den bisher geltenden Bezugssystemen.

Die sorgfältige redaktionelle Aufbereitung des Bandes und die gute Übersetzung vieler Beiträge aus dem Polnischen und dem Französischen ins Deutsche wie auch die Zugabe eines Ortsregisters verdienen es, gelobt zu werden. Die Herausgeber von „Wiedergewonnene Geschichte“ erwähnen eine Podiumsdiskussion zum Auftakt der Tagung, an der der polnische Autor Artur Daniel Liskowacki aus Stettin teilgenommen hat und dessen Gedicht „Kalt – warm“ in dem hier besprochenen Band abgedruckt wird. Die Beigabe der ganzen Podiumsdiskussion wäre allerdings wünschenswert gewesen.

Die Lektüre des vorliegenden Bandes beweist die Tragfähigkeit der Untersuchung von Ent- und Aneignungsprozessen in den Überlappungszonen. Zugleich lädt sie dazu ein, der bottom-up-Perspektive noch mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Es kann nur vermutet werden, dass im Zusammenhang damit ein historisierender Blick auf die interkulturelle Kommunikation, die in den letzten drei Jahrzehnten auch im deutschsprachigen Raum zuerst in Anlehnung an die US-amerikanische Forschung, dann dank origineller eigener Beiträge ein breites Instrumentarium von analytischen Kategorien ausgearbeitet hat, eine fruchtbare Erweiterung der Forschungsfragen ermöglichen würde. Es ist auch schade, dass Referate der Tagung, die der jüdischen Problematik in den Zwischenräumen Mitteleuropas gewidmet waren, in den Tagungsband nicht eingeflossen sind.

Nichtsdestotrotz kann abschließend festgestellt werden, dass der Band „Wiedergewonnene Geschichte“ eine quellengesättigte und facettenreiche Analyse der aufeinander liegenden Zeitschichten und der Spannungsverhältnisse zwischen Nation(en) und Region(en) in den mitteleuropäischen Zwischenräumen liefert.

Kornelia Kończal, Berlin

Kristine Wohlfart, Der Rigaer Letten Verein und die lettische Nationalbewegung von 1868 bis 1905. Marburg: Verlag Herder-Institut 2006, 366 S. (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung. 14).

Der Titel dieser Mainzer Dissertation hält, was er verspricht: Erschöpfend und gut strukturiert trägt Kristine Wohlfart das Material zu dieser wegweisenden nationalen Organisation der Letten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammen und untersucht ihren Beitrag zur lettischen Nationalbewegung bis zur Revolution von 1905. Im Vergleich zur gleichzeitig erschienenen Habilitation von Ulrike von Hirschhausen über Riga und die „Grenzen der Gemeinsamkeit“ in den verschiedenen nationalen Milieus der Düna-Metropole¹ ist man zwar versucht, an Wohlfarts Studie die großen Linien zu vermissen, das Porträt einer Stadt im ökonomischen und gesellschaftlichen *take off*, aber auch den Aspekt der Interaktion und gegenseitigen Beeinflussung verschiedener sozialer und ethnischer Gruppierungen in der rasant wachsenden multikulturellen Kommune. Gerade aber weil von Hirschhausen viele Aspekte nur anklingen lässt (und sie dem Rigaer Letten Verein gerade einmal 16 Seiten widmet), wirkt die vorliegende Arbeit geradezu solide, denn so wenig die Autorin auch grundsätzlich neue Ufer in der Interpretation ihres Untersuchungsobjekts betritt, so detailliert weiß ihre Leserschaft nun Bescheid über den Rigaer Letten Verein (RLV), den Motor der lettischen Nationalbewegung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Die Studie liest sich über weite Strecken wie eine Chronik der Aktivitäten des Vereins, deren Grundlage eine sichtlich akribische Archivarbeit gewesen ist. Somit erfüllt sie einen recht wertvollen Nebenzweck, nämlich den eines systematischen Führers durch das Historische Staatsarchiv Lettlands und die Handschriftensammlung der Akademischen Bibliothek, auch wenn der Leser oft im Unklaren gelassen wird, was für ein Dokument gerade zitiert wird, da er in den Anmerkungen nur die Archivsiglen findet. Ein weiterer Quellenkomplex, den die Autorin ausgeschöpft hat, ist die lettische Presse im Untersuchungszeitraum, die auf Informationen zum Verein gesichtet worden ist. Dies ist umso mehr berechtigt, als Mitglieder des Vereins

¹ Ulrike von Hirschhausen, *Die Grenzen der Gemeinsamkeit. Deutsche, Letten, Russen und Juden in Riga 1860–1914*. Göttingen 2006 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. 172). Vgl. meine Besprechung in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 56 (2008), S. 299 ff.

ganz wesentlich an der Entwicklung einer lettischsprachigen Presse mitgewirkt haben. Als Ziel ihrer Studie benennt Wohlfart eine Analyse der von Miroslav Hroch so genannten Phase B der ostmitteleuropäischen nationalen Emanzipationsbewegungen am lettischen Beispiel. Sie kommt dabei allerdings zu dem nicht sehr überraschenden (und irgendwie auch blassen) Befund, dass Hrochs Schema als Analysekategorie für die Letten „gut geeignet“ sei und sich die lettische Nationalbewegung in den europäischen Rahmen einfüge (S. 335). Die Konzentration auf die theoretischen Überlegungen von Hroch und Karl Deutsch lassen aber auch erkennen, wieso der Eindruck bleibt, Wohlfarts Ergebnis sei so erwartet wie blass: Sie geht nicht über die begrifflichen Kategorisierungen der zumindest ihrem Geist nach etwas veralteten Nationalismus-Theorien hinaus und benutzt einen Begriffsapparat, der über weite Strecken einem Wertekanon entspricht, dem die „nationalen Akteure“ in der Düna-Metropole des Russischen Reichs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verhaftet waren. Das Konzept der „Nation“ an sich und letztlich auch das Problem der „Lettisch“ werdung liv- und kurländischer Bauern bleiben merkwürdig schematisch – als ob es sich um einen gleichsam natürlichen Prozess gehandelt habe.

Stringent und nachvollziehbar erscheint demgegenüber die systematisch aufgebaute Analyse der Aktivitäten des RLV von seiner Gründung 1868 bis in die Zeit der ersten Russischen Revolution von 1905. Sprachlich sauber, verliert man sich zuweilen doch etwas in der trockenen Prosa der Autorin, wobei die osteuropäische Gewohnheit, die fast immer mitgenannten Initialen der Vornamen nicht aufzulösen, das Auge stört. Wir erfahren, mit welchen Mitteln der RLV sich im ersten Jahrzehnt seiner Existenz über Riga hinaus Anerkennung und Respekt verschaffte und sich zu einem Vertreter gesamtlettischer Interessen entwickeln konnte. Wir werden informiert über die innere Struktur des Vereins, seine prägenden Persönlichkeiten und soziale Zusammensetzung, die symbolträchtigsten Aktionen (wie etwa die Aufstellung eines Denkmals für „G. Merkel“ und die ein nationales Netzwerk bildende Organisation der Sängerkreise) sowie die Bemühungen, als Interessenvertretung der lettischen Landwirte zu fungieren.

Bereits ab Mitte der 1880er Jahre jedoch, und dies ist eine der grundsätzlich bemerkenswerten Feststellungen der Studie, zeichnete sich ab, dass der RLV seinen recht hartnäckig verteidigten Alleinvertretungsanspruch innerhalb der eigenen Zielgruppe zunehmend herausgefordert sah. Genau an diesem Aspekt ist der methodische

Unterschied zu von Hirschhausens Studie greifbar, die mit Hilfe ihres Begriffsapparats die Hervorhebung dieser Spannungen innerhalb der „nationalen Aktivisten“ präzise als Überwindung der einstigen ethnisch konzentrierten Historiografie charakterisiert, welche die inneren Konflikte nur als „Antagonismus bürgerlicher und sozialistischer Kräfte“ begreifen wollte. Dabei habe man es bei diesem Fall der Ausdifferenzierung des lettischen nationalen Milieus eher mit einer „Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Nationsdeutungen“ zu tun, welche die ostmitteleuropäischen Entwicklungen auf einmal gar nicht mehr so einzigartig im europäischen Kontext erscheinen lässt. Wohlfart bleibt hingegen ihrer grundsätzlich deskriptiven, auf ihren Gegenstand konzentrierten Linie treu und erkennt nicht das Potenzial, das in einer kulturwissenschaftlich oder auch nur mehr komparatistisch orientierten Nationalismusforschung liegen kann.

Mit einigem Recht legt Wohlfart somit die große Zäsur in der Wirkungsgeschichte des Vereins auf die Jahre 1883/84. Hinzu kommt aber die nach dieser Wende einsetzende Ablehnung der vom Staat durchgeführten zentralisierenden, „russifizierenden“ Reformen in den Ostseeprovinzen. Das Wesen dieser Reformen ist freilich nicht Gegenstand der Arbeit, doch hätte man ihre Wirkung auf die Aktivitäten des Vereins gerne genauer nachgelesen. So heißt es hier zum einen, dass er sich zuvor sehr um eine muttersprachliche Bildung der Letten gekümmert und für die Einrichtung einer Mädchenschule in Riga gesorgt habe. Diese habe dann aber nach 1892, dem Jahr der Einführung des Russischen als Unterrichtssprache, ihre „wichtigste Aufgabe“ nicht mehr erfüllen können. Trotzdem, so heißt es hier weiter, hätten „das soziale Umfeld der Schule, ihre Veranstaltungen und die Zugehörigkeit zum RLV auch für die ‚nationale Erziehung‘ der Mädchen“ gesorgt (S. 257). Hieran hätte man exemplarisch zeigen können, wie am Ende des 19. Jahrhunderts trotz aller widrigen Umstände Letten „gemacht“ wurden. Auch der Ansprache des Advokaten „A. Wäber“ zum 10. Jubiläum des RLV am 19. Februar 1878, in der trotz der Niederlage bei den gerade abgehaltenen Stadtverordnetenwahlen betont wurde, die Letten seien in Riga „keine Fremden mehr“, hätte einen guten Anknüpfungspunkt für eine Skizze des lettischen Selbstbilds geboten (S. 174), wie sie sich vielleicht aber nicht unbedingt Wort für Wort in den benutzten Archivquellen findet.

Insgesamt aber handelt es sich bei dieser Arbeit um eine extrem wertvolle Ergänzung unserer Kenntnisse über einen wesentlichen Aspekt der gesellschaftlichen Mobilisierung der Letten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und man kann gar nicht genug hervor-

heben, dass diese Arbeit in einer (immer noch) einigermaßen verbreiteten Sprache veröffentlicht worden ist, zumal man in den baltischen Staaten bei Studenten der eigenen Geschichte durchaus auf einige Überraschung stoßen kann mit der Behauptung, dass ohne Kenntnisse des Deutschen diese Geschichte nicht studierbar sei. Wohlfart hat dabei einen umfangreichen Korpus nicht nur an lettisch- oder deutschsprachigen Texten durchgearbeitet, sondern auch den Einbezug russischer Texte nicht gescheut, was ihre Professionalität bezeugt. Historiografiegeschichtlich, und das sollte eine Rezension auch vermerken, stellt die vorliegende Arbeit einen Zwischenschritt von der lettischen apologetischen Nationalgeschichtsschreibung zu einer modernen, theoretisch fundierten kulturwissenschaftlichen Studie dar, indem überhaupt einmal methodisch sauber mit (gleichwohl älteren) Modellen der Nationswerdung gearbeitet wird. Ein – allerdings entscheidendes – technisches Manko dieser Arbeit besteht darin, dass sie durch kein einziges Register erschlossen wird, obgleich sie sich von ihrem Ansatz her ja um eine quasi enzyklopädische Aufarbeitung des vorhandenen Materials zum RLV bemüht. Schon ein einfaches Namensregister (mit Nennung der Vornamen und Lebensdaten) hätte den Wert der Studie als Nachschlagewerk noch um einiges steigern können.

Karsten Brüggemann, Tallinn